



Einleitung in das Studium der indogermanischen Sprachen

<https://hdl.handle.net/1874/374548>

INDOGERMANISCHE GRAMMATIKEN.
BAND IV.

EINLEITUNG
IN DAS
STUDIUM DER INDOGERMANISCHEN SPRACHEN

EIN BEITRAG
ZUR GESCHICHTE UND METHODIK DER VERGLEICHENDEN
SPRACHFORSCHUNG

VON

B. DELBRÜCK.

VIERTE, VÖLLIG UMGEARBEITETE AUFLAGE.



LEIPZIG,
DRUCK UND VERLAG VON BREITKOPF & HÄRTEL.
1904.

HÄRTEL

50

VAN HAMEL

130

E DONATIONE

A. G. van HAMEL

PROFESSORIS
ORDINARII IN
ACADEMIA
RHENO-TRAIECTINA

1923—1946

THE HISTORY

OF THE

REIGN

OF

CHARLES THE FIRST

BY

JOHN BURNET

OF

THE UNIVERSITY OF OXFORD

IN TWO VOLUMES

THE SECOND

VOLUME

OXFORD

PRINTED BY R. CLAY AND COMPANY

1833

IN TWO VOLUMES

BIBLIOTHEK

INDOGERMANISCHER GRAMMATIKEN

BEARBEITET VON

B. DELBRÜCK, K. FOY, H. HÜBSCHMANN, A. LESKIEN,
G. MEYER, E. SIEVERS, W. STREITBERG, R. THURNEYSEN,
W. D. WHITNEY, E. WINDISCH.

BAND IV.

EINLEITUNG IN DAS STUDIUM DER INDOGERMANISCHEN SPRACHEN,
EIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE UND METHODIK DER VERGLEICHENDEN
SPRACHFORSCHUNG VON B. DELBRÜCK.

VIERTE, VÖLLIG UMGEARBEITETE AUFLAGE.

LEIPZIG,
DRUCK UND VERLAG VON BREITKOPF & HÄRTEL.
1904.

EINLEITUNG
IN DAS
STUDIUM
DER
INDOGERMANISCHEN SPRACHEN

EIN BEITRAG
ZUR GESCHICHTE UND METHODIK DER VERGLEICHENDEN
SPRACHFORSCHUNG

VON

B. DELBRÜCK.

VIERTE, VÖLLIG UMGARBEITETE AUFLAGE.



LEIPZIG,
DRUCK UND VERLAG VON BREITKOPF & HÄRTEL.

1904.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.



Vorrede.

Die vierte Auflage meiner Einleitung in das Sprachstudium, welche jetzt unter etwas bescheidnerem Titel erscheint, ist ein neues Buch, doch sind Tendenz, Darstellungsgebiet und Gliederung dieselben geblieben. Wie ich 1880 die Absicht hatte, den Anfänger in die Geschichte und die Aufgaben der vergleichenden Sprachforschung einzuführen, so habe ich auch jetzt nicht für meine Fachgenossen geschrieben, welche natürlich diese Dinge ebensogut oder besser verstehen wie ich, sondern ich habe Lernende und ferner Stehende im Sinn gehabt, welche sich eine Vorstellung davon machen wollen, wie es bei den Sprachforschern zugeht. Auf diesen gemeinverständlichen Charakter meiner Darstellung lege ich besonderen Wert. Das Buch möchte gelesen, nicht bloß im einzelnen Fall nachgeschlagen werden. Daß in einer solchen kurzen Zusammenfassung sehr häufig ein Gegenstand nicht ausgeführt werden, sondern lediglich auf die Bücher hingewiesen werden kann, in denen der Leser weitere Belehrung findet, versteht sich von selbst. Ich habe mich besonders gern auf Brugmanns Kurze vergleichende Grammatik bezogen und würde mich freuen, wenn meine Einleitung sich als eine Art von Ergänzung dieses Werkes bewähren sollte.

Mit dem ursprünglichen Plane, gerade diejenigen Probleme zu behandeln, welche im Jahre 1880 die Gemüter besonders beschäftigten, hing die Beschränkung auf Laut- und Formenlehre zusammen. Jetzt entstand naturgemäß die Frage, ob ich nicht die Syntax hinzuziehen sollte. Ich habe es versucht, es stellte

sich aber bald heraus, daß die Übersichtlichkeit der Darstellung stark darunter leiden würde. So habe ich es denn beim alten gelassen. Auch die Sprachpsychologie ist nur gelegentlich gestreift worden. Ich hoffe, bei einer neuen Bearbeitung meiner Grundfragen der Sprachforschung (Straßburg 1900) mich ernstlicher damit befassen zu können.

Was die Gliederung des Werkes in sich betrifft, so zerfällt auch die neue Darstellung in einen erzählenden und einen erörternden Teil. Dabei hat sich der erzählende gegen früher vergrößert, nicht nur weil es jetzt mehr zu berichten gibt als vor fünfundzwanzig Jahren, sondern auch weil es mir richtig schien, einen Abschnitt über die grammatischen Lehren der Griechen hinzuzufügen und die Ansichten Wilhelm von Humboldts ausführlicher darzustellen. In dem theoretischen Teil habe ich mit Absicht gern darauf hingewiesen, wieviel noch zu tun übrig ist; man wird aber, wie ich hoffe, zugleich den Eindruck empfangen, daß durch das Zusammenwirken so vieler hervorragender Männer (von denen ich einige in ihrem Wesen zu schildern versucht habe) ein stetiges Fortschreiten erreicht worden ist. *Multi pertransibunt et augebitur scientia.*

Jena, August 1904.

B. Delbrück.

Inhaltsverzeichnis.

Erstes Kapitel. Das Altertum.

	Seite
Dionysios Thrax und Apollonios Dyskolos	1
Die Elementarlehre.	1—2
Die Akzente.	3—4
Die Silbe	4
Die Redetheile	5—14
und zwar 1) ὄνομα 5—8, 2) und 3) ῥήμα und μετοχή 9—11, 4) und 5) ἄρθρον und ἄνωμα 11—12 6) πρόθεσις 12,7) ἐπίρ- ρημα 13, 8) σύνδεσμος 13—14.	
Stammbildungs- und Flexionslehre	14—17
Syntax	18—21

Zweites Kapitel. Von den Römern bis zur klassischen Periode.

1) Die Scholastik und die Renaissance	22—24
2) Der Einfluß der hebräischen Grammatik, und zwar a) die Wurzel (Gräzisten, Philosophen, Germanisten, darunter Schottelius, Fulda, Adelung)	24—26
Der Begriff des Suffixes	26—27
Die Personalendungen des Verbums.	27
3) Herder und Bernhardi: Herder, über den Ursprung der Sprache Bernhardis grammatisches System	28—29 29—35

Drittes Kapitel. Die klassische Periode der Sprachwissenschaft.

(Das Sanskrit und Friedrich Schlegel, Wilhelm v. Humboldt, Bopp, J. Grimm, A. W. Schlegel). Aufschließung Indiens durch die Engländer, W. Jones, Colebrooke	36—37
Friedrich Schlegel, seine Theorie über den Ursprung der Flexion und seine Klassifikation der Sprachen	37—41
Wilhelm von Humboldt, allgemeine Charakteristik	41—42
Seine historische Ansicht, darunter	
a) seine Ansicht über Geschichte und Geschichtsforschung überhaupt, die Sprache nicht aus dem Bedürfnis ent- standen,	
b) keine teleologische, sondern eine kausale Auffassung, die Kausalität durchbrochen durch Auftreten genialer In- dividuen,	
c) der einzelne und die Gesamtheit	42—44

	Seite
Humboldts philosophische Ansicht, Beziehung zu Kant, keine analysierende Psychologie	44—45
Das Wesen der Sprache im allgemeinen, kein Ergon, sondern eine Energie	45—46
Die innere und die äußere Sprachform	46—48
Ursprung der Sprache und Klassifikation der Sprachen, dabei noch einmal die innere Sprachform	48—50
Humboldts Ansichten über die Flexion in den indogermanischen Sprachen	50—52
Das Abschleifen der Flexionen und die zwei Perioden in der Entwicklung der Sprachen	52
Lautlehre	52—54
Schlußbetrachtung über Humboldt	54—55
Franz Bopp, Allgemeines über sein Leben und seine Werke	55—57
Das Konjugationssystem von 1816	57—59
Die analytische Vergleichung von 1819	59—61
Die vergleichende Grammatik und die endgültige Formulierung seiner Theorie über die Entstehung der Flexion, Absage an Friedrich Schlegel	61—64
Bopps Verfahren bei der Vergleichung verwandter Sprachen, seine naturwissenschaftliche Grundstimmung	64—68
Die mechanischen Gesetze	68—69
Die physischen Gesetze	69—71
Seine Methode scheidet bei den malaiisch-polynesischen Sprachen	71—72
Gesamturteil über Bopp	73—74
Rask, Jakob Grimm, Allgemeines, sein Verhältnis zu Savigny	74—75
Historische Methode	75—76
Deutsche Grammatik und Lautverschiebung	76—77
A. W. Schlegel, Begründer der Sanskritphilologie in Deutschland	77—78
Verhältnis zu Bopp	79
Lassens Rezension über Bopps Sanskritgrammatiken	79—81
 Viertes Kapitel. Von Bopp bis Schleicher und Curtius.	
A. F. Pott	82—83
Th. Benfey	83—84
Max Müller	84—85
Die vedischen Studien und das Sanskritwörterbuch von Böhtlingk und Roth	85—86
Slavisten und Keltisten	86
Strengere Auffassung der Lautgesetze	86—87
A. Schleicher, Allgemeines, sein Kompendium im Vergleich mit Bopps Grammatik	87—88
Seine Ansicht über Sprache und Flexion	88—89
Seine Stellung zu den Lautgesetzen	90—92
Die Ursprache	93
G. Curtius	93—96
 Fünftes Kapitel. Von Schleicher und Curtius bis zur Gegenwart.	
Vorbereitung der neuen Anschauungen: H. Steinthal	97—100
W. D. Whitney	100—102
R. v. Raumer und die Lautphysiologie	102—103
Größere Beachtung der lebenden Sprachen (Winteler, Ascoli, Leskien)	104

	Seite
Fortschritte innerhalb der indogermanischen Sprachwissenschaft im engeren Sinne: A. Fick	104—105
J. Schmidt	105
Die Träger der Reformbewegung, Osthoff, K. Brugmann u. a.	105—106
Darstellung der wichtigsten Fortschritte dieser Periode: Die Er- rungerenschaften auf dem Gebiete der Lautverschiebung, H. Graßmann	106
Verners Gesetz	106—108
Die Fortschritte auf dem Gebiet des Vokalismus: die sog. Spal- tung des <i>a</i> -Lautes, <i>e</i> und <i>o</i> indogermanisch	108—110
Liquida sonans und Nasalis sonans	110—112
Vokalsteigerung und Ablautsreihen	112—113
Die Gutturalreihen	113—115
Vorläufiger Abschluß durch Brugmanns Grundriß	115
Neuere Bestrebungen: Vergleichende Altertumskunde	116
Die hauptsächlichsten Zeitschriften	116—117
Neue Ablautstheorien	117—119
Sprachvergleichende Grammatiken des Altindischen, Griechischen, Italischen, Germanischen.	119—121

Sechstes Kapitel. Die Ursprache, die Entstehung der Flexion, die Völkertrennungen.

1. Die Ursprache	121—127
2. Die Entstehung der Flexion, dabei Besprechung von Ludwigs Adaptationstheorie.	127—137
3. Die Völkertrennungen, Dialekt und Sprache	137—142
Schlußbetrachtung.	143

Siebentes Kapitel. Der Lautwandel.

1. Historisches über die theoretischen Ansichten	144—149
2. Arten des Lautwandels, springender und allmählicher, be- dingter und unbedingter	149—152
3. Allgemeines: Grenzen der Gleichmäßigkeit	153
Fremdwörter	154
Gründe für die Veränderung der Aussprache: allgemeiner Art, Klima, geistiger Aufschwung	155—157
Bequemlichkeit	157—158
Nachahmungstheorie.	158
Zusammenfassung	159—160

Achstes Kapitel. Die Analogiebildungen.

Historisches	161—164
Übersicht über das Auftreten von Analogien in den in der Sprache gegebenen natürlichen Verbänden: 1. Etymologische Verbände 162. 2. Redeteilverbände, und zwar a) Verbum, b) Nomen, c) Pronomen, d) Zahlwort, e) Adverbium, f) Prä- position und Partikel	164—168
Allgemeines	168—171

Rückblick auf die Entwicklung der Sprachwissen- schaft.	172—175
--	---------

Abkürzungen.

ahd. = althochdeutsch.

ai. = altindisch.

air. = altirisch.

aksl. = altkirchenslavisch.

alts. = altsächsisch.

arm. = armenisch.

av. = avestisch.

BB. = Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen, herausgegeben von Bezzzenberger und Prellwitz, Göttingen.

Bechtel = Bechtel, Die Hauptprobleme der indogermanischen Lautlehre seit Schleicher, Göttingen 1892.

Benfey = Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft, München 1869.

Bölte, = Bölte, Antike Tradition in der modernen lateinischen Schulgrammatik in Berichte des Freien deutschen Hochstifts, Jahrgang 1891, Heft 3.

Brugmann Griech. Gr. = Griechische Grammatik von Karl Brugmann, 3. Aufl., München 1900; in Jwan v. Müller Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft.

Brugmann Grundriß = Karl Brugmann, Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen, Straßburg Trübner.

Curtius Grundz. = Grundzüge der griechischen Etymologie von Georg Curtius, 5. Aufl., Leipzig 1879.

Dionysios = G. Uhlig Dionysii Thracis ars grammatica, Lipsiae 1883.

Grammatici graeci = Grammatici graeci cogniti et apparato critico instructi, Lipsiae 1883 ff., bearbeitet von Uhlig und Hilgard.

Hirt = Hirt, Der indogermanische Ablaut, Straßburg 1900.

IF. = Indogermanische Forschungen, Zeitschrift für indogermanische Sprache und Altertumskunde, herausgegeben von Brugmann und Streitberg, Straßburg.

KVG. = Kurze vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen von Karl Brugmann, Straßburg 1904 (auch als Brugmann Kurze Gr. zitiert).

KZ. = Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, jetzt herausgegeben von E. Kuhn und W. Schulze, Gütersloh (früher Berlin).

Lefmann = Lefmann, Franz Bopp, Sein Leben und seine Wissenschaft, Berlin 1895, nebst Nachtrag 1897.

Morphologische Untersuchungen = Morphologische Untersuchungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen von Osthoff und Brugmann, Leipzig 1878 ff.

Oertel = Hanns Oertel, Lectures on the study of language, New-York and London 1901.

Schleicher Komp. = A. Schleicher, Kompendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen, Weimar 1861.

K. E. A. Schmidt = Karl Ernst August Schmidt, Beiträge zur Geschichte der Grammatik des Griechischen und Lateinischen, Halle 1859.

Steinthal = H. Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern mit besonderer Rücksicht auf die Logik, Zweite Auflage, Berlin 1890.

Thurot = Thurot, Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque impériale XXII, 2 Paris 1868.

Uhlig = G. Uhlig, Dionysii Thracis ars grammatica, Lipsiae 1883.

Index der grammatischen Termini.

αἰτιατικὴ *accusativus* 8. 20.
 ἀκαταλλήλια 18.
 ἄκλιτος 13.
 ἀμετάβολα (γράμματα, *liquidae*) 17.
 ἀναφορά, ἀναφορικός 12.
 ἀντανακλωμένη *reflexivum* 12.
 ἀντωνυμία *pronomen* 4. 11.
 ἀόριστα *indefinita* 12.
 ἀόριστος Aorist 10. 127.
 ἀπαίτew von Verben, welche Kasus erfordern 20.
 ἀπαρέμφατος *infinitivus* 9. 10.
 ἄπλοῦν *simplex* 7. 9.
 ἀπολείπει 'unvollständig sein' von Teilen eines Kompositums 7.
 ἀπολελυμένον *absolutum* 6.
 ἄρθρον *articulus* 4. 12. 168, προτασόμενον Artikel 12, ὑποτασσόμενον Relativpronomen 12.
 ἀριθμητικά *numeralia* 5. 167.
 ἀριθμοὶ *numeri* 5. 7.
 ἀρχὴ eines Wortes 15.
 ἄφωνα *mutae* 2.

 βαρεῖα *gravis* 4.
 βαρύτερον (βῆμα) 17.

 γενικὴ *genetivus* 8.
 γενικόν *generale* 6.
 γένος 5. 7. 33. 48. 50. vgl. διαθέσεις.
 γράμματα *literae* 2.

 δασέα *aspiratae* 2. 103. 104. 142.
 δευτικὸς 12.
 διαθέσεις *genera verbi* 9.
 δίφθογγος 2.
 διώνυμον 6.
 δοτικὴ *dativus* 8. 20.
 δυϊκός *dualis* 7. 32. 48. 50.

 ἐγκλίσεις *modi* 9. 10. 50.
 ἑθνικόν *gentile* 6.
 εἶδη 5. 9.
 ἔλλειψις 20. 25.

ἐνέργεια *activum* 10.
 ἐνεστώς (χρόνος) *praesens* 10. 62.
 ἐνικός *singularis* 7.
 ἐπίθετον *adjectivum* 6. 22.
 ἐπίκλιον 7.
 ἐπίρρημα 4. 13. 168. ἀδροίσεως *congregandi* 13, ἀπαγορεύσεως *prohibitiva* 13, ἀπομωτικὰ *jurativa negativa* 13, ἀριθμῶν δηλωτικὰ *multiplicativa* 13, ἀρνήσεως ἢ ἀποφάσεως *negandi* 13, βεβαιώσεως *affirmandi* 13, εἰκασμοῦ *conjecturae* 13, ἐπιτάσεως *intensiva* 13, ἐρωτήσεως *interrogativa* 13, εὐχῆς σημαντικὰ *optativa* 13, θετικά 13, καταμωτικὰ *jurativa affirmativa* 13, μεστότητος 13, παραβολῆς *similitudinis* 13, παρακλειούσεως *hortationis* 13, ποιότητος *qualitatis* 13, ποσότητος *quantitatis* 13, συγκαταθέσεως *adnucendi* 13, συγχερίσεως *comparativa* 13, τάσεως *ordinativa* 13.
 ἐπισταλτικὴ Dativ 8.
 ἐπώνυμον 6.
 ἐρωτηματικὰ *interrogativa* 12.
 εὐθεῖα *casus rectus* 8.
 εὐκτικὴ *optativus* 10. 61. 62. 90. 127.

 ἡμίφωνα *semivocales* 2.

 θέμα 15.
 θεματικός 16. 18.
 θέσει *positione* 4.
 θηλυκόν *femininum* 7.

 ἰδικόν *speciale* 6.
 ἰδίως 5.

 καθαρὸς vom Vokal der verba pura. 17.
 καταλληλότης 18.
 κατηγορημα 9.
 κλητικὴ *vocativus* 8. 134.
 κλίσις *declinatio* 15.

- κοινόν *commune* 7.
 κοινῶς 5.
 κτητική *possessivus* 8.
 κτητικόν *possessivum* 6. 12.
 λέξις 2. 18.
 λήξις Wortende 16.
 λόγος *oratio* Satz 2. 18. 34. 172.
 μέλλον (χρόνος) *futurum* 10. 62. 127.
 μέρος τοῦ λόγου *partes orationis* 4. 18. 23. 31.
 μέσα *mediae* 2. 3.
 μεσότης *medium* 10.
 μετασχηματισμός 15.
 μετουσιαστικόν (Adjektivum) 6.
 μετοχή *participium* 4. 11. 32.
 μόριον *particula* 5.
 ὀμώνυμον (ὄνομα) 6.
 ὄνομα *nomen* 4. 5. 23. 88. 166. κώριον *proprium* 5. προσηγορικόν *apelativum* 5.
 ὀνομαστική *nominativus* 8.
 ὀξεῖα *acutus* 3.
 ὀξύτονον 16.
 ὀρθή *casus rectus* 8.
 ὀριστική *indicativus* 10.
 οὐδέτερον *neutrum* 7.
 οὐσία *substantia* 6.
 πάθη der Laute 15.
 πάθος *passivum* 10. 52. 62.
 παράγειν *derivare* 14. 15. 33.
 παράγωγον 15, vom Nomen 6, vom Verbum 9.
 παρακείμενος *perfectum* 10.
 παρασύνθετον *decompositum*, vom Nomen 7, vom Verbum 9.
 παράσις Dauer 11.
 παρατατικὸς *imperfectum* 10.
 παρελθλυθῶς (χρόνος) *praeteritum* 10.
 παρεπόμενα 5.
 παρώνυμον *denominativum* 6.
 πατρική vom Genetiv 8.
 πατρωνυμικόν 6.
 πεποιημένον schallnachahmend 7.
 περιεκτικόν *comprehensivum* 6.
 περιληπτικόν *collectivum* 6.
 περισπώμενα (ρήματα) 17.
 περισπωμένη *circumflexus* 4.
 πλάγιοι (πτώσεις) *casus obliqui* 8.
 πληθυντικός *pluralis* 7.
 πρόθεσις *praepositio* 4. 12. 168.
 προσαγορευτική Vokativ 8.
 προστακτική *imperativus* 10.
 πρὸς τι ἔχον *relativum* (Nomen, z. B. πατήρ) 7.
 προσωδία *accentus* 4. 30. 34. 106. 107. 117.
 πρόσωπον *persona* 4.
 πρώτη θέσις 16.
 πρωτότυπον *primitivum* 15, vom Nomen 6, vom Verbum 9.
 πτώσις *casus* 8. 33.
 πτωτικὸς 15. 18.
 ῥήμα *verbum* 4. 9. 23. 88. 164. vgl. καθαρὸς, περισπώμενος.
 ῥηματικόν (ὄνομα) 6.
 στοιχεῖον *elementum* 2. 30.
 συγκριτικόν *comparativus* 6.
 σύζυγία *conjugatio* 11. 17.
 συλλαβή 2. 4.
 σύμφωνα *consonantes* 2.
 σύνδεσμος *conjunctio* 5. 12. 13. 21. 31.
 αἰτιολογικοί 14, ἀπορηματικοὶ *dubitativae* 14, διαζευκτικοὶ *disjunctivae* 14, παραπληρωματικοὶ *disjunctivae* 14, παρασυναπτικοὶ 14, συλλογιστικοὶ *collectivae* oder *rationales* 14, συμπλεκτικοὶ *copulativae* 14, συναπτικοὶ 14.
 σύνθεσις 18.
 σύνθετον *compositum* 34. 134, vom Nomen 7, vom Verbum 9.
 σύνταξις 12. 18.
 συντέλεια 11.
 συνώνυμον 6.
 σχέσεις Richtungen 13.
 σχήματα 5. 9.
 τακτικά *ordinalia* 5.
 τέλος eines Wortes 15.
 τόνος 3.
 τοπικά *localia* 13.
 ὑγρά *liquidae* 2.
 ὑπερθετικόν *superlativus* 6.
 ὑπερσυντέλικος *plusquamperfectum* 10.
 ὑποκοριστικόν *diminutivum* 6.
 ὑποτακτική *conjunctivus* 10. 90.
 φερόνυμον 6.
 φύσει *natura* 4.
 φωνήεντα *vocales* 2.
 χαρακτήρ 8.
 χρόνοι 9. 48.
 ψιλὰ *tenuis* 2. 3.
 ὡς πρὸς τι ἔχον 7.

- ablativus 8.
 actio, perfecta und imperfecta 11.
 augmentum (αὐξήσις) 58. 62.
 cardinalia 5.
 causales (conjunctiones) 14.
-
- Ablaut** 54. 107. 113. 117.
Abschleifung 52. 54.
Absolute Kasus 22.
Affixum 27.
Analogie 92. 103. 108. 147. 162.
Apposition 34.
Assimilation 100.
Attraktion 100.
Attribut 20.
Attributivum 31.
- Base** 136.
- Condicionales** 14.
- Dentales** 3.
Desiderativum 62.
- Euphonische Veränderungen** 144.
Explosivlaute 145.
- Flexion** 14. 26. 50. 83. 89. 90. 130.
Formans 137.
Formenlehre 33.
Frikativlaute 106. 145.
- Guna** 53.
Gutturales 3. 113. 140.
- Instrumentalis** 8.
Inversion 34.
- Kasusendungen** 61.
Kausativa 62.
Kongruenz 19.
Konstruieren 23. 33.
Kopula 23. 179.
- Labiales** 3.
Laut 30. 46. 48.
Lautverschiebung 76. 106.
- declinatio, ordines 17.
 interjectio 5. 13.
 positivus (gradus) 6.
 rationales (conjunctiones) 14.
-
- Liquida sonans** 110.
Lokalis, Lokativus 8.
- Nasalis sonans** 111.
Nebensätze 14. 21. 35.
- Palatales** 105. 110. 114.
Particula 5. 14. 23. 31.
Personalendungen 24. 27. 58. 60. 62.
 90. 128. 134. 173.
Pluralia tantum 8.
Potentialis 58.
Prädikat 23. 34.
Präfix 26.
- Rektion** 20. 22.
- Satz und Urteil** 35.
Satzgefüge 21.
Singularia tantum 8.
Spirans 103.
Stamm 15. 34. 130.
Stammbildungssuffixe 63. 90.
Stammwörter 30.
Steigerung 58.
Subjekt 19. 23. 34.
Substantivum 6. 20. 22.
Suffix 15. 24. 26. 84. 137. 173.
- Verbum finitum und infinitum** 9. 11.
Verbum substantivum 24. 32. 51. 57.
 58. 62. 80.
Vokalsteigerung 112.
- Wortbildung** 14.
Wortstellung 23. 33.
Wurzel 15. 16. 24ff. 39. 52. 59. 86.
 135ff. 173.
 Wurzelklassen 61. 90.
Wurzelwörter 25. 30.

Autorenverzeichnis.

- Adelung 25. 26. 135.
Apollonios Dyskolos 1. 10. 12. 15.
16. 17. 19. 20. 21.
Aristarchos 1.
Aristoteles 1. 8.
Ascoli 94. 96. 104. 114.
Aufrecht 85. 116.
- B**
Bacher 26.
Baudouin de Courtenay 157.
Bechtel 105. 106. 109. 110. 114.
Behaghel 120.
J. Bekker 1. 18.
Benfey 24. 36. 37. 83. 84. 85. 91.
96. 104.
Bernhardi 29 ff.
Bezzenberger 105. 114. 116.
Bloomfield 117.
Böhlingk 79. 85. 86.
Bölte 17.
Bopp 9. 16. 23 ff. 108. 127 ff. 172 ff.
v. Bradke 116.
Brandstetter 154.
Braune 120. 150. 151.
Bréal 66. 116.
Bremer 149. 159.
de Broses 24. 25.
Brücke 103. 174.
Brugmann 3. 101 ff.
Buck 120.
Bühler 119.
Buttmann 82.
- Carey 37.
Colebrooke 36.
Collitz 105. 110. 114.
Corssen 82. 96.
G. Curtius 53 ff. 82 ff. 109 ff. 127. 139 ff.
- D**
Damm 24.
Darwin 173.
Dionysios Thrax 1 ff.
Dobrowsky 86.
Donatus 22.
- Ebel 86.
Engler 116.
- Fick 91. 104. 105. 114. 117. 128. 134.
Forster 37
Fortunatov 105.
Fulda 25. 26. 52.
- G**
Geiger 119.
Gelbke 162.
Goethe 37. 40. 47 Anm.
Golling 22.
Gräter 25.
Grassmann 106.
J. Grimm 32 ff. 74 ff. 102.
- H**
Hale 120.
Hamilton 37.
Haughton 52. 127.
Hehn 116.
Hegel 87.
Herbart 45. 98. 175.
Herder 28. 29. 37 ff.
Hermann 23. 32.
Hirt 117 ff.
Hoffmann 119.
Hübschmann 8. 117.
W. v. Humboldt 28. 29. 36 ff. 59.
65. 74.
- Jelinek 25. 27. 102. 103.
Job 12.
Johannson 92.
Jones 36. 38. 93.
Junius 27.
- K**
Kant 35. 44.
Karadschitsch 86.
Kielhorn 119
Kleist 16.
Kluge 120.
Kopitar 86.
Kretschmer 105. 123.
A. Kuhn 85. 91. 116.

- E. Kuhn 116, 119.
 Landgraf 22.
 Lassen 64. 80. 81.
 Lazarus 99.
 Lefmann 54. 55. 59.
 Leist 116.
 Leskien 104. 147. 162. 163.
 Lindsay 120.
 Ludwig 129 ff. 173.
 Macaulay 36.
 Meillet 116.
 Merzdorf 104.
 G. Meyer 112. 119.
 H. Meyer 155.
 L. Meyer 1. Anm.
 R. M. Meyer 24. 99 Anm.
 Miklosich 86.
 Misteli 99.
 Mommsen 142.
 M. Müller 84. 85.
 Nohl 120.
 Noreen 120.
 Oertel 123. 138. 144. 149.
 Osthoff 105. 111. 148.
 Pagnino 26.
 Remmius Palaemon 17.
 Paul 74. 75. 100. 115. 119. 148. 164. 175.
 Pedersen 106.
 Philoxenos 16. 17.
 v. Planta 120.
 Pott 42. 55. 64 Anm. 71. 77. 82. 83.
 86. 90. 91. 104. 135. 162.
 Prellwitz 116.
 Priscianus 22.
 Rask 74. 76.
 R. v. Raumer 26. 102. 103.
 Renan 83.
 Reuchlin 24. 27.
 Rosen 85.
 Roth 85. 86. 100.
 Silvestre de Sacy 56.
 Sanctius 23. 24.
 Saussure 105. 117.
 Savigny 75.
 Sayce 128. 133. 134.
 Scheid 27. 60.
 Schelling 35. 40.
 Scherer 103. 147. 162.
 Schiller 44.
 A. W. Schlegel 36. 73 ff.
 Fr. Schlegel 36 ff. 50 ff. 90. 129. 173.
 Schleicher 55. 67. 68. 82 ff. 105 ff.
 123 ff. 139 ff. 173.
 Schmalz 120
 J. Schmidt 91. 92. 103. 105. 114. 116.
 125. 140. 141. 147.
 K. E. A. Schmidt 3. 5. 6.
 Schottelius 25.
 Schrader 116. 142.
 Schuchardt 140. 149.
 W. Schulze 116. 120.
 Sievers 103. 149 ff. 158.
 Solmsen 105. 106. 120.
 Sommer 120.
 Steinthal 1 Anm. 6. 12. 15. 42. 97 ff. 175.
 Stolz 120.
 Streitberg 89. 94. 116. 120.
 Sütterlin 4. 121.
 Thurneysen 116. 120. 160.
 Thurot 22. 23.
 Uhlig 1. 4. 14.
 Valckenaer 27.
 Laurentius Valla 23.
 Verner 106 ff. 165 ff.
 Wackernagel 119. 120. 160.
 Weber 100.
 Wechssler 144.
 Westergaard 85. 86.
 Westphal 81. 129.
 Wheeler 160.
 Whitney 85. 97. 100 ff.
 Wilkins 37.
 Wilmanns 120.
 Wilson 85.
 Windisch 95.
 Windischmann 56. 57.
 Winteler 104. 154.
 Wundt 121. 156. 175.
 Zeuss 86.
 Zimmer 100.
 Zapitza 123.

Nachträge.

Zu S. 86. Über R. Roth vgl. meine Gedächtnisrede Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft 49, 550; Garbe BB. 22, 139 ff.
Über O. Böhlingk meinen Artikel in Jf. Anzeiger vom Herbst 1904.

Erstes Kapitel.

Das Altertum.

Die Gegenwart ist in ihren grammatischen Anschauungen noch immer in hohem Maße abhängig von den Griechen. Es empfiehlt sich daher, eine Einführung in die moderne indogermanische¹⁾ Sprachwissenschaft, wie sie in diesem Buche beabsichtigt ist, mit einem Überblick über die grammatischen Lehren der Griechen zu beginnen. Dabei kann es nicht meine Aufgabe sein zu zeigen, wie die griechischen Lehren sich auf den von den Philosophen, namentlich Aristoteles und den Stoikern, gelegten Grundlagen unter den Händen der Philologen endgültig gestaltet haben, es kommt mir vielmehr nur darauf an, dasjenige System als ein fertiges vorzuführen, an welches die Folgezeit sich angeschlossen hat. Dieses System nun findet sich, soweit es die Laut- und Formenlehre betrifft, zusammengefaßt in der *Techné* des Dionysios Thrax, eines Schülers des Aristarch, welcher im zweiten Jahrhundert vor Christus lebte, während die wissenschaftliche Syntax von Apollonios Dyskolos begründet worden ist, ebenfalls einem Alexandriner, der vorübergehend zur Zeit des Antoninus Pius in Rom lehrte. Die beiden genannten Schriften liegen denn auch meiner Darstellung zugrunde²⁾.

1) Über diesen in Deutschland üblichen und daher von mir beibehaltenen Ausdruck s. L. Meyer Göttinger Nachr. hist.-phil. Klasse 1901, S. 448.

2) Vgl. H. Steinthal Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern mit besonderer Rücksicht auf die Logik, zweite Auflage, Berlin 1890; G. Uhlig *Dionysii Thracis ars grammatica*, Lipsiae 1883. Apollonios' Dyskolos Schrift *περὶ συντάξεως* ist von J. Bekker 1817 herausgegeben. Eine neue Ausgabe sollen die *Grammatici Graeci* von Schneider und Uhlig bringen.

Die Alten zerlegten den Satz (*λόγος, oratio*) in seine Teile, diese Teile in Silben, und die Silben in die unzerlegbaren letzten Elemente. Demgemäß handelt Dionysios, mit dem Einfachsten beginnend, hintereinander *περὶ στοιχείου, περὶ συλλαβῆς, περὶ λέξεως*, und wir folgen ihm auf diesem Wege.

Was zunächst die letzten Elemente (die Elementarlehre, wie unsere älteren Grammatiken sagen) betrifft, so bezeichnen die griechischen Grammatiker, deren Blick fast durchaus auf die geschriebene Sprache gerichtet ist, sie nicht wie wir als Laute, sondern als *γράμματα (literae, Buchstaben)*, deren es vierundzwanzig gibt, eine Zählung, bei der sie das zur allgemeinen Norm gewordene athenische Alphabet zugrunde legen. Sie rechnen also auch ξ und ψ mit, und unterscheiden nur bei einigen Vokalen Länge und Kürze. Die *γράμματα* zerfallen in *φωνήεντα vocales* und *σύμφωνα consonantes*. Die Vokale sind *φωνήεντα* genannt, weil sie an sich selbst *φωνή* darstellen, wobei aber zu bemerken ist, daß die Alten eine unsern Anforderungen entsprechende Definition des Begriffes *φωνή* nicht aufgestellt haben. Eine Abteilung der *φωνήεντα* bilden die *δίφθογγοι*. Das femininische Besitzkompositum *δίφθογγος*, zu dem wohl das Substantivum *γραφή* zu ergänzen ist, benennt seinen Gegenstand ursprünglich von der lautlichen Seite her, wird aber bei den Grammatikern für jeden Vokalklang gebraucht, der mit zwei Vokalzeichen geschrieben wird. Dionysios unterscheidet ihrer sechs, nämlich *αι αυ ει ευ οι ου*, rechnet also weder *υι* noch *α η ω* dazu, was von andern geschah. Die Konsonanten werden bei Dionysios in *ἡμίφωνα (semivocales)* und *ἄφωνα (mutae)* eingeteilt. Zu den ersteren gehören $\zeta \xi \psi \lambda \mu \nu \rho \sigma$, eine Gruppe, in welcher augenscheinlich aus Verlegenheit Unzusammengehöriges verbunden ist, so daß es nicht nötig ist, näher darauf einzugehen. Es sei nur noch bemerkt, daß die vier Laute $\lambda \mu \nu \rho$ (in dieser durch die zufällige Reihenfolge im Alphabet gegebenen Ordnung) auch *ὕγρα liquidae* genannt werden, womit wohl ihre Aussprache im Gegensatz zu Lauten wie $\kappa \tau \pi$ beschrieben werden soll. Der *ἄφωνα* sind neun, nämlich $\beta \gamma \delta \kappa \pi \tau \theta \varphi \chi$, wobei, wie man sieht, wiederum die alphabetische Reihenfolge so weit gewahrt ist, als es die Einteilung in Untergruppen zuließ. Diese Untergruppen aber sind: *φιλά* ($\kappa \tau \pi$), *δασέα* ($\theta \varphi \chi$), *μέσα* ($\beta \gamma \delta$). Dabei bedeutet *φιλόσ* 'kahl', d. h. glatt und einfach ohne Zusatz eines Hauches gesprochen, *δασός* 'rauh', d. h. mit einem Hauch versehen (so wie man ein Fell *δασό* nennt, das nicht glatt ist, sondern Haare

hat), mit μέσος aber soll eine zwischen beiden Extremen liegende Aussprache bezeichnet werden. Man kann nicht deutlich genug ersehen, welche Aussprache gemeint ist, es muß aber wohl eine solche sein, welche der neugriechischen nahe liegt. Denn wenn z. B. β nicht ungefähr so wie unser *w* gesprochen wäre, könnte man doch nicht gut behaupten, daß es in bezug auf die Hauchung eine Mittelstellung zwischen π und φ einnehme. Die lateinischen Grammatiker haben die drei genannten Termini verschieden übersetzt; in der neuern Grammatik haben sich im Anschluß an sie die Ausdrücke *tenuis*¹⁾, *aspirata*, *media* festgesetzt. Den Alten ist natürlich nicht entgangen, daß die *mutae* sich wie von selbst nach den Stellen des Sprachorgans einteilen, welche bei ihrer Hervorbringung besonders beteiligt sind, also (um unsere Termini zu gebrauchen) in *labiales*, *dentales*, *gutturales* (vgl. Karl Ernst August Schmidt Beiträge zur Geschichte der Grammatik des Griechischen und Lateinischen, Halle 1859, S. 83), aber in das System der Schulgrammatik ist diese Gruppierung nicht gedrungen.

Blickt man auf das von den Alten aufgestellte Lautsystem zurück, so muß man gestehen, daß es mangelhaft ist, und zwar deshalb, weil die Alten lautphysiologische Beobachtungen, wie sie bei uns seit etwa einem Menschenalter für die Sprachwissenschaft verwertet werden, nicht in genügendem Maße angestellt haben. Wie unter Benutzung dieser Errungenschaften die indogermanischen Laute jetzt benannt und eingeteilt werden, läßt sich bequem in Brugmanns Kurzer Grammatik S. 33 ff. übersehen.

Eine Lautlehre im Sinne der modernen Wissenschaft, welche in den Veränderungen der Laute gesetzmäßige Vorgänge erblickt, haben die Alten nicht aufgestellt, es wird also hierauf nur bei Gelegenheit der Flexionslehre hinzuweisen sein (unten S. 15). Dagegen erscheint es richtig, hier die Akzente zu erwähnen, wenn auch Dionysios sie an anderer Stelle, nämlich bei der Lehre vom Vortrag, behandelt. Dionysios beginnt den Paragraphen περί τόνου mit der aus der Musik entnommenen Definition: τόνος ἐστὶν ἀπήχησις φωνῆς ἐναρμονίου, was wir übersetzen: 'ein Ton ist ein Hall harmonischer Stimme', wobei allerdings die technischen Ausdrücke nicht scharf wiedergegeben sein mögen. Diese ἀπήχησις erscheint in drei Formen, nämlich κατὰ ἀνάστασιν in Form der Erhebung (das ist die ὀξεῖα, der Akut), κατὰ ὀμαλισμὸν in Form der Gleichmachung,

1) Wer *tenuis* als Terminus eingeführt hat, ist mir nicht bekannt.

gleichmäßig (das ist die βαρεῖα, der Gravis), endlich κατὰ περίκλισιν in Form der Umknickung (das ist die περισπωμένη, der Zirkumflex). Bei den femininischen Formen ὀξεῖα usw. ist προσῳδία *accentus* zu ergänzen, denn die Akzente sind etwas Musikalisches, das zu der bloßen Lesung der Buchstaben hinzukommt. Manche Grammatiker befaßten unter προσῳδία auch noch die χρόνοι, d. h. die Berücksichtigung der Länge und Kürze bei den in dieser Hinsicht nicht charakterisierten Vokalzeichen, die πνεύματα und überhaupt alles, was bei der Lesung außer den Buchstaben zu beachten war, woraus sich unsere Anwendung des Wortes Prosodie erklärt (vgl. Uhlig unter προσῳδία). Was die Namen der einzelnen Akzente betrifft, so bezeichnet ὀξεῖα die scharfe, hohe Stimme, βαρεῖα die schwere dumpfe und tiefe (z. B. die des Kyklopen bei Homer), περισπωμένη eine Erhebung, welche an einem bestimmten Punkt abbricht und in eine Ebene übergeht. Man sieht aus diesen Bezeichnungen, daß der Unterschied in Höhe und Tiefe, nicht der in Stärke und Schwäche der wesentliche bei dem griechischen Akzent gewesen sein muß, daß dieser also (um die modernen Kunstausdrücke zu gebrauchen) wesentlich musikalisch, nicht expiratorisch war. Die Wichtigkeit dieser Notiz ist uns erst durch die Vergleichung mit den Zuständen anderer Sprachen, namentlich des Altindischen und Litauischen, klar geworden.

Auf die Lehre von den Elementen folgt bei Dionysios der Abschnitt von der Silbe, περὶ συλλαβῆς. Das ist ein Gegenstand, welcher in den sprachvergleichenden Werken zu fehlen pflegt, während in den Arbeiten über Phonetik und in Einzelgrammatiken davon Notiz genommen wird (vgl. z. B. Sütterlin Die deutsche Sprache der Gegenwart S. 32 ff.). Ich erwähne an dieser Stelle nur, daß eine Silbe φύσει lang sein kann, z. B. wenn sie einen langen Vokal enthält, oder θέσει (nach Übereinkunft), z. B. wenn sie auf zwei Konsonanten endet, wie es in ἄλλος geschieht. Die griechischen Termini haben sich in der lateinischen Übersetzung *natura* und *positione* bis auf die Gegenwart erhalten.

Wir kommen nun zu demjenigen Teile der antiken Sprachwissenschaft, über den die neue am wenigsten hinausgekommen ist, nämlich zu der Lehre von den Redeteilen oder besser Satzteilen, den λέξεις oder μέρη τοῦ λόγου (*partes orationis*). Der entscheidende Satz lautet: ὄνομα *nomen*, ῥῆμα *verbum*, μετοχή *participium*, ἄρθρον *articulus*, ἀντωνομία *pronomina*, πρόθεσις *praepositio*, ἐπίρρημα *adverbium*,

gen. verdeckung der nomina.
gen. unterjeltte.

σύνδεσμος *conjunctio*'. Die Zahl acht ist erst nach langen Überlegungen und Kämpfen kanonisch geworden, hat sich dann aber auch bei den Römern erhalten, welche den Artikel wegließen, aber dafür die Interjektion als selbständigen Satzteil aus dem vielumfassenden Adverbium loslösten. Aus demselben Satzteil haben neuere Grammatiker die *particula* abgesondert, welches Wort (eine Übersetzung von ἕμριον) ursprünglich ungefähr so viel wie μέρος λόγου bedeutete, dann aber unter allerhand Schwankungen schließlich auf solche Adverbia eingeschränkt worden ist, von denen wir annehmen, daß sie nicht aus Kasus entstanden sind, wobei aber zuzugeben ist, daß eine ganz feste Grenze nicht gefunden worden ist (vgl. K. E. A. Schmidt, 219 ff.). Es soll hier nicht zu der Frage Stellung genommen werden, ob die Zahl der von den Alten aufgestellten Redeteile zu klein oder zu groß, ob die Anordnung notwendig oder willkürlich ist, und ob eine Einteilung in Gruppen, sozusagen ein natürliches System der Redeteile, ermittelt werden kann; es sollen vielmehr nur die einzelnen Definitionen der Alten vorgeführt und mit einigen Bemerkungen begleitet werden.

1) das Nomen. Bei dem ὄνομα wird nach stoischer Weise die eigentliche Definition und die Angabe der Nebenerscheinungen (παρεπόμενα) unterschieden. Die Definition lautet: ὄνομα ist ein Satzteil mit Kasus, welcher ein Ding (σῶμα) oder eine Handlung (πράγμα) bezeichnet, z. B. das Ding λίθος oder die Handlung παιδεία, und allgemein (κοινῶς) oder persönlich (ιδίως) gebraucht wird, allgemein z. B. ἵππος, persönlich z. B. Σωκράτης. Παρεπόμενα gibt es fünf, nämlich γένη, εἶδη, σχήματα, ἀριθμοί, πώσεις. Von diesen bezeichnen εἶδη und σχήματα die verschiedenen Arten des Nomens und sind also hier sogleich im Zusammenhang mit der Definition zu besprechen. Was zunächst den Umfang des Begriffs ὄνομα betrifft, so werden unter den als εἶδη zu betrachtenden Unterabteilungen auch solche Wörter untergebracht, welche wir zu den Pronomina oder Pronominalia rechnen, wie τίς, ὅστις, τοιοῦτος, ἕκαστος und ἕκαστος, auf die wir bei dem Pronomen zurückkommen. Ferner gehören auch die Zahlwörter zum Nomen, und zwar sowohl die ἀριθμητικά *numeralia*, welche von den Römern *cardinalia*, d. i. die hauptsächlichsten, genannt worden sind, und die τακτικά *ordinalia*. Zu dem Wortlaut der Definition ist zu bemerken, daß statt κοινῶς und ιδίως λεγόμενον auch die Ausdrücke ὄνομα κόριον *nomen proprium*, d. h. Name im eigentlichen Sinn, und ὄνομα προσηγορικόν *nomen appellativum* vorkommen, ferner daß

andere statt *σῶμα* und *πρᾶγμα* auch zusammenfassend *οὐσία* sagten. Sachlich fällt uns auf, daß die Adjektiva, wenn sie auch unter den *εἶδη* als *ἐπίθετα* genannt werden, unter die Definition, wie es scheint, nicht untergebracht werden können. Damit hat es folgende Bewandnis (vgl. Steinthal 2, S. 251 ff.). Die Philosophen und Grammatiker haben den uns so geläufigen Unterschied zwischen Ding und Eigenschaft nicht wie wir aufgestellt, sie würden vielmehr auch von einem Worte wie 'weiß' behauptet haben, daß es eine *οὐσία* bezeichne, und nahmen also wohl an, daß von dem Schicksal, einem andern Nomen zugesetzt zu werden (ein *ἐπίθετον* zu sein), jedes Nomen betroffen werden könne, so daß es nicht nötig schien, diejenigen Nomina, denen dies gewohnheitsmäßig begegnet, zu einer besonderen Wortklasse zu erheben. Den Terminus *substantivum* (aus *οὐσία substantia* gebildet) und demgemäß die Gegenüberstellung von Substantivum und Adjektivum, kennt erst das spätere Mittelalter (vgl. K. E. A. Schmidt S. 246), wenn auch Ansätze dazu im Altertum vorhanden sind. Die *εἶδη* werden in unserer Techné an zwei Stellen behandelt, zuerst (wie angeführt) nach den *γένη* mit den *σχήματα* zusammen, dann zum zweitenmal am Schluß des Abschnittes vom Nomen. An der ersten Stelle handelt es sich um grammatische, an der zweiten wesentlich um logische Einteilungen. Vom grammatischen Gesichtspunkt aus werden die Nomina in *πρωτότοπα primitiva* oder *principalia* und *παράγωγα derivativa* geschieden; die *παράγωγα* aber zerfallen in sieben Unterabteilungen, nämlich das *ὄνομα πατρωνομικόν; κτητικόν possessivum*, z. B. *Ἐκτόρεος; συγκριτικόν* und *ὑπερθετικόν comparativus* und *superlativus* (die Bezeichnung *positivus* ist römischen Ursprungs); *ὀποχοριστικόν deminutivum*; dann eine Klasse, zu welcher auch schon die bisher genannten Klassen einen Beitrag geben, nämlich das *παρώνυμον denominativum*; endlich das *ῥηματικόν*, das von einem Verbum abgeleitete Nomen, z. B. *ποιητής*.

Bei den begrifflich unterschiedenen Arten werden erwähnt das *ὀμώνυμον*, z. B. *Αἴας; συνώνυμον*, z. B. *ἄορ* und *ξίφος; ἐπώνυμον*, z. B. *Ἐνοσίχθων; φερώνυμον*, d. h. ein infolge eines bestimmten Ereignisses beigelegter Name, z. B. *Τισσαμενός; διώνυμον*, womit der Fall gemeint ist, daß eine Person zwei Namen hat, z. B. *Πάρις* und *Ἀλέξανδρος; εθνικόν gentile*; *γενικόν generale*, das mehrere Arten umfassende, z. B. *φυτόν; ἰδικόν speciale*, z. B. *ἐλαία; περιληπτικόν collectivum*, z. B. *δῆμος; περιεκτικόν comprehensivum*, z. B. *δαφνών*, (*μετουσιαστικόν* Stoffadjektivum, z. B. *πύρινος*, später zugefügt); *ἀπολελυμένον absolutum*,

was für sich ohne Hinzunahme eines andern Nomens verstanden werden kann, z. B. θεός, λόγος; πρὸς τι ἔχον *relativum*, z. B. πατήρ; ὡς πρὸς τι ἔχον *quasi relativum*, z. B. ἡμέρα und νύξ; endlich πεποιημένον, d. h. schallnachahmend, z. B. βροῦχος. Hatten die εἶδη im engern Sinne mit dem Gegensatz von primitiven und abgeleiteten Wörtern zu tun, so beschäftigten sich die σχήματα mit dem Gegensatz von einfach und zusammengesetzt. Sie umfassen das ἀπλοῦν *simplex*, σύνθετον *compositum*, παρασύνθετον *decompositum*. Das letztere, da es ja die Ableitung von einem Kompositum bedeutet, würde richtiger bei den εἶδη zu behandeln sein, indem das *compositum* das πρωτότοπον zu dem *decompositum* bildet; aber die Alten mögen es bei den σχήματα belassen haben, weil es, wie sie bemerken, viele Bildungen gibt, denen man nicht ansehen kann, ob sie ein *compositum* oder ein *decompositum* darstellen, z. B. *impictus*. Hinsichtlich der Form der Kompositionsglieder wird bemerkt, daß sie entweder vollständig sind, z. B. in Χειρίσσοφος, oder ἀπολείποντα, z. B. in Σοφοκλῆς. So weit in der Kürze die Lehren der Alten über die Arten des Nomens. Es stecken in diesen Lehren die Anfänge dessen, was wir Stammbildungslehre nennen, aber in der Tat nur die schwachen Anfänge. Bei der Aufzählung der Klassen ist die lautliche Seite stark vernachlässigt, aber auch der begriffliche Teil läßt viel zu wünschen übrig, wie denn z. B. über das begriffliche Verhältnis der Glieder eines Kompositums nichts gesagt ist. In beiden Richtungen sind die Inder sehr viel weiter gekommen, und ihnen hauptsächlich haben wir es zu danken, wenn die Stammbildungslehre in unsern Grammatiken sich gegenüber den dürftigen Schemata der Alten verhältnismäßig stattlich ausnimmt. — Es folgen nun die drei übrigen Begleiterscheinungen Genus, Numerus, Kasus. Über die γένη wird gesagt: γένη μὲν οὖν εἰσι τρία: ἀρσενικόν, θηλυκόν, οὐδέτερον. Genauer sollte man sagen: die Nomina sind entweder geschlechtig oder ungeschlechtig, im ersteren Falle haben sie männliches oder weibliches Geschlecht, im letzteren keines von beiden, *neutrum*. Einige — so fährt Dionysios fort — unterscheiden auch noch das κοινόν und das ἐπίκοινον. Das κοινόν *commune* wird einem Worte zugesprochen, welches sowohl den maskulinischen wie den femininischen Artikel haben kann, z. B. ἄνθρωπος, ἐπίκοινον einem Worte, welches nur einen Artikel hat, aber zwei Geschlechter bezeichnet, z. B. χελιδών. Der Numeri sind drei: ἐνικός *singularis*, δυτικός *dualis*, πληθυντικός *pluralis*, wozu noch bemerkt wird, es gebe auch singularische Formen

(χαρακτῆρες) mit pluralischem Sinn, wie δῆμος, und pluralische mit singularischem (z. B. Ἀθῆναι) oder dualischem (z. B. ἀμφότεροι). Die Ausdrücke *singularia* und *pluralia tantum* scheinen jüngeren Ursprungs zu sein. Endlich die Kasus. Das Wort πῶσις bedeutet bei Aristoteles, wahrscheinlich in Anlehnung an den bald so bald so fallenden Würfel, die besondere Gestalt, in welcher irgendein Wort, sei es ein Nomen oder ein anderes, im gegebenen Fall in einem Satz erscheint; die Beschränkung auf die Abwandlungsformen des Nomens, Partizipiums, Artikels und Pronomens geht auf die Stoiker zurück. Aus derselben Schule stammt auch eine Scheidung des Nominativs als ὀρθή oder εὐθεία (*casus rectus*) von den andern Kasus als πλάγαι (*casus obliqui*). Bei der Einführung dieser Ausdrücke lag wohl die Anschauung zugrunde, daß der erste Kasus eine Person bezeichnet, welche im Handeln begriffen ist und dabei etwa wie ein Kämpfer aufrecht steht, während durch die andern Kasus Wesen ausgedrückt werden, die sich mehr oder weniger im Zustande des Leidens befinden (vgl. Hübschmann Zur Kasuslehre, München 1875, S. 9). Die von Dionysios anerkannten Benennungen der einzelnen Kasus sind: ὀρθή, γενική, δοτική, αἰτιατική, κλητική. Die ὀρθή, so wird dann weiter mitgeteilt, heißt auch εὐθεία und ὀνομαστική *nominativus*, die γενική auch κτητική und πατρική, die δοτική auch ἐπισταλτική, die κλητική auch προσγορευτική. Der Ausdruck γενική sollte wahrscheinlich besagen, daß der Genitiv das γένος bezeichne in Sätzen wie τοῦ ζώου τὸ μὲν ἐστὶ θνητόν, τὸ δ' ἀθάνατον, bedeutet dann also dasselbe wie unser 'partitiv' und hätte demnach von den Römern nicht durch *genetivus*, sondern durch *generalis* wiedergegeben werden sollen; αἰτιατική dürfte von αἰτιατόν 'das Verursachte' (das Objekt) abzuleiten sein, so daß *accusativus* eine falsche Übersetzung ist. Den im Griechischen nicht vorkommenden Kasus nannten die Römer zunächst *sextus*, dann *ablativus*. Die Kasusnamen *locativus* (besser *localis*, da es sich um den Ort, nicht um das Vermieten handelt) und *instrumentalis* sind modernen Ursprungs. Die Alten sahen in Formen wie οἴχοι nicht einen Kasus, sondern ein Adverbium. Über die Gründe, weshalb gerade diese und keine andere Reihenfolge der Kasus gewählt ist, läßt sich etwas Ausreichendes nicht sagen. Es läßt sich nur vermuten, daß der Nominativ (wie es auch die Inder taten) an die Spitze gestellt wurde, weil er das Wort an sich darzustellen schien, der Vokativ aber an das Ende, weil die Stoiker ihn nicht als Kasus anerkannten, sondern für eine Satzart erklärten.

2) und 3) Verbum und Partizipium. Die Definition von ῥῆμα lautet: ῥῆμα ist ein Satzteil ohne Kasus, empfänglich (ἐπιδεκτικὴ) für Tempora (χρόνοι), Personen (πρόσωπα), Numeri (ἀριθμοί), Tätigkeit und Leiden ausdrückend. Betrachtet man diese Definition näher, so fällt alsbald auf, daß zwar angegeben wird, was das Verbum hat oder nicht hat, aber nicht, was es ist. Die Definition ist in der Hauptsache inhaltslos, denn λέξις kann nicht für eine Wesensbeschreibung gelten. Diese merkwürdige Tatsache erklärt sich, wenn man bedenkt, daß die Alten bei jedem Versuch, das Verbum positiv zu definieren, in Verlegenheit kommen mußten. Es lag natürlich nahe zu sagen, das Verbum bedeute eine Handlung, ein πρᾶγμα, während das Nomen ein Ding bedeute. Aber Dionysios konnte das nicht, da er πρᾶγμα schon bei dem Nomen verwendet hatte. Ferner hätte man sagen können, das Verbum sei das Aussagewort, und in der Tat hatten das die Stoiker getan, indem sie angaben, es sei κατηγορημα σημαῖνον. Vielleicht hat sich auch Dionysios diese Auffassung angeeignet. Tat er das, so kam er mit dem Infinitiv in Bedrängnis, den er von dem Verbum nicht trennen wollte, und der doch ein κατηγορημα nicht ausdrückt. Es liegt auf der Hand, daß eine Lösung, welche die Schwierigkeiten nur beiseite schiebt, nicht befriedigen kann, und daß also die Folgezeit sich bei der Fassung des Dionysios nicht beruhigen konnte. Wir lehren jetzt, daß das Verbum allerdings eine Handlung bedeute, daß es aber den Menschen von jeher unbenommen war, eine Handlung auch unter der Form eines Dinges anzuschauen, woraus sich Wörter wie παιδεία erklären; und ferner haben wir durch Bopp gelernt, daß jeder Infinitiv ein obliquer Kasus eines Nomens ist, der im Laufe der Zeit allmählich zu dem Verbalsystem in innige Beziehung getreten ist, der aber, eben weil er ein obliquer Kasus ist, immer nur die Ergänzung einer Aussage, niemals eine Aussage selbst vorstellen kann. Wir rechnen deshalb den Infinitiv nebst dem Partizipium zu den Verbalnomina und können nun ohne Schwierigkeit dem *verbum finitum* (wie wir mit einem modernen Ausdruck sagen) das κατηγορημα zuschreiben. Die παρεπόμενα des ῥῆμα sind: ἐγκλίσεις, διαθέσεις, εἶδη, σχήματα, ἀριθμοί, πρόσωπα, χρόνοι, συζυγία. Die εἶδη und σχήματα, welche wir zuerst behandeln, decken sich völlig mit den entsprechenden Kategorien bei dem Nomen. An εἶδη gibt es zwei, das πρωτότοπον und das παράγωγον, z. B. ἄρδω und ἀρδέω, an σχήματα drei, nämlich das ἀπλοῦν, das σύνθετον und das παρασύνθετον, wofür ἀντιγονίζω,

φιλιππίῳ Beispiele sind. Unter dem nichtssagenden Namen ἐγκλίσεις, welcher ungefähr so viel wie κλίσεις 'Abwandlungen' bedeutet, versteht man das, was die Römer mit dem ebenso vagen *modi* benannt haben. Sie heißen ὀριστική, προστακτική, εὐκτική, ὑποτακτική, ἀπαρέμφατος. Ὀριστική *indicativus* bedeutet die Form, mittels welcher man definiert, festsetzt, behauptet. Προστακτική ist *imperativus*, εὐκτική *optativus*, ὑποτακτική *subjunctivus* oder *conjunctivus*. Die Bezeichnung ist gewählt, weil nach der Ansicht der Alten dieser Modus stets einer Konjunktion untergeordnet ist (nur im abhängigen Satze gebraucht wird, wie wir sagen würden), wozu zu bemerken ist, daß sie, wie Apollonios es tut, in einer Wendung wie φεύγωμεν eine Abart des Imperativs gesehen haben werden, und daß sie μή in μὴ ποιήσης als Konjunktion betrachten. Ἀπαρέμφατος *infinitus* oder *infinitivus* endlich bedeutet die Modusform ohne παρεμφάσεις 'Nebenbezeichnungen', nämlich ohne Bezeichnung von Person und Numerus, und, wenn sie den Infinitiv nicht selbst als Modus ansahen (was nicht alle taten), auch ohne Bezeichnung eines Modus. Über die διαθέσεις *genera verbi*, d. h. die Art, wie sich das Subjekt der Handlung zu der Handlung verhält, heißt es bei Dionysios: διαθέσεις εἰσὶ τρεῖς, ἐνέργεια, πάθος, μεσότης: ἐνέργεια μὲν οἷον τύπτω, πάθος δὲ οἷον τύπτομαι, μεσότης δὲ ἢ ποτὲ μὲν ἐνέργειαν ποτὲ δὲ πάθος παριστᾶσα, οἷον πέπληγα διέφθορα ἐποιησάμην ἐγραψάμην. Über *activum* und *passivum* ist nichts zu bemerken, dagegen fragt sich, was unter μεσότης, μέση διάθεσις, *medium* zu verstehen sei. Nach den Beispielen möchte man glauben, es handle sich um Formen, welche wie διέφθορα aktive Form, aber passive Bedeutung, wie ἐποιησάμην passive Form aber aktive Bedeutung haben. Aber der Wortlaut des Textes sowie die Auseinandersetzungen des Apollonios führen vielmehr dahin, anzunehmen, der Grammatiker habe im Sinne gehabt, daß das Perfektum von aktiver Form beide Diathesen haben könne, z. B. πέπληγα die aktivische und διέφθορα die passivische, und ebenso der sog. mediale Aorist, z. B. ἐγραψάμην die aktivische und ἐλοοσάμην die passivische. Wie dies auch sein mag, sicher ist, daß die Alten eine besondere Bedeutung des Mediums nicht erkannt haben.

Ich komme nun mit Übergang der ἀριθμοί und πρόσωπα (Personen) zu den Tempora. Der Paragraph lautet: χρόνοι τρεῖς, ἐνεστώς, παρεληλυθώς, μέλλον. τούτων ὁ παρεληλυθώς ἔχει διαφορὰς τέσσαρας, παρατατικόν, παρακείμενον, ὑπερσυντέλικον, ἀόριστον. Um diese Lehre zu verstehen, muß man wissen, daß die Stoiker

an den Tempora zweierlei wahrnahmen, nämlich erstens das, was wir die Zeitstufen nennen, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, und sodann παράτασις 'Dauer' und συντέλεια 'Vollendung', worin der Keim zu dem liegt, was wir Aktionsarten nennen. Ob ihnen selbst klar geworden war, daß die Aktionsart mit der Zeit nichts zu tun habe, oder ob sie nicht vielmehr παράτασις und συντέλεια als Unterabteilungen der Zeit ansahen, mag dahingestellt bleiben. Sicher ist, daß Dionysios der letzteren Anschauung war, und ferner, daß er die Begriffe Dauer und Vollendung nur zu einem Zwecke benutzte, nämlich dazu, die Zeitvorstellung, die er in den indikativischen Vergangenheitsformen fand, näher zu spezialisieren. So entstanden für die Vergangenheit vier Unterabteilungen: 1) παρατατικός, die Dauer in der Vergangenheit bezeichnend, das sog. *imperfectum*, 2) παρακείμενος, d. i. die der Gegenwart nahe liegende Vergangenheit, die (abgeschlossen) vorliegende Handlung bezeichnend, das sog. *perfectum praesens*, 3) ὑπερσυντέλικος, eigentlich 'über die Vollendung hinausgehend', nach den späteren Grammatikern und Scholiasten die längst (πάλα) abgelaufene Vergangenheit bezeichnend, das *plusquamperfectum*, 4) ἄριστος, d. h. die nicht näher begrenzte Vergangenheit bezeichnend, womit darauf hingewiesen wird, daß der Indikativ des Aorists sowohl das eben Geschehene, als das der Vergangenheit im allgemeinen, als endlich, wie das Plusquamperfectum, das der längst abgelaufenen Vergangenheit Angehörige bezeichnen kann. Dabei ist klar, daß das ὑπερσυντέλικον falsch beschrieben ist, da es ja in der älteren Sprache, namentlich der homerischen (welche die Grammatiker am meisten anzuführen pflegen), nichts anderes ist als das Augmenttempus von dem nicht die Vergangenheit, sondern den erreichten Zustand bezeichnenden Perfektstamm. Im Lateinischen, wo der Aorist als selbständiges Tempus verschwunden ist, konnten die Begriffe Dauer und Vollendung besser angewendet werden. Sie haben dort zu einer Teilung des Verbums in die *actio imperfecta* und *perfecta* geführt. Über das letzte παρεκείμενος, die συζυγία *conjugatio*, wird S. 17 gesprochen werden. Die μετοχή *participium* hat ihren Namen davon, daß sie sowohl am Nomen als am Verbum Anteil hat. Wir behandeln das Partizipium mit dem Infinitiv zusammen entweder bei dem Verbum als *verbum infinitum*, oder in der nominalen Stammbildungslehre.

4) und 5) ἄρθρον und ἄντωνυμία. Von dem ἄρθρον *articulus* gibt Dionysios keine das Wesen des Satzteils angegebende Definition, sondern begnügt sich zu sagen, daß es den Kasus der

Nomina (τῆς κλίσεως τῶν ὀνομάτων) voran- oder nachgestellt werde. Unter dem ἄρθρον προτασσόμενον versteht er das, was wir den Artikel, unter ὑποτασσόμενον das, was wir Relativpronomen nennen. Denn die Alten waren der Meinung, daß ὁ ἢ τό und ἕς ἤ ἕ im Grunde dasselbe Wort seien, während uns die Sprachvergleichung gelehrt hat, daß das erstere dem altindischen *sá sá tát*, das zweite aber dem ai. *yás yá yád* entspricht. Apollonios gibt als das Wesen des Artikels die ἀναφορά an, d. h. die Wiederholung, Wiedererwähnung von etwas Erwähntem. Die nahe Beziehung des Artikels zum Pronomen konnte natürlich den Alten nicht entgehen, wie denn Apollonios z. B. sagt, daß der Artikel, wenn er unabhängig gebraucht wird (z. B. in ὁ γὰρ ἦλθε θεός ἐπὶ νῆας Ἀχαιῶν), in das Pronomen übergehe (μεταπίπτει), aber als eine Art des Pronomens, wie wir es tun, haben sie den Artikel nicht angesehen. Die ἀντωνομία *pronomen* hat den Namen davon, daß sie an Stelle eines Nomens gesetzt wird. Dionysios rechnet dahin nur die Personalpronomina, das der ersten Person ἐγώ, das der zweiten σύ, das der dritten ἔ, nebst den dazugehörigen κτητικά *possessiva*, ἐμός usw. Für das Personalpronomen der dritten Person kommt der Name ἀνανακλωμένη vor, was die Römer durch *reciprocum* oder *refractivum* übersetzt haben, wir durch *reflexivum*. Was wir sonst zum Pronomen rechnen, stellt Dionysios zum Nomen (vgl. oben S. 5), so die ἐρωτηματικά τίς ποῖος usw., die ἀρίιστα ὅστις ὁποῖος usw., die ἀναφορικά wie τοιοῦτος; andere wie αὐτός ἔδε οὗτος ἐκείνος werden weder als Nomina noch als Pronomina erwähnt. Spätere Grammatiker rechneten sie zu den Pronomina. Aus Apollonios ist die Einteilung der Pronomina in deiktische und anaphorische zu erwähnen: 'Die Pronomina der ersten und zweiten Person sind δεικτικά, von denen der dritten ist ἔ οὗ οἱ ἔ ἀναφορική, ἐκείνος ἔδε οὗτος sind sowohl δεικτικά als auch ἀναφορικά, endlich αὐτός ist an sich ἀναφορική, wird aber in Verbindung mit einer δεικτική ebenfalls hinweisend' (Steinthal 2, 316). Die Römer haben ἀναφορικός durch *relativus* übersetzt, welches also bei ihnen einen andern Sinn hat als bei uns, insofern nach ihrer Terminologie *is* und *qui* beide als Relativa bezeichnet werden (vgl. L. Job De grammaticis vocabulis apud Latinos, Paris 1893, S. 129).

6) πρόθεσις *praepositio* wird von den Alten nirgends ihrem Wesen nach beschrieben, sondern nur nach der Stellung in der Zusammensetzung und im Satze (ἐν τε συνθέσει τε καὶ συντάξει) benannt. Zugleich wird aber auch bemerkt, daß es Präpositionen gibt, welche diese Stellung verändern können.

7) ἐπιρρημα *adverbium* ist ein nicht flektierbarer (ἄκλιτον) Satzteil, κατὰ ῥήματος λεγόμενον ἢ ἐπιλεγόμενον ῥήματι. Darunter sind Verbindungen wie ὀρθῶς λέγεις einerseits (worin die Art des Sprechens näher spezialisirt wird) und σήμερον ἔλθον andererseits (worin der Verbalform nur etwas hinzugefügt wird) verstanden. Daß das Adverbium auch zu dem Adjektivum tritt, wird nicht hervorgehoben. Es folgen dann eine Menge von Unterarten des Adverbiums, bei deren Aufstellung im allgemeinen nicht die Endung, sondern der Wortsinn entscheidet, nämlich τοπικά *localia*, wobei schon die drei σχέσεις auftreten, welche später in der lokalistischen Kasustheorie eine so große Rolle gespielt haben: ἐν τόπῳ, εἰς τόπον, ἐκ τόπου, z. B. οἴκοι οἴκαδε οἴκοθεν; χρόνου δηλωτικά *temporalia*, z. B. νῦν, und als Unterart die eine bestimmte Zeit (καιρός) angebenden, z. B. σήμερον; ποιότητος *qualitatis*, z. B. πῶς λάξ βοτρυδόν (wofür wir die unter den ἐπιρρήματα μεσότητος angeführten Beispiele erwarten würden); ποσότητος *quantitatis*, z. B. πολλάκις; ἀριθμοῦ δηλωτικά *multiplicativa*, z. B. δίς; τάξεως *ordinativa*, z. B. ἑξῆς; ἀθροίσεως *congregandi, communicandi*, z. B. ἅμα; συγκρίσεως *comparativa*, z. B. μᾶλλον; ἐπιτάξεως *intensiva*, z. B. λίαν; εἰκασμοῦ *conjecturae, dubitationis*, z. B. ἴσως; παραβολῆς ἢ ὁμοιώσεως *similitudinis*, z. B. ὡς; εὐχῆς σιμαντικά *optativa*, z. B. εἴθε; ἐρωτήσεως *interrogativa*, z. B. πότεν; παρακλεούσεως *hortationis*, z. B. εἶα ἄγε φέρε; συγκαταθέσεως *adnuendi*, z. B. ναί; ἀρνήσεως ἢ ἀποφάσεως *negandi*, z. B. οὐ; ἀπαγορεύσεως *dehortativa* oder *prohibitiva*, z. B. μή; κατωμοτικά *jurativa affirmativa*: νή; ἀπομοτικά *jurativa negativa*: μά; βεβαιώσεως *affirmandi*, z. B. δηλαδῆ. Ferner werden als Adverbia gerechnet die θετικά, d. h. die etwas als notwendig hinstellenden Formen der Verbaladjektiva auf -τέον wie γαμητέον πλευστέον (wenn sie allein eine Äußerung ausmachen, wie Uhlig bemerkt). Eine Klasse, die nach einem andern Gesichtspunkt benannt ist, bilden die Adverbia auf -ως. Sie heißen ἐπιρρήματα μεσότητος, was wahrscheinlich sagen soll, daß sie, da sie die regelmäßige Bildung von Adjektiven vorstellen, gewissermaßen die Mitte zwischen den Adverbien und der Flexion der Adjektiva bilden. Endlich rechnen die Alten auch solche Wörter zu den Adverbien, welche wir mit den Römern als Interjektionen bezeichnen, so das Staunen ausdrückende βαβαῖ, die Schmerz ausdrückenden παπαῖ ἰού φεῦ, die Rufe bakchischer Begeisterung εὐοῖ εὐάν.

8) σύνδεσμος. Die Definition des Dionysios hat, wie nicht bezweifelt werden kann, so gelautet: σύνδεσμός ἐστι λέξις συνδέ-

ουσα διάνοιαν μετὰ τάξεως καὶ τὸ τῆς ἐρμηνείας κεχρηγὸς πληροῦσα, 'Konjunktion ist ein Satzteil, welcher den Sinn (der Wörter und Sätze) verbindet mit Hilfe der Anordnung (der Sätze), und die Lücke der Rede ausfüllt'. Die letztere Bestimmung bezieht sich auf die Konjunktionen, welchen man einen deutlichen Sinn nicht zuerkennt. Auch die indischen Grammatiker fanden in ihrer Sprache sogenannte *Expletiva*. An Arten der Konjunktionen gibt es folgende: 1) *συμπλεκτικοί copulativae*, welche die in eins fortlaufende Rede verbinden: μὲν δὲ τέ καὶ ἀλλὰ ἡμὲν ἡδέ ἰδέ ἀτάρ αὐτάρ (dazu noch versehentlich ἤτοι κέν ἄν). 2) *διαζευκτικοί disjunctivae*, welche zwar auch den Ausdruck zusammenbinden, aber doch (im wesentlichen) eine Handlung von der andern trennen, nämlich ἢ ἤτοι ἢέ. 3) *συναπτικοί*, welche, ohne die Wirklichkeit auszudrücken, eine Folge bezeichnen (auf sie hinweisen), εἰ εἶπερ εἰδῆ εἰδῆπερ. Der Ausdruck *condicionales*, den wir für diese Wörter gebrauchen, scheint sich auch bei den Römern nicht zu finden. 4) *παρασυναπτικοί*, welche im Gegensatz zu den vorigen Wirklichkeit ausdrücken und zugleich eine Ordnung der Sätze verlangen: ἐπεὶ ἐπεὶπερ ἐπειδὴ ἐπειδῆπερ. 5) *αιτιολογικοί*, welche bei Angabe einer Ursache gebraucht werden: ἵνα ὄφρα ὄπως ἔνεκα οὕνεκα. 6) *ἀπορηματικοί dubitativae*: ἄρα κἄτα μῶν. 7) *συλλογιστικοί*, ὅσοι ἐπὶ τὰς ἐπιφοράς τε καὶ προσλήψεις (so Uhlig) τῶν ἀποδείξεων εἰ διακρίνεται *collectivae* (oder *rationales*), welche für die Schlußsätze und Assumptionen oder Beweise geeignet sind: ἄρα ἀλλὰ ἀλλαγὴν τοίνον τοιγάρτοι τοιγαροῦν. 8) *παραπληρωματικοί expletivae*, welche des Metrums oder des Schmuckes wegen gebraucht werden: δὴ ῥά γού ποῦ τοί θήν ἄρ δῆτα πέρ πώ μῆν ἄν αὖ γῶν οὖν κέν γέ. Apollonios, der übrigens bemerkt, daß auch die Wörter der letzten Klasse ihren Sinn hätten, unterschied weit mehr Abteilungen, die Römer gewöhnlich fünf: *copulativae*, *disjunctivae*, *expletivae*, *causales*, *rationales*, wobei denn die Klasse der *causales* sehr umfassend war. Wir rechnen eine erhebliche Zahl zu den Partikeln und nur diejenigen, welche im Satzgefüge auftreten, zu den Konjunktionen.

An der Hand der von den Alten aufgestellten Kategorien haben wir dann allmählich die Lehre von den Nebensätzen entwickelt.

An die Lehre von den Wortarten schließt sich nach unserer Gewohnheit die Wortbildungs- oder, wie wir sagen, Stammbildungslehre und sodann die Flexionslehre. Beide Gebiete wurden schon bei Dionysios streng voneinander geschieden. Das technische Wort der Wortbildungslehre ist *παράγειν*, das

der Flexionslehre κλίνειν. Es gehört aber in die Wortbildungslehre, wie schon das Wort παράγειν zeigt, nicht alles, was wir dazu rechnen, sondern nur die παράγωγα im Gegensatz zu den πρωτότοπα, oder, um es mit den Worten des Dionysios zu sagen, nicht das, was κατά τὴν πρώτην θέσιν λεχθέν ist, sondern τὸ ἀφ' ἐτέρου τὴν γένεσιν ἐσχημὸς, z. B. γαιήϊος im Verhältniß zu γῆ, ἀρδεύω gegenüber ἄρδω, das Possessivum ἐμός gegenüber dem Genitiv ἐμοῦ. Wie man aus dem letzteren Beispiel sieht, werden die παράγωγα aus bestimmten Formen der πρωτότοπα abgeleitet, also z. B. Ἐκτορίδης von Ἐκτορος, und wenn es heißt, daß der Name Φιλίμων von einem Verbum herkommt, so ist damit gemeint, daß die Form φιλέω oder φιλήσω zugrunde liegt. Der Vorgang der Ableitung ist so gedacht, daß die Silben, auf welche das abgeleitete Wort ausgeht, an die Stelle der Flexionssilben des πρωτότοπον treten, z. B. ιδῆς in Ἐκτορίδης an die Stelle von ος in Ἐκτορος, wobei den Lauten naturgemäß allerlei zustößt, oder, wie der Ausdruck der Alten lautet, sie allerlei πάθη erleiden, indem bei diesem Übergang eines Wortes in das andere Laute abfallen, zutreten oder verändert werden. Ebenso geht es bei der κλίσις zu. Unter κλίσις versteht man die Abwandlung aller πτωτικά (d. h. des ὄνομα, der μετοχή des ἄρθρον und der ἀντωνυμία) sowie des Verbuns, wie denn auch die Römer von der *declinatio verbi* handeln. Als die Form, aus welcher die sämtlichen übrigen durch μετασχηματισμός entstanden sind, wird bei dem Nomen der Nominativ singularis, bei dem Verbum die erste Person singularis des Indikativs praesentis angesehen. Es kommt auch vor, daß eine andere Form des Paradigmas bei der Ableitung einer Form zugrunde gelegt wird. So wird z. B. die zweite Person τύπτῃ auf τύπτεται zurückgeführt, das sein τ verloren habe (Steinthal 2, 337). Das ist für die prinzipielle Auffassung gleichgültig, welche darin besteht, daß eine Abwandlungsform nicht, wie Bopp es tut, aus einem noch ungeformten Stamm, sondern aus einer andern fertigen Form hergeleitet wird. Die Alten kennen also unsere Anschauung von Suffix, Stamm, Wurzel nicht. Zwar haben sie Wörter, die sich mit diesen unsern Termini in Parallele setzen lassen, aber diese Wörter haben einen andern Sinn. Es kommen hauptsächlich τέλος, ἀρχή, θέμα in Betracht. Τέλος ist der Ausgang des Wortes im Gegensatz gegen τὸ ἄρχον, den Anfang. So lehrt z. B. Apollonios Synt. 95, die beiden hauptsächlichsten Arten der κλίσις, welche bei dem Nomen und Verbum nur am Wortende zum Vorschein kämen, seien bei dem Pronomen auf

Ende und Anfang verteilt, denn durch das Ende (τῷ μὲν τέλει) bezeichnet das Pronomen die Kasus, durch den Anfang (τῷ δὲ ἄρχοντι) die Personen. Natürlich kann τέλος dann auch speziell die letzte Silbe bezeichnen, z. B. wenn Dionysios sagt: δεύτονον ὄνομα καλεῖται τὸ ἐπὶ τοῦ τέλους ἔχον τὴν δεῦσαν 109, 1. Ebenso wie τέλος wird auch λῆγον oder λῆξις gebraucht. Natürlich können auch die Ausgangsilben eines Wortes in der grammatischen Darstellung von ihm abgelöst werden, wie wenn von den εἰς μι λήγοντα ῥήματα die Rede ist, oder wenn wir in der τέχνη lesen: τύποι δὲ τῶν πατρωνομικῶν ἀρσενικῶν τρεῖς, ὁ εἰς ὄης, ὁ εἰς ὠν, ὁ εἰς ἀδιος, aber der spätere Gedanke, daß die Endsilbe mit dem ἄρχον zusammengesetzt sei, taucht niemals auf. Θέμα bedeutet bei Apollonios (bei Dionysios kommt das Wort nicht vor) dasjenige, was durch πρώτη θέσις entstanden ist, was also als Grundform für Ableitungen dient. So meint Apollonios z. B., αὖ und τάρ müßten im Gegensatz zu andern, welche sie aus einer Zerteilung des ursprünglicheren αὐτάρ erklären, als thematisch aufgefaßt werden, oder οὔτος sei von dem Artikel abgeleitet und also nicht thematisch, der Genitiv ἐμοῦ sei, da er nicht von ἐγὼ abzuleiten ist, nicht κλιθεῖσα, sondern θεματικὴ (vgl. Gramm. Graec. I, 2, 21). Daher erklärt es sich, wenn das τ der Komposita auf -κράτης als thematisch angesehen wird, denn -κράτης kommt von κράτος, das der Komposita auf -θύτης aber für κλιτικόν, denn -θύτης stammt von θύω. Der Begriff der Wurzel erscheint bei den Alten nicht, auch nicht bei Philoxenos, von dem man wohl behauptet, daß er die Sprache aus einsilbigen Wurzeln abgeleitet habe. Seine Theorie, die man bei H. Kleist De Philoxeni grammatici Alexandrini studiis etymologicis, Greifswald 1865, übersichtlich behandelt findet, hat das Eigentümliche, daß er sämtliche Formen des Verbuns und viele (vielleicht alle) Nominalformen aus Grundformen auf ὦ ableitet, z. B. die Formen von εἰμί und ἔημι von einer Grundform ὦ bezw. ί, die Formen von τίθημι von θῶ usw. An solchen Grundformen nahm er eine beschränkte Zahl an, nämlich außer ὦ ί diejenigen, welche entstehen, wenn man die einfachen oder mehrfachen Konsonanten des Griechischen, welche im Anlaut stehen können, mit ὦ zu einer Silbe verbindet, also βῶ, βλω usw. Diese Grundformen erinnern mit ihrem ὦ an die von andern Grammatikern aufgestellten, z. B. τιθῶ, woraus τίθημι abgeleitet wird, sie unterscheiden sich von ihnen durch die primitivere Gestalt, die Einsilbigkeit. In dieser Hinsicht sind sie allerdings mit den Wurzeln zu vergleichen, wie Bopp sie

aufstellte, aber sie unterscheiden sich von ihnen dadurch, daß sie als erste Personen gedacht sind.

Zu der Flexionslehre gehört die Lehre von der Ordnung der Wörter in Deklinationen und Konjugationen. Daß die Griechen die Masse der flektierten Nomina in gewisse Gruppen geordnet hätten, davon ist uns nichts Bestimmtes überliefert, man müßte denn ihre Aufzählung der möglichen Ausgänge des Nominativs dahin rechnen. Dagegen haben die Römer für die Deklination *ordines* aufgestellt, die nachher einerseits die Griechen und andererseits wir übernommen haben. Und zwar geht unsere Einteilung im wesentlichen auf den einflußreichen Grammatiker Remmius Palaemon zurück, der ein Zeitgenosse des Philosophen Seneca war. Er stellte unter hauptsächlichlicher Berücksichtigung der Genetivausgänge vier Beugungsklassen auf, ein Späterer sonderte die *e*-Deklination, welche Remmius zur dritten gestellt hatte, als gesonderte fünfte ab (vgl. Bölte S. 256). Dagegen haben die Griechen die Verbalformen in gewisse Verbände (*συσζυγίαι conjugationes*) geordnet, die bei uns gegolten haben, bis innerhalb der vergleichenden Sprachforschung neue aufkamen. Die Griechen betrachteten die Verba auf ω als die ursprüngliche Form, die auf μ aber als abgeleitet. Die ersteren schieden sie nach der Betonung der ersten Person des Präsens in *ρήμητα βαρότονα*, d. h. solche, deren ω den Gravis hat, und *περιστώμενα*. Die *βαρότονα* wiederum werden eingeteilt nach dem vor ω stehenden Laute, so daß folgende Gruppen entstehen: 1) Verba mit β , φ , π ($\pi\tau$), z. B. *λείβω κόπτω*, 2) mit γ , χ , κ ($\kappa\tau$), z. B. *λέγω τίκτω*, 3) mit δ , θ , τ , z. B. *ἄδω*, 4) mit ζ oder $\sigma\sigma$, z. B. *φράζω ὀρύσσω*, 5) mit den vier *ἀμετάβολα*, z. B. *πᾶλλω*, 6) die mit einem reinen ω , welches nicht mit einem Konsonanten verbunden ist (*verba pura*), z. B. *ἵππεῶ*. Die zweite Abteilung sind die *verba contracta*, welche in drei Unterabteilungen zerfallen, entsprechend dem *ε* α oder *οι* der zweiten und dritten Person. Die Verba auf μ werden in ihren drei ersten Klassen abgeleitet von den *contracta*: *τίθῃμι* von *τιθῶ*, *ἴσῃμι* von *ισθῶ*, *δίδωμι* von *διδῶ*, während *πῆγγνωμι* auf die *verba pura* zurückgeht. Auf die Grundformen *τιθῶ* usw. war schon bei der Erörterung der Theorie des Philoxenos hingewiesen (oben S. 16).

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß die neuere Grammatik auf dem Gebiete der Stammbildung und Flexion sich auf eigene Füße stellen muß. Die Alten haben in der Wortbildungslehre schon darum nichts Erhebliches leisten können, weil sie die

sämtlichen primären Wörter als gegeben und einer weiteren Analyse nicht zugänglich betrachteten, und weil sie auf diesem Gebiet so wenig wie auf einem andern daran dachten, Sammlungen anzulegen. In der Flexionslehre sind sie über einen Schematismus nicht hinausgekommen. Die Fortschritte, welche die vergleichende Sprachforschung in beiden Punkten gemacht hat, verdankt sie zu einem großen Teile der Einwirkung der indischen Grammatik.

Zum Schluß habe ich von der Syntax zu reden. Das Wort σύνταξις braucht schon Dionysios von der Zusammenstellung der Nomina im Satze, im Gegensatz zur σύνθεσις der Zusammensetzung, und sodann in der Definition der λέξις: λέξις ἐστὶ μέρος ἐλάχιστον τοῦ κατὰ σύνταξιν λόγου 'ein Wort ist der kleinste Teil des durch die Zusammenfügung entstehenden Satzes'. Aber περὶ συντάξεως als über einen besonderen Teil der Grammatik hat als erster Apollonios Dyskolos geschrieben. Apollonios definiert die Syntax nicht etwa als die Lehre vom Satz und seinen Teilen, sondern, da der Satz als gegeben betrachtet wird, als die Vereinigung der Wörter zu der Harmonie des vollständigen Satzes (εἰς καταλληλότητα τοῦ αὐτοτελοῦς λόγου), und da nun die Worte unter die Satztheile gruppiert werden, so hat es auch die Syntax mit den μέρη τοῦ λόγου zu tun. Doch behandelt sie sie nur insofern, als sie sich zum Satze verbinden, wobei freilich zu bemerken ist, daß diese Verbindung sich aus der Natur der Satztheile herleitet, und daß unser Grammatiker sich oft gezwungen sieht, auf diese des genaueren einzugehen, da sie von seinen Vorgängern nicht immer genügend erkannt ist. Die Redetheile nun haben, wie wir sahen, bei den Alten eine natürliche Reihenfolge, die auch Apollonios anerkennt. An der Spitze stehen die ursprünglicheren (θεματικώτερα), Nomen und Verbum, dann folgen diejenigen, deren mehr dienende Stellung sich daran zeigt, daß sie zum Nomen oder Verbum hinzugenommen werden (παραλαμβάνονται) oder für dieselben eintreten (ἀνθυπάρχονται). In der Syntax aber erscheint es richtig, daß nicht Nomen und Verbum vorangestellt werden, sondern der Artikel und das Pronomen, die in ihrer auf die Verbindung mit andern Worten bezüglichen Besonderheiten vorweggenommen werden, ehe der Verfasser zu der grundlegenden Auseinandersetzung kommt, von welcher auch sie mit betroffen werden, der Auseinandersetzung über die Satzbeziehung zwischen dem Verbum und dem Nomen im weitesten Sinne (dem πτωτικόν). Sie lautet bei Bekker S. 201 wie folgt: 'Die fundamentalste Ursache der Unstimmigkeit (ἀναταλληλία) ist folgende.

Von den Satzteilen werden einige in Zahlen und Kasus abgewandelt, so die Nomina und die andern, welche Zahl mit Kasus aufweisen können; andere in Personen und Zahl, so die Verba und Personalpronomina; andere in Geschlechter, so die vorhin genannten Nomina und die, welche sonst noch an sich die Unterscheidung des Geschlechtes vollziehen können; einige aber lassen nichts davon zu, so diejenigen, welche nach einer einzigen Bildungsform hervorgebracht werden, wie die Konjunktionen und die Präpositionen und beinahe alle Adverbien. Die genannten Redeteile nun, aus den ihnen eigentümlichen Gestalten abgewandelt in die notwendigen Reihen von Zahlen oder Personen oder Geschlechtern, sind infolge der Zusammensetzung des Satzes verteilt, um sich mit dem zu verknüpfen, wozu ein jedes gezogen werden kann, z. B. der Plural zum Plural, vorausgesetzt, daß dieselbe Person auftritt (*κατὰ τὴν τοῦ αὐτοῦ προσώπου παρέμπωσιν*), also *γράφομεν ἡμεῖς, γράφουσιν οἱ ἄνθρωποι*. Denn bei dem Übergange von einer Person zur andern wird keineswegs derselbe Numerus verlangt, sagt man doch *τόπτουσι τὸν ἄνθρωπον* und *τόπτουσι τοὺς ἀνθρώπους*. Dieselbe Bewandtnis hat es mit demjenigen, was in kasueller Beziehung mit hinzugenommen wird (*συμπαλαμβανόμενον*), also *ἡμῶν αὐτῶν ἀκούομεν*, während bei dem Übergang von einer Person zur andern Kasus und Numerus indifferent sind: *ἡμῶν αὐτὸς ἀκούει, ἡμῶν αὐτοὶ ἀκούουσιν*¹⁾. Tritt aber Gleichheit der Kasus ein, so wird man auch wieder auf dieselbe Person kommen, wegen des Parallelismus der Kasus, es sei denn, daß das Dazwischentreten einer Konjunktion die eine Person von der andern trennt, wie in *ἡμῶν καὶ αὐτῶν ἀκούουσιν*. Ebenso verhält es sich mit dem Geschlecht: wir werden sagen *οὗτοι οἱ ἄνδρες* oder auch in einem obliquen Kasus *τούτους τοὺς ἄνδρας*, während wiederum bei dem Übergange von einer Person zur andern Gleichgültigkeit in bezug auf Genus und Numerus stattfindet: *τούτους γυνὴ ἔβρισε*. Es ist unnötig, das weiter auseinanderzusetzen, denn es ist klar, was gemeint ist.²⁾ Hierin ist zunächst gesagt, daß die grammatische Richtigkeit in der Kongruenz zwischen dem Subjektsnomen und den dazugehörigen Verbalformen besteht, nur daß sich Apollonios nicht so kurz ausdrücken konnte, weil er den Begriff Subjekt in der Grammatik nicht kennt, der erst in neuerer

1) ἡμῶν scheint das *παλαμβανόμενον*, αὐτῶν das *συμπαλαμβανόμενον*, welches bei Gleichheit der Person mit ἡμῶν kongruiert, bei Verschiedenheit aber indifferent bleibt.

Zeit aus der Logik aufgenommen worden ist. Dann ist auch von nominaler Kongruenz die Rede, aber in Vermischung mit der erstgenannten Erscheinung und darum unklar, eine Unklarheit, die sich daraus erklärt, daß den Alten der Unterschied zwischen Substantivum und Attribut, der erst in der Scholastik ausgearbeitet worden ist, nicht genügend klar geworden war. Endlich ist der Unterschied zwischen Kongruenz und Rektion hervorgehoben. Die erstere findet statt, wenn in dem Verbum und Nomen dieselbe Person steckt, die zweite, wenn eine Verschiedenheit der Personen eintritt. (Der Ausdruck Rektion stammt, wie wir sehen werden, aus dem Mittelalter). Nach dieser Darlegung und den sich daran anschließenden Versuchen, wirkliche oder scheinbare Ausnahmen des Kongruenzgesetzes zu beseitigen, folgt bei Apollonios die Behandlung der Modi und Genera des Verbums, die er besser definieren zu können glaubt als seine Vorgänger, wobei ihm der Infinitiv die Gelegenheit gibt, den daneben vorkommenden Akkusativ zu erörtern. Dann folgt das, was wir Rektion der Verba nennen, und zwar mit den folgenden Einleitungsworten (S. 283): 'Die vorliegende Darstellung (*σύνταξις*) wird für diejenigen genügend sein, welche es vorziehen, einfach die Überlieferung der Sätze hinzunehmen; für diejenigen aber, welche die Syntax des Satzes ganz genau verfolgen wollen, wird es auch nötig sein zu wissen, welche Verba den Genetiv verlangen (*ἀπαιτεῖ*), und was davon die Ursache (*τὸ αἴτιον*) ist, und welche den Dativ, wiederum mit der Ursache, und dasselbe auch in bezug auf den Akkusativ'. Aus den Ausführungen sei erwähnt, daß der Akkusativ steht bei Verben, welche körperliche Handlungen ausdrücken, ferner welche täuschen, wollen, fragen bedeuten usw., so daß im allgemeinen gesagt werden kann, in den Akkusativ trete die leidende Person. Dem gegenüber machen Verbindungen wie *τοῦτον φοβοῦμαι* Schwierigkeit, denn es liegt auf der Hand, daß in diesem Falle nicht die im Akkusativ stehende, sondern vielmehr die im Verbum enthaltene Person leidend ist. Den Ausweg aus der Schwierigkeit findet Apollonios in einer Annahme, welche der alexandrinischen Anschauung geläufig war, nämlich der Annahme der Ellipse: *τοῦτον φοβοῦμαι* ist eigentlich *διὰ τοῦτον φοβοῦμαι*. Ähnlich wie bei dem Akkusativ verfährt Apollonios bei den übrigen Kasus. Auf das Verbum folgen die Präpositionen und folgten jedenfalls noch die Adverbien und die Konjunktionen, womit dann alle Redeteile behandelt waren, da das Nomen und das Partizipium bei Gelegenheit des Verbums zur Besprechung kommen.

Es ist nicht schwer, jetzt an diesem grundlegenden Werke Kritik zu üben. Ihr Ergebnis ließe sich wie folgt zusammenfassen. Apollonios' Erörterungen über den Artikel, die Pronomina, die Modi haben noch neueren Gelehrten zur Klärung ihrer Gedanken verholfen. Anderes hat nur noch Interesse für die Geschichte, welche sich erinnert, daß hier die Keime für die Unterscheidung zwischen Kongruenz und Rektion, die Kasuslehre u. a. zu finden sind. Am wenigsten ist für das Satzgefüge getan. Doch ist, wie schon oben S. 14 geschah, darauf hinzuweisen, daß die Unterarten der Konjunktionen, wie sie von den Alten aufgestellt worden sind, uns bei der Lehre von den Nebensätzen als Wegweiser gedient haben.

Zweites Kapitel.

Von den Römern bis zur klassischen Periode.

1. Die Scholastik und die Renaissance.

Das von den Griechen aufgestellte System der Grammatik ging in seinen wesentlichen Zügen mit allen Anschauungen und Kunstausdrücken auf die Römer über und wurde von diesen, namentlich durch die Vermittelung von Donatus (4. Jahrh.) und Priscianus (6. Jahrh.) auf das Mittelalter übertragen, wo es unverändert herrschte, bis (etwa vom 12. Jahrh. an) die scholastische Philosophie einzuwirken begann (vgl. Thurot *Notices et extraits*, XXII, 2, Paris 1868; meine *Vergleichende Syntax* 1 Einl.; *Historische Grammatik der lateinischen Sprache* herausg. von Landgraf, 3. Band, Einleitung in die Geschichte der lateinischen Syntax von Golling, Leipzig 1903). Das nach innen gewendete Zeitalter widmete den Lauten wenig Aufmerksamkeit. Infolgedessen blieb die Etymologie ebenso willkürlich, wie im Altertum, wofür es genügen mag anzuführen, daß *lapis* als *quasi laedens pedem*, *fenestra* als *quasi ferens nos extra*, *gladius* als *quasi gulam dividens* erklärt wird. Dagegen ist die Lehre von den Satzteilen und die Syntax an mehreren Punkten gefördert worden. So wurde die scharfe Unterscheidung zwischen *substantivum* und *adjectivum* aufgestellt, welche den Alten noch abging. In der Syntax fand der Ausdruck *regere*, den Priscian noch kaum gebraucht, Eingang, und es ergab sich das *regimen* als besonderer Teil der Syntax neben der *constructio*. Im Gegensatz zu den regierten Kasus stellte man die *absoluti*, die eines *rector* entbehrenden, auf. Wichtiger als diese Einzelheiten aber ist die Tatsache, daß die Scholastiker in die Syntax eine spekulative Betrachtung einführten, indem sie nicht sowohl von den sprachlichen Tatsachen als von gewissen allgemeinen Vorstel-

lungen ausgingen, welche nach ihrer Meinung den Erscheinungen zugrunde liegen. Als Beispiel mag dienen, was Thurot S. 87 schon aus sehr alter Zeit, nämlich aus dem 11. Jahrh., aus der Lehre von der Wortstellung beibringt. Dort wird ausgeführt, daß in jedem Satz eine *substantia* und ein *actus* vorliege. Die Ausdrucksweise könne absolut sein, z. B. *Johannes legit*, oder transitiv, so daß die Handlung auf einen Leidenden übergeht, z. B. *Johannes legit librum*. Nun erscheine in jeder Konstruktion zuerst der *agens*, dann sein *actus*, dann erst der *patiens*. Man erkennt also als die natürliche Wortfolge an: *Johannes percussit Petrum*, und die Beobachtung, daß im Lateinischen das Verbum am Ende zu stehen pflegt, kommt gegen die aprioristische Anschauung (zu deren Bildung übrigens jedenfalls die romanischen Sprachen mitwirkten) nicht auf.

Ein neues Leben kam in die gesamte Philologie und also auch in die Grammatik, besonders die Syntax, durch die Renaissance, welche den Blick der Menschen von der Spekulation ab und auf die Tatsachen des Altertums hinlenkte. Ich erinnere vor allem an den Italiener Laurentius Valla, der in seinen um 1440 erschienenen sechs Büchern *elegantiarum linguae latinae* den Begriff der echten Latinität einführte und Cicero und Quintilian als Muster für Rede und Schrift aufstellte, während die Scholastiker sich wesentlich an das späte und mittelalterliche Latein gehalten hatten. Natürlich aber ließ sich die Spekulation nicht verdrängen. Sie trat etwa 150 Jahre später besonders kräftig hervor in dem Spanier Francesco Sanchez de las Brozas (*Sanctius*), dem Vater der Ellipsentheorie. Ich will hier weder über diesen merkwürdigen Mann näher handeln, nachdem dies bereits in meiner *Vergl. Synt.* 1, 15 geschehen ist, noch die Geschichte der Syntax weiter erzählen, welche sich lange Zeit zwischen den beiden Gegensätzen, die durch Laurentius Valla und *Sanctius* bezeichnet sind, hin- und herbewegt. Nur auf einen Punkt möchte ich hinweisen, der für Bopps Analyse einiger Sprachformen von Wichtigkeit geworden ist, nämlich auf eine von der antiken abweichende Klassifizierung der Redeteile. *Sanctius* brachte, angeregt durch die Araber, die acht von den Griechen angenommenen Redeteile unter die Klassen: *nomen, verbum, particula*. Diese Dreiteilung wurde von Späteren übernommen, so von G. Hermann in seiner 1801 erschienenen berühmten Schrift *de emendanda ratione Graecae grammaticae*, und in Zusammenhang gebracht mit der in der Logik erwachsenen Dreiteilung Subjekt, Kopula, Prädikat. Indem nämlich

der sprachliche Satz als ein Abbild des logischen Urteils angesehen wurde, ergab sich die Gleichsetzung von Verbum und Kopula. Es gab also für diese Anschauung nur ein Verbum, das Verbum *sein*, welches begrifflich in jedem Verbum enthalten ist. Es ist wahrscheinlich, das Bopp das *s* in den Aoristen und Futuris wie *ἔλσα* und *λύσω* nicht auf das Verbum substantivum zurückgeführt hätte, wenn er nicht in dieser Lehre von den drei Redeteilen aufgewachsen wäre.

2. Der Einfluß der hebräischen Grammatik (Wurzel, Suffix).

Haben wir bisher, abgesehen von einem vereinzelt Eindringen arabischer Anschauung bei Sanctius, lediglich die griechische Wissenschaft am Werke gesehen (denn auch die Philosophie des Mittelalters geht ja auf eine griechische Quelle zurück), so gelangen wir nun zu einem Punkte, wo die hebräische Grammatik einen tiefgreifenden Einfluß ausgeübt hat. Denn die hebräische Grammatik, welche den Gelehrten diesseits der Alpen hauptsächlich durch Reuchlin vermittelt wurde, brachte uns den Begriff der Wurzel, womit der des Suffixes unmittelbar gegeben war, und die Lehre von der Entstehung der Personalendungen des Verbuns aus Pronominibus.

Was zunächst den Begriff der Wurzel (*radix*) betrifft, so sind die Lehren der Gräzisten, Philosophen und Germanisten zu scheiden. Die ersteren (die Gräzisten) haben, soviel ich sehe, zur Klärung des Begriffes nichts beigetragen. Sie stellen Wurzeln auf, d. h. Urformen, aus denen sie die sämtlichen Formen eines Verbuns ableiten, aber diese unterscheiden sich nicht von denen des Philoxenos, da sie ebenso wie diese als erste Personen gedacht sind, was ein Blick auf Bücher, wie das bekannte Homerlexikon von Damm zeigt (Berlin 1765), in welchem für *εἶμι ἔω* als Wurzel angesetzt wird, und entsprechend bei den übrigen Verben. Dagegen entwickelte sich bei der Sprachphilosophie und den Germanisten allmählich die später von Bopp übernommene Lehre, daß die Wurzel einsilbig sei und daß sie die nackte Urgestalt des Wortes, wie sie vor der Entstehung der Flexion vorhanden war, darstelle. Der Vertreter der Sprachphilosophie, auf den hier angespielt wird, ist der auf den verschiedensten Gebieten tätige Charles de Brosses (1709—1777), über den man die Ausführungen von Benfey Geschichte der Sprachwissenschaft, S. 286 ff., und Richard M. Meyer

JF. 12, 295 und 13, 129 vergleichen möge. Wenn de Brosses die Wurzeln als größtenteils einsilbig erklärte, so geschah es, soviel ich sehe, nicht mit Rücksicht auf eine einzelne Sprache oder Sprachfamilie, sondern in dem Bestreben, zu den denkbar primitivsten Formen aufzusteigen. Anders war es bei den Germanisten, denen stets das Deutsche vorschwebte. Bei den deutschen Grammatikern taucht schon im 16. Jahrh. die Lehre auf, daß die Wurzelwörter, d. h. alle nicht abgeleiteten Wörter des Deutschen, einsilbig seien. Von großem Einfluß aber wurde diese Lehre (wie Jellinek in seinem lehrreichen Aufsatz 'Ein Kapitel aus der Geschichte der deutschen Grammatik' in den Abhandlungen zur germanischen Philologie, Festgabe für Richard Heinzel, Halle 1898, S. 31 ff. gezeigt hat) in dem System des Justus Georg Schottelius, dessen deutsche Sprachkunst 1641 erschien. Jellinek sagt darüber a. a. O. S. 59: 'Auf Sch.s Analyse scheint das Vorbild der hebräischen Grammatik von einigem Einfluß gewesen zu sein. Diese bezeichnete als *radix* diejenige Wortform, die alle Laute der übrigen, aber keinen mehr enthielt, also die 3. Pers. Sg. Präs. Ähnlich ging man bei den einzelnen Konjugationen von der 3. Sg. aus, weil alle andern Personen ein Plus an Lauten haben. Von den Vokalen wurde dabei abgesehen. Dieser Begriff von Wurzel oder Stamm nähert sich einigermaßen dem unsrigen, insofern wir darunter den gleichbleibenden lautlichen Kern verwandter Wortformen verstehen, an den sich die materielle Bedeutung knüpft; er unterscheidet sich von dem unsrigen, da von der Wurzel verlangt wurde, daß sie zugleich eine individuelle Wortform sei. Für die ältere Grammatik ist dieser Punkt von großer Bedeutung'. Einen wichtigen Schritt zu moderner Anschauung finden wir bei zwei merkwürdigen Grammatikern des ausgehenden 18. Jahrh. über die hier ein Wort zu sagen ist: Fulda und Adelung. Denn diese Gelehrten verstehen (besonders deutlich tritt dies bei Adelung hervor) bereits nach Art der späteren Sprachforschung unter Wurzel ein Wort der vorflexivischen Urzeit.

Karl Fulda (1724—1788), über den Gräter Fuldas Leben, Studien und sein System gemeinschaftlicher Urwurzeln aller menschlichen Sprachen, Ludwigsburg 1831 zu vergleichen ist, sagte in seiner Sammlung und Abstammung germanischer Wurzelwörter, Halle 1766, S. 49: 'Zwo Regeln stehen felsenfest: Germanische wahre Wurzeln sind durchaus einsilbig, und: wann ein Wort mit zween Consonanten anfängt, so ist der erste allemal ein bloßer Vorlaut; hört es aber mit zween Consonanten auf, so ist

der letzte ein bloßer Umstand von der Wurzel'. Demgemäß gibt er auf S. 59 desselben Werkes über die Auffindung einer Wurzel folgende Vorschrift: 'man nemme einem einzeln Wort seine grammatischen Verrichtungen, *prae-* und *suffixa, verbalia, nominalia, generis, numeri, casus, personae, temporis*; man werffe, wo vornen oder hinten zween Consonanten zusammenstehen, den vordersten und hindersten weg. Die Wurzel wird, ohne etwas von ihrem Hauptverstand zu verlieren, eine einzelne Silbe werden.' Diese einsilbigen Wurzeln nahm Fulda nicht bloß für das Germanische, sondern für alle Sprachen an. Es verdient noch bemerkt zu werden, daß im einzelnen der Einfluß des Hebräischen deutlich hervortritt, z. B. in der Bezeichnung gewisser Laute als Anfangs- oder Endminister, was der Sache nach auf die Unterscheidung der Buchstaben in Wurzelbuchstaben und Zusatzbuchstaben durch die hebräischen Grammatiker zurückgeht (vgl. Bacher in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft 49, 345 ff.), der Bezeichnung nach auf den Italiener Pagnino (geb. in Lucca 1471), der die letzteren *litterae ministeriales* nannte.

Neben Fulda ist Johann Christoph Adelung (1732—1806) zu nennen, der einflußreichste Sprachforscher seiner Zeit, hinsichtlich dessen Gesamttätigkeit ich auf die einsichtige und gerechte Darstellung in R. v. Raumers Geschichte der germanischen Philologie S. 210 ff. verweisen kann. Hier geht uns nur an, daß Adelung von Fulda den Begriff der einsilbigen Wurzeln übernahm. Aus diesen allein bestanden, wie er sagt, ursprünglich die Sprachen. Damals lag alles ungeordnet durcheinander, indem eine Wurzel zugleich Verbum, Substantivum, Adjektivum war. Aus den einsilbigen entstanden die mehrsilbigen, und zwar auf dem Wege der Zusammensetzung, wie wir sagen würden, der Zusammenziehung, wie Adelung sagt. 'Diese (die Zusammenziehung) ist der Grund der ganzen Biegung und Ableitung. In den einsylbigen Sprachen stellet man die hervorstechendsten Verhältnisse und Nebenbegriffe daneben. Aber bei der Ausbildung zieht man sie mit dem Worte zusammen und bekommt dadurch gebogene und abgeleitete Wörter (*Mann-es, Lieb-e, les-en, herr-lich*). Bey der Dunkelheit des Begriffes verliert sich mit dem Tone auch der erste Urbegriff sehr bald, und verleitet dadurch spätere Sprachforscher, alles das für willkürliche Laute zu halten' (Mithridates 1, XVIII, vom Jahre 1806).

Mit der Vorstellung einer Wurzel ist zugleich der Begriff des Suffixes gegeben. Ich weiß darüber geschichtlich nicht viel zu

sagen. In den Anschauungskreis der antiken Grammatik gehört die Anheftung einer Endung nicht hinein, und so wird der Terminus wohl auch in diesem Kreise nicht geprägt sein. Die hebräische Grammatik lehrt, daß gewisse Silben hinzugefügt werden, aber ein Wort, von dem *suffixum* oder *affixum* die Übersetzung sein könnte, scheint sie nicht zu kennen. Unter den lateinisch schreibenden hebräischen Grammatikern gebraucht, wie mir von befreundeter Seite mitgeteilt wird, Reuchlin 1506 als erster den Ausdruck *affixum*. Es liegt nahe anzunehmen, daß er ihn geschaffen hat. Junius, 1596, spricht von *suffixa sive affixa*, und seitdem werden diese beiden Ausdrücke in der hebräischen Grammatik und überall sonst bald gleichbedeutend, bald so gebraucht, daß *affixum* auf die stammbildenden Endungen eingeschränkt ist. Genauere Nachweise darüber ebenso wie über den Gebrauch von *praeuffixum* stehen mir nicht zu Gebote.

Die Lehre der hebräischen Grammatik daß die Personalendungen des Verbums angehängte Pronomina seien, scheint zuerst von holländischen Philologen auf das Griechische übertragen worden zu sein. Sicher ist, daß Bopp von dieser Übertragung Kenntnis nahm; denn, wie wir unten sehen werden, beruft er sich 1819 auf E. Scheid, der schon sehr befriedigend die Entstehung der Endungen des Verbums aus Pronomina, wenigstens soweit es den Pluralis betreffe, gezeigt habe. Bopp spielt dabei an auf die Schrift L. C. Valkenarii observationes acad. et Jo. Dan. a Lennep praelectiones academicae rec. Everardius Scheidius Trajecti ad Rhenum 1790, 227 ff., worin die wichtigste Stelle so lautet: 'Memini equidem, quum ante hos octodecim et quod excurrit annos contubernio fruerer viri summi, quem honoris causa nomino, Joannis Jacobi Schultensii, inter familiares sermones, quibus de linguarum indole agebatur, narrare Schultensium, virum suavissimum et harum rerum elegantissimum arbitrum, Lennepio placuisse, ut, quemadmodum in verbis orientalium, adformantes quae dicuntur temporis praeteriti proprie essent syllabae literaeve, a pronomibus antiquis quasi resectae; ita et in Graecorum verborum temporibus personisque eadem fuisset sermonis ratio.'

Auch auf dem Gebiet der Nominalflexion hat es nicht an Vorläufern Bopps gefehlt, (vgl. Jellinek JF. 14, 42). Es war also das Prinzip der Zusammensetzung bei der Erklärung indogermanischer Flexionsformen schon vor Bopp vorhanden, während es allerdings bei der Anwendung dieses Prinzips im einzelnen sehr wild zugeht.

3. Herder, Bernhardi.

Der Übergang zu der klassischen Periode mag an zwei Männern veranschaulicht werden, von denen der eine die vielseitigsten allgemeinen Anregungen gab, der andere als der unmittelbare Vorläufer Wilhelm von Humboldts angesehen werden kann. Was zunächst den ersten derselben, Herder, betrifft, so kann hier nicht zur Anschauung gebracht werden, wie er durch das von ihm aufgestellte Humanitätsideal, die Betonung des Volksliedes, die Würdigung der Poesie als der Natursprache des menschlichen Geschlechtes, die philosophische Behandlung der Geschichte auf unsere gesamte höhere Bildung und damit auch auf die Philologie und Sprachwissenschaft eingewirkt hat. An dieser Stelle handelt es sich nur um die einflußreiche, 1772 erschienene Preisschrift über den Ursprung der Sprache. Herder bekämpft darin ebensowohl die Annahme eines göttlichen als die eines tierischen Ursprungs der Sprache. Denn wenn es auch in der Sprache noch Reste der tierischen Naturtöne gibt, so muß doch behauptet werden, daß der Mensch zur Sprache nur durch die ihm beiwohnende Besonnenheit, nur durch die Vernunft gelangte. Diese Vernunft darf man nicht als ein abgesondertes Vermögen ansehen. Es ist vielmehr die ganze Einrichtung aller menschlichen Kräfte, die ganze Haushaltung seiner sinnlichen und erkennenden, seiner erkennenden und wollenden Natur, wodurch er zur Sprache kommt. Kraft dieser Anlage steht er den Gegenständen, die er bezeichnet, anders gegenüber als die Tiere. So wird er z. B. zu dem Lamm nicht wie der Löwe oder der Schafbock durch seinen Instinkt hingeworfen, sondern das Tier mit seinen verschiedenen Merkmalen fällt unter seine Betrachtung, seine in Besonnenheit sich übende Seele sucht ein Merkmal, sie findet es, indem sie sich sagt: das Schaf blöket. Bei diesen Betrachtungen wird auf die gesellschaftliche Seite der Sprache wenig Gewicht gelegt. Die Sprache ist Einverständnis der Seele mit sich selbst, und auch der Einsame würde sie gefunden haben. Von allen Eindrücken die wichtigsten sind diejenigen, welche durch das Ohr kommen. Denn der Mensch ist, wie Herder sagt, als ein horchendes merkendes Geschöpf zur Sprache natürlich gebildet. Der Baum wird ihm der Rauscher, der West Säusler, die Quelle Riesler heißen. Das erste Wörterbuch war aus den Lauten der Welt gesammelt. Dabei belebte

der Mensch die ganze Natur, alles wurde zu Mann und Weib personifiziert, überall Götter und Göttinnen, handelnde bösertige oder gute Wesen. Das Wörterbuch war so ein tönendes Pantheon, ein Versammlungssaal beider Geschlechter. Die Art des Redens darf man sich nicht nach unserer gegenwärtigen prosaischen Gewohnheit vorstellen. Die erste Sprache der Menschen war Gesang. Es fragt sich nun natürlich weiter, wie die nicht tönenden Gegenstände bezeichnet wurden. Darauf gibt Herder die Antwort, daß der Mensch ein denkendes sensorium commune ist, nur von verschiedenen Seiten berührt. Es kreuzen sich in ihm die Eindrücke und entstehen Analogien zwischen den Eindrücken verschiedener Sinne. Zum Schlusse sei noch auf zwei Sätze hingewiesen, nämlich 'je älter und ursprünglicher die Sprachen sind, desto mehr wird diese Analogie der Sinne in ihren Wurzeln wirklich', und 'da jede Grammatik nur eine Philosophie über die Sprache und eine Methode ihres Gebrauchs ist, so muß, je ursprünglicher die Sprache ist, desto weniger Grammatik in ihr sein'.

Der zweite der genannten Männer, August Ferdinand Bernhardi (1769—1820), ist für uns, wie oben angedeutet, schon darum besonders wichtig, weil Wilhelm von Humboldt, wie er selbst gelegentlich bemerkt, in seinen grammatischen Betrachtungen am liebsten an ihn anknüpfte. Ich halte mich bei der Skizzierung von Bernhardis Lehren nicht an seine zweibändige Sprachlehre (Berlin 1801—03), sondern an seine Anfangsgründe der Sprachwissenschaft (Berlin 1805), in der der Verfasser selbst die reifste Darstellung seiner Ansichten erblickte. Bernhardi unterscheidet eine historische und eine philosophische Ansicht von der Sprache. Als Prinzip der historischen Ansicht kann man hinstellen, daß die Sprache, welche ihre Wurzel in der Vernunft hat, sich nach notwendigen Gesetzen entwickelt, aber bewußtlos, und nach eben solchen blüht und wieder vergeht. Die philosophische dagegen hat es mit der Sprache als etwas Gegebenem und Fertigem zu tun. Über diese philosophische Betrachtung, die uns hier hauptsächlich angeht, heißt es S. 7: 'Die Sprachwissenschaft oder Sprachlehre, philosophische Grammatik ist die Wissenschaft von der unbedingten Form der Sprache. Die unbedingte Form der Sprache ist die notwendige, keineswegs aber die notdürftige Form; diese notwendige Form wird aber auch ihrem ganzen Umfange nach aufgestellt, und daher ist die notwendige Form auch zugleich die idealische. Keine empirische Sprache erfüllt dies Ideal, denn

entweder bleibt sie als ein unvollendetes Naturprodukt unter dem Ideal, sie enthält bloß das Notdürftige, oder sie schreitet durch einen Luxus über das Notwendige hinaus, und wenn nicht im ganzen, doch im einzelnen. Die unbedingte Form kann nichts als diese Erscheinungen im ganzen erklären.' Der Gang der Darstellung schließt sich wesentlich an das griechische Vorbild an. Es wird also zuerst der Elementarteil vorgenommen, und darin zunächst von den Buchstaben gehandelt. Darin interessiert uns die Definition: 'jedes deutlich tönende Element in der Sprache heißt ein Buchstabe'. Bernhardi versteht also — und das ist noch lange so geblieben — unter Buchstabe das, was wir jetzt Laut oder Einzellaut nennen, Laut aber ist ihm alles durch menschliche Sprachwerkzeuge Hervorgebrachte, sowohl im ganzen, wie in seinen einzelnen Bestandteilen. In den Ausführungen Bernhardis über die Buchstaben wird ein heutiger Lautphysiologe nicht viel Bemerkenswertes finden. Von meinem historischen Standpunkt aus ist nicht unwichtig, daß die Vokale gegenüber den Konsonanten als ursprünglicher gelten, sie stehen der Interjektion ganz nahe und drücken wie diese die Empfindung aus. Dann aber werden die Konsonanten wichtiger, welche den wechselnden Vokalen gegenüber das Feste, Bleibende bezeichnen. Um den aprioristischen Standpunkt zu kennzeichnen, sei die Behauptung hervorgehoben, daß es mehr als die Vokale *a, e, i, o, u* schlechterdings nicht geben könne (S. 60). Das Material stammt in diesem wie in allen folgenden Abschnitten aus dem Griechischen und Lateinischen, woneben gelegentlich auch noch das Deutsche und Hebräische berücksichtigt ist. Auf das Kapitel von den Buchstaben folgt das über die Silben und die Akzente, denen die Kraft innewohnt, mehrere Silben zu einer Einheit zu verbinden, so daß der Akzent als die Konjunktion der Elementarreihe bezeichnet werden kann. Der Akzent (so heißt es S. 102) ist also vom Wort und dessen Bedeutung ganz unabhängig, er ist ein bloßes Silbenprinzip und hat sich in dieser Beschaffenheit noch im Griechischen erhalten, während er sich im Deutschen verändert hat. Im nächsten Abschnitt kommen wir zu den Wörtern und damit auch zu dem Begriffe der Stamm- und Wurzelwörter. Ein Stammwort ist ein solches, welches nur eine Bedeutung hat, das soll heißen ein solches, an welchem nicht etwa neben der materiellen Bedeutung irgendein Verhältnis bezeichnet wird. Ein Wurzelwort aber ist ein Stammwort, welches aus einer absolut einfachen Silbe besteht, d. h. einer solchen, die nur einen einfachen Konsonanten mit

einem einfachen Vokal enthält. Alle Wurzelwörter — darin stimmt Bernhardi mit Fulda, Adelung u. a. überein — sind einsilbig. Ihrer Bedeutung nach zerfallen die Stamm- bzw. Wurzelwörter in zwei Klassen, nämlich solche, welche eine Substanz, und solche, welche ein Verhältnis ausdrücken. Die ersteren sind die Hauptstammwörter, die andern die Nebenstammwörter. Haupt- und Nebenstammwörter aber schmelzen allmählich zusammen, wodurch die uns bekannten Wörter entstehen. Dabei sei auf folgende merkwürdige Stelle hingewiesen: 'Neben dem Stammworte und Wurzelworte *ap*, welches einen Hauptbegriff, eine Substanz ausdrückt, existierte auch ein Verhältnisstammwort, welches Wurzelwort zugleich war, *is*, *ea*, *id*. Aus der Zusammenschmelzung beider ist das lateinische *apis* entstanden' (S. 109). Bei der Erörterung der Redeteile, die den folgenden umfanglichen Abschnitt ausfüllt, geht Bernhardi wie andere seiner Zeitgenossen von dem Urteil aus, stützt sich also auf eine der Logik entnommene Grundlage. Ein Urteil nun besteht nach der philosophischen Anschauung Bernhardis aus drei Teilen: der Substanz, dem Attribut und der allgemeinen Bedingung des Erkennens, dem Sein. Es gibt also drei Redeteile, nämlich Substantiva, Attributiva (mit gewissen Unterabteilungen) und das Verbum Sein. Mit dieser Einteilung kombiniert Bernhardi die in der grammatischen Tradition lebendige, von Sanctius herrührende (*nomen*, *verbum*, *particula*) derartig, daß er seinen drei Redeteilen sogenannte Redeteilchen (Partikeln) zu- und unterordnet, nämlich dem Substantivum den Artikel und die Präposition, dem Attributivum die ursprünglichen Adverbien, dem Sein die Konjunktion. Es läßt sich denken, daß es bei dieser Zuordnung manchmal willkürlich zugeht, wofür als Beispiel das über die Konjunktion Gesagte angeführt werden mag: 'Will man die Konjunktion erklären, so ist sie die Partikel des Seins, oder was dasselbe ist: die Präposition des Seins oder, was wieder dasselbe sagt: die Präposition des Satzes, oder endlich der Ausdruck des Verhältnisses zwischen der Existenz zweier Sätze und deren Inhalt' (S. 211). Erfährt man nun noch, daß das Pronomen sowohl den Redeteilen als den Redeteilchen angehört, so kann man verstehen, wie Bernhardi zu folgendem Schema gelangt:

- I. Redeteile (*partes orationis*).
 - a. Von den Substantivis.
 - b. Von den Attributivis.
 - aa. Von den Adjectivis.
 - bb. Von den Participiis.
 - cc. Von den Adverbiis.
 - c. Von dem Verbo Seyn.
- II. Redeteilchen (*particulae*).
 - a. Von den Präpositionen.
 - b. Von der Konjunktion.
 - c. Von den ursprünglichen Adverbiis.
- III. Redeteile und Redeteilchen zugleich.
Von den Pronominibus.

Man beachte an diesen Schema besonders, daß darin nicht das Verbum, sondern das Verbum Sein vorkommt. Das Verbum, wie wir es verstehen, ist für Bernhardi nicht ein einfacher, sondern ein zusammengesetzter Redeteil, der aus der Verbindung des Verbums Sein mit einem Pronomen oder einem Participium entsteht. Bei der Behandlung der einzelnen Redeteile und ihrer *παρρησια* zeigt sich, wie ja auch in dem Schema als Ganzem ein fortwährendes Bestreben, zwischen der aus der Logik geschöpften notwendigen Form und den Tatsachen der Überlieferung möglichst einen Ausgleich zu suchen. Das sei hier an dem Substantivum gezeigt. Bei dem Numerus finden wir Bernhardi nachgiebiger als z. B. G. Hermann. Dieser hatte, da nach der Kantischen Kategorientafel die Quantität in die Unterbegriffe der Einheit, Vielheit und Allheit zerfällt, den Dualis aus dem Begriff der Allheit erklärt; Bernhardi aber meint, nur der Singular und Plural seien notwendig, der Dual nicht, aber es sei natürlich, wenn er in manchen Sprachen gebildet werde, da die Verbindung zwischen Mann und Weib, Redendem und Angeredetem eine solche Form entstehen ließ (S. 128), wozu weiter bemerkt sein mag, daß nach der historischen Ansicht der Dual eine Erinnerung an urälteste Zeiten darstellt. Denn — so heißt es S. 40 — 'da wir endlich alle Sprache von der Unterredung [zwischen zweien] aus entspringen lassen, so muß in den ursprünglichen Sprachen sich auch eine Form finden, welche dies bezeichnet, und diese ist neben den Pronominibus personalibus der Dualis'. Bei dem Genus finden wir im wesentlichen die Anschauungen, welche später auch

bei Humboldt und Grimm auftreten. Die Bezeichnung der Wesen als männlich und weiblich ist entweder ernst gemeint und dann imaginativ, oder in den Verstand übergetreten und dann bloß bezeichnend (S. 129). Von der imaginativen Ansicht heißt es: 'Da nun der Mann in der Natur der Stärkere, Kräftigere, Größere und Tätigere ist, so wurden alle diejenigen leblosen Substanzen, bei denen sich diese Eigenschaften fanden, mit dem männlichen Geschlecht im Substantivo, diejenigen aber, bei denen sich etwas dem Gebären Ähnliches fand, die sich den Sinnen als schwach, leidend, bewirkt, nachfolgend zeigten, im Substantivo durch das weibliche Geschlecht bezeichnet'. Das Neutrum ist eine Verstandesbezeichnung späterer Zeit. Die Kasus bringt Bernhardi unter den Gesichtspunkt der Dependenz. Sie sind entweder unabhängige (absolute), wie der Nominativ und Vokativ, oder abhängige (oblique), wie die übrigen. Hinsichtlich der Entstehung der Kasus in den Flexions-sprachen erscheint gelegentlich die Bemerkung, die Abhängigkeit könne wohl durch Präpositionen ausgedrückt werden, weit zweckmäßiger und schärfer geschehe das aber durch Kasus, d. h. durch gewisse an das Substantiv selbst geknüpfte Silben, 'die man freilich als verkürzte, aber verdunkelte Präpositionen ansehen kann' (S. 133). Bei der Aufstellung der Grundbedeutungen lehnt sich der Verfasser stark an das Gegebene an, wie das folgende Schema beweist:

Nominativ: Kasus der dritten Person.

Vokativ: Kasus der zweiten Person.

Genetiv: Abhängigkeit, Eigentum, Ganzes.

Akkusativ: Sache, Wirkung.

Dativ: Person, Ziel.

Nach einigen Bemerkungen über Derivation folgt dann die Formenlehre, aus der ich das Folgende hervorhebe. Bernhardi betrachtet als einen besonderen Vorzug der Sprachen mit ausgebildeter Flexion die Möglichkeit einer freien Wortstellung und bemerkt dabei, es gebe eine gewisse, aus dem Verstand abgeleitete, ganz unverrückbare Ordnung der Worte. Diese trete bei dem sogenannten Konstruieren hervor. Ihre Regel aber ist: 'Der Fortschritt von dem Höheren und Allgemeinen zum Besonderen, vom Enthaltenden zum Enthaltensein, von dem Dinge zum Verhältnis'. 'Diese Ordnung' — so heißt es in der lehrreichen Ausführung S. 221 weiter — 'kann allerdings zerstört werden sollen. Man setze nämlich, es mische

sich in die Sprachdarstellung ein höheres als das Verstandesinteresse, und diesem sei zum Beispiel nicht das Enthaltende, sondern das Enthaltensein, nicht das Ding, sondern das Verhältnis das Interessantere, so wird es wünschenswert, das Interessantere vortreten zu lassen. Dies kann freilich geschehen durch den rhetorischen Akzent, z. B. er hat mich gelobt; allein weit schärfer wird dies durch die grammatische Umstellung: mich hat er gelobt, dargestellt. Gesetzt aber, mich habe keine andere Form als ich, ihn keine andere Form als er, so kann dieser Nachdruck schlechterdings nicht anders als durch den oben gedachten rhetorischen Akzent deutlich gemacht werden, und die unter dem Namen der Inversion bekannte Sprachform wäre gar nicht möglich.' Weiter sei aus der Formenlehre bemerkt, daß der Begriff des Stammes im Gegensatz zu dem des Kasus noch nicht erscheint, es werden vielmehr durchaus nach der Weise der antiken Grammatik die übrigen Kasus aus dem Nominativ hergeleitet, und entsprechend verhält es sich mit dem Verbalformen. Von der Formenlehre kommt man nicht sofort zur Syntax, sondern zunächst zu gewissen Übergangsformeln, nämlich der Lehre von der Komposition, der Apposition, und der Abhängigkeit der Kasus. Das letztere ist für uns auffallend, erklärt sich aber, wenn man bedenkt, daß Bernhardi nur ein Verbum, nämlich das des ruhenden Seins, kennt und es also vorziehen muß, die Kasuslehre bei dem Partizipium, dem von ihm als 'energisch' bezeichneten Attributivum zu behandeln. Die drei genannten Übergangsformeln gehören übrigens unter die Schemata der Inhärenz und Dependenz, und zwar die Komposition unter beide, die Apposition unter die Inhärenz, die abhängigen Kasus unter die Dependenz. Den Schluß der 'reinen' Sprachwissenschaft bildet die Syntax, sie beginnt mit der Behauptung: Der Satz ist die Verknüpfung eines Subjekts und Prädikats durch das Verbum Sein. Dazu wolle man sich der obenerwähnten Auffassung Bernhardis erinnern, wonach das Sein keineswegs Bewegung und Energie, sondern eine Ruhe ausdrückt und die Eigenschaft einer Substanz darstellt. Da nun die Eigenschaft einer Substanz inhäriert, kann man auch sagen: Sein ist die Inhärenz des Prädikats in das Subjekt, und demgemäß ist jeder einfache Satz nichts anderes, als eine in der Form der Inhärenz dargestellte Anschauung. Insofern nun das Prädikat dem Subjekt inhäriert, verschmilzt es mit ihm zur Einheit, und so kann man schließlich sagen, daß ein jeder Satz einem Substantivum gleich ist und als ein solches behandelt

werden kann. Daß Bernhardi auch die Periode als eine Einheit ansieht, und daß in dieser Anschauung der Keim zu einer noch jetzt verbreiteten Anschauung über die Entstehung der Nebensätze aus einzelnen Worten des Hauptsatzes enthalten ist, ist von mir in meiner Vergleichenden Syntax 3,410 gezeigt worden.

So weit Bernhardis philosophische Grammatik. Dem Leser wird dabei vor allem die eigentümliche Auffassung des Verbuns aufgefallen sein, das aus einem energischen Partizipium und dem ruhenden Sein besteht. Dieses ruhende Sein stammt aus dem Eleatismus der Schellingschen Philosophie, und kann deshalb jetzt beiseite bleiben. Wichtiger ist die maßgebende Stellung des logischen Urteils, auf dem der Satz und die Einteilung der Redeteile beruht. Daneben treten noch einige Begriffe wie Einheit, Vielheit, Dependenz, Inhärenz auf, welche der Kantschen Kategorientafel angehören, die ja auch ihrerseits schließlich aus dem Urteil abgeleitet ist. Man kann also mit Recht sagen, daß die Grammatik bei Bernhardi in vollständige Abhängigkeit von der Logik geraten ist, und muß in diesem Zustande die Vollendung einer schon von den Scholastikern eingeleiteten Bewegung erblicken. Es ist jetzt leicht, diese Betrachtungsweise zu kritisieren. Man kann (was ich nicht tue) sich auf den Standpunkt stellen, daß das Urteil dem Satze zugrunde liegt, und muß doch gestehen, daß Bernhardis ganzes Unternehmen auf einer Selbsttäuschung beruht. Denn es liegt ja in der Tat nicht ein unbekümmertes Ableiten notwendiger Folgerungen aus einem gegebenen Grundsatz vor, sondern ein Hinstreben nach einem vorher festgelegten Ziele. Der Philosoph wäre ohne vorherige Kenntnis der tatsächlich vorhandenen Redeteile, Kasus, Modi usw., nie zu ihnen gelangt. Was schließlich herauskommt, ist den logischen Grundlagen mit Mühe und Not abgezwängt worden, und ist für die notwendige Form meistens entweder zu lang oder zu kurz. Das Beste leistet der Schriftsteller da, wo er sich einmal von der philosophischen Betrachtung freimacht und sich in die historische begibt. Im übrigen ist zu betonen, daß es sich um einen scharfsinnigen und geistreichen Mann handelt, der in hohem Maß anregend gewirkt hat.

Drittes Kapitel.

Die klassische Periode der Sprachwissenschaft.

(Das Sanskrit und Friedrich Schlegel, Wilhelm von Humboldt, Bopp, J. Grimm, A. W. Schlegel.)

Um diejenigen Männer besser verstehen zu lernen, durch welche alle bisherigen Studien in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zusammengefaßt und gekrönt wurden, nämlich die Humboldt, Bopp und Grimm, müssen noch zwei Ereignisse von Wichtigkeit einleitend erwähnt werden: die Entdeckung des Sanskrit und die romantische Bewegung in Deutschland.

Es ist hier nicht der Ort, zu erzählen, wie es im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts dem Handelsgeist und der räuberischen Tapferkeit der Engländer gelang, sich in Ostindien die Konkurrenz der andern europäischen Nationen, namentlich der Franzosen, vom Halse zu schaffen, und sich die bedeutendsten Reiche des ungeheuern schätzerreichen Landes zu unterwerfen. Es ist auch nicht nötig, da es von Macaulay in seinen beiden Essays über die ersten Gouverneure Lord Clive und Warren Hastings in unnachahmlicher Weise geschehen ist. Ich habe nur zu bemerken, daß unter den Engländern der damaligen Zeit auch einige hervorragende Gelehrte waren, denen die Welt die ersten gründlichen Nachrichten über indische Einrichtungen, Sprache und Literatur verdankt (vgl. Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft, S. 341 ff.). Zu diesen gehört vor allem William Jones (geb. 1746, von 1783 an Oberrichter in Fort William in Bengalen). Er führte Sakuntala und Manu durch Übersetzungen in die Weltliteratur ein, und hatte sich auch schon eine durchaus treffende Ansicht über das Verhältnis des Sanskrit zu den verwandten Sprachen gebildet. Er äußert

sich darüber im Jahre 1786, wie folgt: 'Die Sanskritsprache ist von bewunderungswürdiger Bildung, vollkommener als das Griechische, reicher als das Lateinische, feiner ausgebildet als beide. Sie steht zu beiden, sowohl was die Wurzeln der Verba als was die grammatischen Formen betrifft, in einer Verwandtschaft, die so nahe ist, daß sie nicht durch den Zufall erzeugt sein kann, und so entschieden, daß jeder Philologe, der die drei untersucht, zu dem Glauben kommen muß, daß sie aus derselben Quelle entsprungen seien, die vielleicht nicht mehr vorhanden ist. Ähnliche Gründe, wenn auch nicht so zwingender Art, sprechen für die Annahme, daß das Gotische und Keltische, ob auch mit fremden Sprachen gemischt, denselben Ursprung gehabt haben, wie das Sanskrit' (vgl. Benfey, S. 348). Nächst ihm ist Henry Thomas Colebrooke zu nennen (1765—1837), ein strenger Forscher von tiefer Gelehrsamkeit, der, wie Benfey sich ausdrückt, als der erste das Sanskrit und seine Literatur in wahrhaft philologischem Sinne behandelte und dadurch einen sicheren Grund für eine Sanskritphilologie legte. Von ihm erschien auch 1805 ein Anfang einer Sanskritgrammatik, die aber, da sie ganz nach dem für uns beschwerlichen System der indischen Grammatiker gearbeitet ist, zur Einführung nicht geeignet war. Das gilt mehr oder weniger auch von den Grammatiken von Carey (1806), Wilkins (1808), Forster (1810). Das schlimmste aber war, daß diese Bücher wegen der Abschließung Englands durch die Kontinentalsperre in Deutschland überhaupt nicht zu haben waren. Und da es nun Wörterbücher und Texte nicht gab, so war ein Deutscher, der in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts Sanskrit studieren wollte, im wesentlichen auf die Handschriften der Pariser Bibliothek, die unter andern die großen indischen Epen besaß, angewiesen.

In Deutschland war inzwischen durch Herder, Goethe und die Romantiker die Richtung auf die Weltliteratur befördert und namentlich bei den Romantikern eine tiefe Sehnsucht nach der uralten Weisheit Indiens erwacht, von der manche, allerdings noch trübe Kunde zu ihnen gedrungen war. Von dieser Sehnsucht und einem unersättlichen Wissensdrange getrieben, wandte sich Friedrich Schlegel (1772—1829) gelegentlich eines längeren Aufenthaltes in Paris von 1803 an einem ernsthaften Studium des Sanskrit zu, bei dem er von dem Engländer Alexander Hamilton wirksam unterstützt wurde, der auf der Heimreise von Indien begriffen war, wo er die Sprache der

Brahmanen erlernt hatte. Die Früchte dieser Studien sind niedergelegt in dem 1808 erschienenen berühmten Buche über die Sprache und Weisheit der Indier. Schlegel sagt darin über die Beziehungen des Sanskrit zu andern Sprachen, das alte indische Sanskrit, d. h. die gebildete oder vollkommene, auch Gronthon, d. h. die Schrift- oder Büchersprache, habe die größte Verwandtschaft mit der römischen und griechischen, sowie mit der germanischen und persischen Sprache. Die Ähnlichkeit liege nicht bloß in einer großen Anzahl von Wurzeln, die sie mit ihnen gemein habe, sondern sie erstrecke sich bis auf die innerste Struktur und Grammatik. Die Übereinstimmung sei also keine zufällige, die sich aus Einmischung erklären ließe, sondern eine wesentliche, die auf gemeinschaftliche Abstammung deute. Bei der Vergleichung ergebe sich ferner, daß die indische Sprache die ältere sei, die andern aber jünger und aus jener abgeleitet. In der Feststellung der Sprachverwandtschaft lag, wie wir wissen, etwas Neues nicht vor, die Fassung enthält sogar in ihrem letzten Satz einen Rückschritt gegen Jones; auch kann man nicht sagen, daß Schlegel die behauptete Verwandtschaft durch systematische Vergleichung bewiesen habe, was erst von Bopp geschehen ist. Es war aber von großer Wichtigkeit, daß durch ihn die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf das Sanskrit gelenkt wurde. Zugleich enthält das Schlegelsche Buch eine eigentümliche Theorie der Flexion. Es gibt nach ihm zwei Hauptgattungen von Sprachen, nämlich erstens solche, welche die Nebenbestimmungen der Bedeutung durch innere Veränderung des Wurzellauts anzeigen, und zweitens solche, welche zu diesem Zweck eigene Wörter hinzufügen, die schon an und für sich Mehrheit, Vergangenheit, ein zukünftiges Sollen oder andere Verhältnisbegriffe der Art bedeuten. Die erste Hauptgattung umfaßt die Flexionssprachen. Schlegel versteht also unter Flexion die innere Veränderung des Wurzellauts. Er bekämpft auf das entschiedenste die Ansicht, als ob die Flexionsformen durch Anfügung vorher selbständiger Wörter gebildet seien. Im Griechischen kann man noch wenigstens einen Anschein von Möglichkeit finden, als wären die Biegungssilben aus in das Wort verschmolzenen Partikeln und Hilfsworten ursprünglich entstanden, obwohl man diese Hypothese nicht würde durchführen können, ohne fast alle jene etymologischen Künste und Gaukeleien zu Hilfe zu nehmen, denen man zuvörderst allen ohne Ausnahme den Abschied geben sollte, wenn man die Sprache und ihre Entstehung wissen-

schafflich, d. h. durchaus historisch betrachten will; und kaum möchte sich's auch dann noch durchführen lassen. Beim Indischen aber verschwindet vollends der letzte Schein einer solchen Möglichkeit, und man muß zugeben, daß die Struktur der Sprache durchaus organisch gebildet, durch Flexionen oder innere Veränderungen und Umbiegungen des Wurzellautes in allen seinen Bedeutungen ramifiziert, nicht bloß mechanisch durch angehängte Worte und Partikeln zusammengesetzt sei, wo denn die Wurzel selbst eigentlich unverändert und unfruchtbar bleibt' (S. 41). In dieser organischen Beschaffenheit sieht er den wesentlichen Vorzug der Flexionssprachen: 'Daher der Reichtum einesteils und dann die Bestandtheit und Dauerhaftigkeit dieser Sprachen, von denen man wohl sagen kann, daß sie organisch entstanden seien, und ein organisches Gewebe bilden; so daß man nach Jahrtausenden in Sprachen, die durch weite Länder getrennt sind, oft noch mit leichter Mühe den Faden wahrnimmt, der sich durch den weitentfalteten Reichtum eines ganzen Wortgeschlechtes hinzieht und uns bis zum einfachen Ursprunge der ersten Wurzel zurückführt. In Sprachen hingegen, die statt der Flexion nur Affixe haben, sind die Wurzeln nicht eigentlich das; kein fruchtbarer Same, sondern nur wie ein Haufen Atome, die jeder Wind des Zufalls leicht auseinanderreiben oder zusammenführen kann; der Zusammenhang eigentlich kein anderer, als ein bloß mechanischer durch äußere Anfügung. Es fehlt diesen Sprachen im ersten Urprung an einem Keim lebendiger Entfaltung' usw. (S. 51).

Fragen wir, wie Schlegel zu dieser Auffassung der Flexion kam, so sehen wir uns auf Einflüsse verschiedener Art hingewiesen. Zunächst ist zu beachten, daß er, wie er selbst angibt, mit den Ergebnissen der bisher herrschenden Theorie unzufrieden war. Somit war eine Anschauung zu suchen, bei der die Vorstellung der Zusammensetzung, die bisher die herrschende war, ausgeschaltet würde. Sodann scheint das Verhältnis zwischen Latein und romanischen Sprachen auf ihn Eindruck gemacht zu haben. Die letzteren sah man als ein Produkt des Verfalls und der Verderbnis an. Da sie nun aber Zusammensetzung zeigen, so wird die ihnen zugrunde liegende vollkommnere Sprachform sie nicht gekannt haben. Am meisten fällt aber die philosophische Grundstimmung ins Gewicht, welche sich in dem Worte 'organisch' im Gegensatz gegen 'mechanisch' ausspricht. Der Kampf gegen die individualistische, von ihnen gering geachtete Aufklärung lenkte den Sinn der Romantiker

auf die dunkeln Zeiten, in denen das Leben der Menschheit weniger durch die einzelnen Persönlichkeiten als durch die im Schoße der Völker verborgenen Kräfte bestimmt wird. Zugleich wurde ihnen durch die pantheistische, der Naturbetrachtung zu neigende Philosophie Schellings, in der sie lebten, die Vorstellung einer Entwicklung und von innen heraus vor sich gehenden Entfaltung des Organismus geläufig. Daß aber mit Vorliebe das Bild vom pflanzlichen Organismus entlehnt und die Flexion als ein Vorgang des Sprossens, Blühens und Welkens bezeichnet wurde, ist vielleicht auf die Erinnerung an Goethes Metamorphose der Pflanzen zurückzuführen. Wir werden einem ähnlichen Einfluß romantischer Vorstellungen auch bei Jakob Grimm begegnen.

Mit der besonderen Auffassung der Flexion, welche Schlegel aufstellte, war zugleich eine Klassifikation der Sprachen gegeben. Zwei Klassen haben wir schon kennen gelernt, nämlich die Flexionssprachen, welche sämtlich auf einen gemeinsamen Ursprung zurückführen. Dann die Sprachen, welche ihre Formen durch Affixa bilden. Zu dieser sehr mannigfaltigen Gruppe verschiedenartigen Ursprungs rechnet Schlegel die amerikanischen Sprachen, das Baskische und das Koptische. Endlich das Chinesische, in welchem die Partikeln, welche die Nebenbestimmungen bezeichnen, für sich bestehen als einsilbige von der Wurzel ganz unabhängige Worte. Ein Stufengang der Sprachentwicklung, der mit dem Chinesischen als der primitivsten Form beginnt und mit den Flexionssprachen als den vollkommensten endigt, ist S. 49 aufgestellt. Auch der Ursprung der Sprache wird behandelt. Ich hebe folgende an Herder und Bernhardi erinnernde Sätze hervor. Eins läßt sich mit Sicherheit sagen: die Sprache ist nicht aus einem bloß physischen Geschrei und allerlei schallnachahmenden oder mit dem Schall spielenden Sprachversuchen entstanden. Vielmehr ist diese Sprache selbst ein Beweis mehr, wenn es dessen noch bei so vielen andern bedarf, daß der Zustand des Menschen nicht überall mit tierischer Dumpfheit angefangen, woran sich denn nach langem und mühevolem Streben endlich hier und da ein wenig Vernunft angesetzt habe; zeigt vielmehr, daß, wenngleich nicht überall, doch wenigstens gerade da, wohin uns diese Forschung zurückführt, gleich von Anfang die klarste und innigste Besonnenheit stattgefunden; denn das Werk und Erzeugnis einer solchen ist diese Sprache, die selbst in ihren ersten und einfachsten Bestandteilen die höchsten Begriffe der reinen Gedankenwelt, gleichsam den ganzen

Grundriß des Bewußtseins nicht bildlich, sondern in unmittelbarer Klarheit ausdrückt.

Der Erfolg des Schlegelschen Werkes war groß. Ihm bleibt das Verdienst, nicht bloß auf die Bedeutung des Sanskrit, sondern auch auf die Aufgaben der vergleichenden Grammatik (ein zuerst bei ihm auftretender Ausdruck) nachdrücklich hingewiesen zu haben, welche, wie er sagt, 'uns ganz neue Aufschlüsse über die Genealogie der Sprachen auf ganz ähnliche Weise geben wird, wie die vergleichende Anatomie über die höhere Naturgeschichte Licht verbreitet hat'. Man verspürt seinen Einfluß besonders, wenn man die ersten Schriften Bopps und Humboldts studiert, und zwar sowohl an den Gedanken und Anschauungen als an den Einzelheiten des Ausdrucks.

Hiermit sind wir unmittelbar zu dem Begründer der allgemeinen Sprachwissenschaft geführt worden. Wilhelm von Humboldt (1767—1835) widmete sein Leben bis zum Jahre 1801 ausschließlich seiner persönlichen Ausbildung, zunächst durch mannigfaltige, höchst ernsthafte Studien auf dem Gebiete der Staatswissenschaft, der klassischen Philologie (namentlich des Griechischen), der Philosophie und schönen Literatur, dann durch einen längeren Aufenthalt in Frankreich und Spanien, wo er das Interesse für das Baskische in sich aufnahm. Von 1801 bis 1819 lebte er vorzugsweise den Geschäften des preussischen Staates, dem er als Gesandter in Rom, als Kultusminister in Berlin, als diplomatischer Vertreter auf dem Wiener Kongreß wichtige Dienste leistete. Er fand aber in dem verwirrenden Getriebe der mannigfachsten Geschäfte und bei dem reichsten und vielseitigsten Verkehr mit Männern und Frauen doch stets die Zeit, die angefangenen wissenschaftlichen Fäden fortzuspinnen, so daß es als der natürliche Abschluß einer geradlinigen Entwicklung erscheint, wenn Humboldt den Rest seines Lebens ausschließlich wissenschaftlichen Studien und Arbeiten, insbesondere aber der Sprachwissenschaft widmete, die ihm im Laufe der Zeit immer wichtiger geworden war. Fragt man nach der Geistesanlage, die eine solche Tätigkeit ermöglichte, so wäre wohl zu sagen, daß Humboldt neben einer ungewöhnlichen Empfänglichkeit und der Fähigkeit, sich rasch in eine Sache hineinzuarbeiten, eine außerordentliche Selbstbeherrschung besaß, welche ihn befähigte, in jedem Augenblick seine ganze Aufmerksamkeit auf eine einzelne Sache zu sammeln, und zugleich neben aller Schmiegsamkeit in Nebendingen eine große Zähigkeit des Beharrens bei den einmal gefaßten Anschauungen und

Stimmungen. Diese durch das wissenschaftliche Leben Humboldts sich hinziehende Gleichmäßigkeit ist ein Moment, welches das Verständnis seiner Gedankengänge erleichtert. Erschwert aber wird dasselbe teils durch die dem Diplomaten anhaftende, für den Leser oft verdrießliche Neigung, Gegensätze zu versöhnen, teils und hauptsächlich aber durch die Form der Darstellung, welche an Schwerefälligkeit, künstlicher Glätte und einer ermüdenden Neigung zu erhabenem Ausdruck leidet. Ich glaube mich der schwierigen Aufgabe, die mir obliegt, am besten erledigen zu können, wenn ich bei der Darstellung möglichst an Bernhardi anknüpfe. Zugrunde lege ich wesentlich die Einleitung zu dem großen Werk über die Kawisprache (Berlin 1836—40, nach dem Tode des Verfassers von Buschmann herausgegeben), welche den Sondertitel trägt: Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. Ich benutze die bequeme Ausgabe von Pott, Berlin 1876, und verweise zugleich auf die sprachwissenschaftlichen Werke Wilhelms von Humboldt, herausgegeben und erklärt von H. Steinthal, Berlin 1884.

Wie Bernhardi hat Humboldt eine historische und eine philosophische Ansicht von der Sprache, die ineinander aufzulösen er sich abmüht. Freilich ist seine historische Ansicht auf ganz anderer und breiterer Grundlage erbaut, als die seines Vorgängers. Während dieser sich, wie wir sahen, auf einige wenige Kultursprachen beschränkt, hat Humboldt sich so ziemlich aller Sprachen bemächtigt, deren man damals überhaupt habhaft werden konnte, und es scheint, daß er bei dem ungeheuern Material doch eine verhältnismäßig große Genauigkeit im einzelnen erreicht hat. Wenigstens finde ich ihn da, wo ich ihn kontrollieren kann, z. B. im Sanskrit, durchaus zuverlässig. Über das Verfahren des Geschichtsforschers hat Humboldt in verschiedenen Perioden seines Lebens Betrachtungen angestellt, auf die er Wert legte, so daß es sich empfiehlt, einiges davon mitzuteilen. Humboldt betont wiederholt, daß Anfang und Ende alles Geschehens uns verborgen bleiben und alles Begreifen des Menschen irgendwo in der Mitte von beiden liege. Demnach dürfte er eigentlich über den Ursprung der Sprache nicht reden; daß er es doch tat, war für den Sohn des 18. Jahrhunderts selbstverständlich. Wie es geschah, werden wir unten (S. 49) sehen. Hier begnüge ich mich, einen Punkt zu erwähnen, an dem er von Bernhardi abweicht. Bernhardi hatte gemeint, die Sprache sei von dem Menschen im Zustande des absoluten

Bedürfnisses erfunden (S. 23), wogegen sich Humboldts ganze Auffassung der menschlichen Natur sträubt. Die Sprache — so sagt er S. 216 — entsteht nicht aus Hilflosigkeit. Nicht einmal die Geselligkeit entspringt daraus, wie man unter andern aus der Tatsache abnehmen kann, daß der Elefant, das stärkste Tier, zugleich das geselligste ist. Die Worte entquellen vielmehr ohne Not und Absicht der Brust. Die Hervorbringung der Sprache ist ein inneres Bedürfnis der Menschheit. Der Mensch muß seiner Naturanlage nach sprechen, denn er ist als Tiergattung betrachtet ein singendes Geschöpf, das Gedanken mit Tönen verbindet. Ein weiterer wichtiger Zug in der Humboldtschen Geschichtsansicht ist der, daß ihm eine teleologische Auffassung fern liegt. Es ist vielmehr auf ein System von Ursachen und Wirkungen abgesehen, aus deren Verflechtung sich das Geschehen erklärt. Aber freilich nicht alles, denn es treten von Zeit zu Zeit in der Geschichte Erscheinungen auf, bei denen die Kausalitätserklärung versagt. Es sind die großen genialen Individuen, mit denen die Geschichte sozusagen von vorn anhebt. Dieser Gedanke, der in Humboldts Betrachtung der politischen Geschichte eine bedeutende Rolle spielt, wird auch auf die Sprachgeschichte angewendet, ja er wird hier in eigentümlicher Weise ausgedehnt, insofern behauptet wird, daß das Genie sich nicht nur in einzelnen Persönlichkeiten, sondern auch in ganzen Völkern offenbare, und auf diese Weise sich plötzliche Fortschritte in der Sprachentwicklung erklären. Damit haben wir uns dem dritten Punkte genähert, der von mir bei der historischen Ansicht erwogen werden soll, nämlich dem Verhältnis des einzelnen zur Gesamtheit. In dieser Hinsicht hatte Bernhards im Sinne der zeitgenössischen Philosophie behauptet, die Individuen seien ein verkleinertes Bild der absoluten Intelligenz, hätten aber das Streben, aus sich herauszugehen und sich mit andern Intelligenzen zu vereinigen (S. 12), und gelegentlich finden wir auch Humboldt auf ähnlichen Wegen, so wenn er S. 45 sagt: 'Das Ahnden einer Totalität und das Streben danach ist unmittelbar mit dem Gefühle der Individualität gegeben. Wir haben auch nicht einmal die entfernteste Ahnung eines andern als eines individuellen Bewußtseins. Aber jenes Streben und der durch den Begriff der Menschheit selbst in uns gelegte Keim unauslöschlicher Sehnsucht lassen die Überzeugung nicht untergehen, daß die geschiedene Individualität überhaupt nur eine Erscheinung bedingten Daseins geistiger Wesen ist.' Nicht ganz derselben, aber einer ähnlichen Auffassung begegnen wir auch bei

Humboldt, wenn er von der Tätigkeit eines ganzen Volks, dem Geist einer Nation oder ähnlich redet. Eine wichtige Stelle der Art ist die folgende: 'Das Dasein der Sprachen beweist, daß es auch geistige Schöpfungen gibt, welche ganz und gar nicht von einem Individuum aus auf die übrigen übergehen, sondern nur aus der gleichzeitigen Selbsttätigkeit aller hervorbrechen können. In den Sprachen also sind, da dieselben immer eine nationale Form haben, Nationen als solche eigentlich und unmittelbar schöpferisch' (S. 47). Man ersieht aus diesem Satze, daß der Gesamtgeist nicht etwas von der gemeinsamen Tätigkeit Verschiedenes sein soll. Deshalb ist es begreiflich, wenn Humboldt kurz darauf sagt, daß die Sprachen doch Selbstschöpfungen der Individuen bleiben, indem sie sich nur in jedem einzelnen, in ihm aber nur so erzeugen können, daß jeder das Verständnis aller voraussetzt und alle dieser Erwartung genügen. Es ist aber wichtig, sich gegenwärtig zu halten, daß die Übereinstimmung der Volksgenossen nach Humboldts Meinung nicht durch den Verkehr herbeigeführt wird, sondern in einer gemeinsamen Veranlagung aller irgendwie begründet ist.

So weit die Betrachtungsweise, die man damals historisch nannte. Was nun die philosophische betrifft, so sehen wir Bernhardi von der romantischen Philosophie stark abhängig. Bei Humboldt ist das kaum der Fall. Wohl kommt gelegentlich der Ausdruck vor, die Sprache, auch die der rohesten Nation, sei ein organisches Wesen und müsse als solches behandelt werden (Über das Sprachstudium, S. 48), aber damit soll nichts weiter gesagt werden, als daß die einzelnen Teile der Sprache unter sich zusammenhängen. Im wesentlichen ist Humboldt ein Anhänger von Kant. Mit ihm teilt er die Ansicht, daß im Menschen gewisse Formen der Anschauung und des Denkens vorhanden sind, in welche alle Erfahrungen eingetragen werden. Das tritt deutlich an Stellen wie die folgende hervor: 'Die allgemeinen an den einzelnen Gegenständen zu bezeichnenden Beziehungen und die grammatischen Wortbeugungen beruhen beide größtenteils auf den allgemeinen Formen der Anschauung und der logischen Anordnung der Begriffe' (S. 110). Diese Auffassung wird uns sofort noch weiter beschäftigen. Hier sei nur im allgemeinen noch bemerkt, daß Humboldt zwar ein Kantianer war, aber kein orthodoxer. Er nahm vielmehr zu Kant eine ähnliche Stellung wie etwa Schiller ein, mit dem er in der Bewertung der Kunst zusammentraf. Die Sprache erinnerte ihn in ihrem innersten Wesen an die Kunst, und er meinte, die

künstlerische Schönheit werde der Sprache nicht als ein zufälliger Schmuck verliehen, sie sei vielmehr gerade im Gegenteil eine notwendige Folge ihres übrigen Wesens (S. 119). Weiter sei hier noch angemerkt, daß Humboldt ebenso wie Herder kein Anhänger der Theorie von den Seelenvermögen war, wenigstens nicht in bezug auf die Sprachfähigkeit, denn er erklärt ausdrücklich, der innere Sprachsinn sei nicht eine besondere Kraft, sondern das ganze geistige Vermögen, bezogen auf die Bildung und den Gebrauch der Sprache. Auf psychologische Analyse, etwa nach Herbartscher Art, geht Humboldt, soviel ich sehe, nicht ein. Doch will ich hervorheben, was er über Sprache und Begriffsbildung sagt. Die Sprache, so meint er, ist das bildende Organ des Gedankens. Subjektive Tätigkeit bilde im Denken ein Objekt. Nun werde dem Menschen, auch dem einsamen, seine Vorstellung durch die Äußerung objektiviert und kehre als solche in sein Inneres zurück. Somit sei die Sprache zur Begriffsbildung unerlässlich (S. 67).

Von diesen mehr einleitenden und orientierenden Betrachtungen komme ich zu Humboldts Ansichten über das Wesen der Sprache. Die älteren Gelehrten unterlagen, da sie überwiegend die Büchersprache im Auge hatten, leicht der Gefahr, die Sprache als toten Stoff anzusehen. Dagegen erhebt Humboldt entschiedenen und berechtigten Widerspruch. Die Sprache — so lautet einer seiner bekanntesten Aussprüche — ist kein Werk (Ergon), sondern eine Tätigkeit (Energeia). Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische sein. Sie ist nämlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den artikulierten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen (S. 56). Das ist freilich, genau genommen, eine Definition des Sprechens, nicht der Sprache, aber von dieser Unterscheidung muß man in Humboldts Sinn absehen, denn, wie es an einer andern Stelle heißt, die Sprache hat nirgends, auch in der Schrift nicht, eine bleibende Stätte, ihr gleichsam toter Teil muß immer im Denken aufs neue erzeugt werden (S. 77). Da der Verfasser selbst auf diese Feststellung den größten Wert legt, so mögen hier, wo über ihn berichtet wird, noch einige Belege des gleichen Inhalts folgen. S. 123: 'Man kann den Wortvorrat einer Sprache auf keine Weise als eine fertig daliegende Masse ansehen. Er ist, solange die Sprache im Munde des Volkes lebt, ein fortwährendes Erzeugnis und Wiedererzeugnis des wortbildenden Vermögens, zuerst in dem Stamme, dem die Sprache ihre Form

verdankt, dann in der kindischen Erlernung des Sprechens, und endlich im täglichen Gebrauche der Rede. Die unfehlbare Gegenwart des jedesmal notwendigen Wortes in dieser ist gewiß nicht bloß Werk des Gedächtnisses. Kein menschliches Gedächtnis reichte dazu hin, wenn nicht die Seele instinkttartig zugleich den Schlüssel zur Bildung der Wörter selbst in sich trüge.' Weiter wird dann ausgeführt, daß es sich mit den toten Sprachen nur um weniges anders verhalte. S. 75: 'Die Sprache besteht, neben den schon geformten Elementen, ganz vorzüglich auch aus Methoden, die Arbeit des Geistes, welcher sie die Bahn und die Form vorzeichnet, weiter fortzusetzen'. S. 209: 'Das Wort teilt nicht, wie eine Substanz, etwas schon Hervorgebrachtes mit, enthält auch nicht einen schon geschlossenen Begriff, sondern regt bloß an, diesen mit selbständiger Kraft, nur auf bestimmte Weise zu bilden. Die Menschen verstehen einander nicht dadurch, daß sie sich Zeichen der Dinge wirklich hingeben, auch nicht dadurch, daß sie sich gegenseitig bestimmen, genau und vollständig denselben Begriff hervorzubringen, sondern dadurch, daß sie gegenseitig ineinander dasselbe Glied der Kette ihrer sinnlichen Vorstellungen und inneren Begriffserzeugungen berühren, dieselbe Taste ihres geistigen Instruments anschlagen, worauf alsdann in jedem entsprechende, nicht aber dieselben Begriffe hervorspringen.' S. 70: 'Das Sprechenlernen der Kinder ist nicht ein Zumessen von Wörtern, Niederlegen im Gedächtnis und Wiedernachlallen mit den Lippen, sondern ein Wachsen des Sprachvermögens durch Alter und Übung.'

Diese allgemeinen Äußerungen über Sprache führen von selbst herüber zu den beiden Hauptteilen der Sprache, ihrer inneren begrifflichen und ihrer äußeren lautlichen Seite. Ich knüpfe auch in diesem Punkt an Bernhardt an. Bernhardt beginnt sein hier öfter angeführtes Werk mit den Worten: 'Dasjenige Ganze von artikulierten Lauten, durch welches der Mensch seine Vorstellungen darstellt, heißt Sprache', und bemerkt weiter, die philosophische Grammatik sei die Wissenschaft von der notwendigen Form der Sprache. Ganz ebenso dreht sich bei Humboldt die Erörterung um zwei Punkte, die Form und den artikulierten Laut. Was er unter Form versteht, sei durch ein Zitat deutlich gemacht S. 57: 'Das in der Arbeit des Geistes, den artikulierten Laut zum Gedanken Ausdruck zu erheben, liegende Beständige und Gleichförmige, so vollständig als möglich in seinem Zusammenhange aufgefaßt

und systematisch dargestellt, macht die Form der Sprachen aus'. Dieses Beständige, welches weiterhin als ein Drang der Seele (nicht etwa bloß als leere Abstraktion) gekennzeichnet wird, ist zugleich etwas in sich Zusammenhängendes, wie u. a. folgende Stellen zeigen. S. 98: 'Die Sprache ist der Seele in ihrer Totalität gegenwärtig, d. h. jedes einzelne in ihr verhält sich so, daß es anderem noch nicht deutlich Gewordenen und einem durch die Summe der Erscheinungen und die Gesetze des Geistes gegebenen oder vielmehr zu schaffen möglichen Ganzen entspricht. Allein die wirkliche Entwicklung geschieht allmählich, und das neu Hinzutretende bildet sich analogisch nach dem schon Vorhandenen.' Sprachstudium S. 51: 'Die Sprache ließe sich nicht erfinden, wenn nicht ihr Typus schon in dem menschlichen Verstande vorhanden wäre. Damit der Mensch nur ein einziges Wort wahrhaft, nicht als bloßen sinnlichen Anstoß (so), sondern als artikulierten, einen Begriff bezeichnenden Laut verstehe, muß schon die Sprache ganz und im Zusammenhange in ihm liegen.' Da diese innere Form¹⁾ der Sprachen zu der ursprünglichen Veranlagung des Menschen gehört, so sollte man meinen, daß sie bei allen Nationen dieselbe sein müsse. In der Tat ist nach Humboldt so viel richtig, daß die Verschiedenheiten auf diesem Gebiet unendlich viel geringer sind als auf dem der Lautform, aber einige Verschiedenheiten sind denn doch da. Sie erklären sich teils daraus, daß die spracherzeugende Kraft in verschiedenem Grade wirksam ist, teils daraus, daß Gefühl und Phantasie ablenkend eingreifen (vgl. S. 105). An einer andern Stelle (S. 307) wird die Sache folgendermaßen ausgedrückt: 'Da die Naturanlage zur Sprache eine allgemeine des Menschen ist, und alle den Schlüssel zum Verständnis aller Sprachen in sich tragen müssen, so folgt von selbst, daß die Form aller Sprachen sich im wesentlichen gleich sein und immer den allgemeinen Zweck erreichen muß. Die Verschiedenheit kann nur in den Mitteln und nur innerhalb der Grenzen liegen, welche die Erreichung des Zweckes verstattet.' Man könnte also in Humboldts Sinne, wenn auch nicht mit seinen Worten, sagen, daß

1) Anm. Es sei hier angemerkt, daß der Ausdruck 'innere Sprachform', den Humboldt als Überschrift des § 11 seiner Einleitung verwendet, anderswo Analogien hat. Schon Goethe braucht 'innere Form', indem er von der innersten Beschaffenheit eines Kunstwerks redet, von der die äußere Form nur ein Ausfluß ist (vgl. Goethejahrbuch 13, 229; 14, 296; 16, 190 Euphorion 4, 205. 445).

es eine allgemein menschliche und eine nationale innere Sprachform gibt. Zu der letzteren (die gelegentlich auch die intellektuelle Technik einer bestimmten Sprache genannt wird) gehört es z. B., wenn eine Sprache den Dual, das Genus, die verschiedenen Tempora in allen Möglichkeiten hat (S. 103). Ich komme hierauf bei der Frage nach der Klassifikation der Sprachen zurück, wende mich jetzt aber zur Lautform. Den artikulierten Laut hatte Bernhardi so definiert: 'Der artikulierte Ton ist ein solcher, welcher durch die dem Menschen eigentümlichen Sprachwerkzeuge hervorgebracht wird' (S. 18), und weiter von ihm ausgesagt, daß er als Abdruck und Darstellung der Vernunft diene. Ganz ähnlich meint Humboldt S. 79: 'Die Absicht und die Fähigkeit zur Bedeutsamkeit, und zwar nicht zu dieser überhaupt, sondern zu der bestimmten durch Darstellung eines Gedachten, macht allein den artikulierten Laut aus, und es läßt sich nichts anderes angeben, um seinen Unterschied auf der einen Seite vom tierischen Geschrei, auf der andern vom musikalischen Ton zu bezeichnen' (vgl. auch S. 307). Es gehört übrigens zu dem, was man in der Sprache Stoff nennen kann, noch mehr als der artikulierte Laut, nämlich, wie es S. 60 heißt, die Gesamtheit der sinnlichen Eindrücke und selbsttätigen Geistesbewegungen, welche der Bildung des Begriffs mit Hilfe der Sprache vorausgehen, wozu man oben S. 45 vergleiche. Die stoffliche Seite der Sprache tritt, wie bei Humboldts philosophischer Anschauung natürlich ist, hinter der gedanklichen stark zurück, so daß der Laut als die Schwierigkeit bezeichnet wird, welche die Ideen bei ihrer Manifestierung in der Sprachbildung zu überwinden haben. Auf der andern Seite freilich spielt der Laut wieder eine höchst wichtige Rolle. Denn da die innere Form der Sprachen, wie wir gesehen haben, eigentlich gleich ist oder doch sein sollte, so beruht ihre Verschiedenheit hauptsächlich auf dem Laute. So heißt es S. 99: 'Es wird daher sehr erklärbar, daß die Lautform hauptsächlich dasjenige ist, wodurch der Unterschied der Sprachen begründet wird. Es liegt dies an sich in ihrer Natur, da der körperliche Laut allein in Wahrheit die Sprache ausmacht, der Laut auch eine weit größere Mannigfaltigkeit der Unterschiede erlaubt, als bei der inneren Sprachform, die notwendig mehr Gleichheit mit sich führt, stattfinden kann.' Und ähnlich, wenn auch etwas mäßiger ausgedrückt, heißt es S. 308, der Laut sei das die Verschiedenheit vermehrende Prinzip.

Mit dem Verhältnis von innerer und äußerer Sprachform

hängen unmittelbar Humboldts Ansichten über den Ursprung der Sprache und die Klassifikation der Sprachen zusammen. Der Ursprung der Sprache scheint Humboldt im letzten Grunde unerklärbar, denn, wie es S. 64 heißt, die unzertrennliche 'Verbindung des Gedankens, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache liegt unabänderlich in der ursprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur'. Immerhin sucht er, wie es die Menschen von jeher getan hatten, sich deutlich zu machen, wie wohl der Laut mit der Bedeutung zusammenhängen möge. Er erklärt diesen Zusammenhang nicht rein historisch, sondern nimmt im Anschluß an die Überlieferung eine nachahmende (onomatopoetische) Stufe an, sodann eine symbolische, wie sie etwa in *stehen*, *leise*, *lind* vorliegt, endlich die wichtigste, die analogische, wonach ähnlichen Begriffen auch ähnliche Laute gegenüberstehen (vgl. S. 92). Die Klassifikation der Sprachen würde man, da ja Humboldt die Verschiedenheit derselben hauptsächlich in der Lautform findet, gern aus dieser ableiten. Indessen wird ein Versuch dazu nicht ernstlich unternommen, da man auf diesem Gebiet immer nur auf eine unübersichtliche Mannigfaltigkeit der Verschiedenheiten stößt, welche keinen Einteilungsgrund gewährt. So wird man denn auf die innere Sprachform gewiesen, die nun ihrerseits die Schwierigkeit darbietet, daß sie überall eigentlich dieselbe sein sollte. Eine gewisse Verschiedenheit ist allerdings, wie wir oben sahen, tatsächlich vorhanden. Sie beruht im letzten Grunde darauf, daß (wie es S. 24 heißt) die in den Menschen allgemein gelegte Kraft der Rede, begünstigt oder gehemmt durch die den Völkern beiwohnende Geisteskraft, mehr oder weniger glücklich hervorbricht. Es gibt vollkommene und unvollkommene Sprachen, und die Unvollkommenheit besteht nicht etwa nur in Außerlichkeiten, sondern auch in dem rein intellektuellen Teil der Sprache (S. 107). Indessen eine Einteilung nach dem Grade der Vollkommenheit läßt sich doch nicht durchführen, weil sich bei näherer Betrachtung immer wieder zeigt, daß Sprachen, die in einer Beziehung unvollkommen sind, in anderer doch wieder hohe Vorzüge besitzen, so daß man kein Gesamturteil fällen mag. So wäre es denn vielleicht möglich, die Sprachen, unter Verzicht auf jegliches Werturteil, lediglich nach der Beschaffenheit der nationalen inneren Sprachform einzuteilen. Aber auch das erweist sich als undurchführbar, da die innere Sprachform ihrer Natur nach etwas Unfaßbares ist. Denn es ist klar, daß Sätze wie die folgenden sich der praktischen Verwert-

barkeit entziehen: 'Die Sprache ist (bei einer Nation) das Organ des inneren Seins, dieses Sein selbst, wie es nach und nach zur inneren Erkenntnis und zur Äußerung gelangt' (S. 17); 'man muß zu dem Satz aufsteigen, daß der Bau der Sprachen im Menschengeschlechte darum und insofern verschieden ist, weil und als es die Geistes Eigentümlichkeit der Nationen selbst ist' (S. 53). Auch die Erwägung der von Humboldt gelegentlich angeführten Einzelheiten fördert uns nicht. Die Kennzeichen, daß eine Sprache Dualis, Genus, Modi usw. hat, daß sie in ihrer Begriffsbildung vom Anschaulichen zum Abstrakten fortschreitet usw., lassen sich nicht addieren und also auch nicht als einheitliches Prinzip der Einteilung verwerten. In dieser Lage sieht sich Humboldt genötigt, zum Zweck der Einteilung eine Einzelheit herauszugreifen, und zwar wählt er dazu im Anschluß an Schlegel die Flexion und ihre Gegenbilder. Die wichtigsten hier in Betracht kommenden Stellen lauten: 'Die hier wirksame oder hemmende Eigenschaft der Sprachen ist die, welche man unter den Ausdrücken Isolierung der Wörter, Flexion und Agglutination zusammen zu begreifen pflegt. Sie ist der Angelpunkt, um welche sich die Vollkommenheit des Sprachorganismus drehet' (S. 132). Und ferner unter Hinzufügung des Ausdrucks 'einverleibend': 'Wir haben oben zur Erreichung der Satzbildung, außer der aller grammatischen Formen entretenden chinesischen Sprache, drei mögliche Formen der Sprache aufgestellt, die flektierende, agglutinierende und die einverleibende' (S. 310). Man hüte sich aber, diesen Klassen einen historisch-geographischen Wert beizulegen, derartig, daß man die verschiedenen auf der Erde vorhandenen Sprachen darunter aufteilen könnte. Denn Humboldt fährt an der angeführten Stelle fort: 'Die Sprachen tragen eine oder mehrere dieser Formen in sich; und es kommt zur Beurteilung ihrer relativen Vorzüge darauf an, wie sie jene abstrakten Formen in ihre konkreten aufgenommen haben, oder vielmehr, welches das Prinzip dieser Annahme oder Mischung ist.' Ich gehe auf diese Fragen nicht in ihrem vollen Umfange ein, wende mich vielmehr ausschließlich dem Punkte zu, der, dem Zweck meiner Schrift entsprechend, hier vor allen Dingen zu erörtern ist, nämlich Humboldts Behandlung der indogermanischen Sprachen. Dabei kommt zuerst seine Stellung zur Erklärung der Flexionsformen in Betracht. Durch Fr. Schlegel war die Frage 'Zusammensetzung oder organische Entfaltung' gestellt worden, und Humboldt entschied sich für Zusammensetzung.

Das ergibt sich deutlich aus einem Abschnitt seines Aufsatzes über die grammatischen Formen, der S. 92 so lautet: 'Die Sprache bezeichnet ursprünglich Gegenstände, und überläßt das Hinzudenken der redeverknüpfenden Formen dem Verstehenden. Sie sucht aber dies Hinzudenken zu erleichtern durch Wortstellung und durch auf Verhältnis und Form hingedeutete Wörter für Gegenstände und Sachen. So geschieht, auf der niedrigsten Stufe, die grammatische Bezeichnung durch Redensarten, Phrasen, Sätze. Dies Hilfsmittel wird in gewisse Regelmäßigkeit gebracht, die Wortstellung wird stetig, die erwähnten Wörter verlieren nach und nach ihren unabhängigen Gebrauch, ihre Sachbedeutung, ihren ursprünglichen Laut. So geschieht, auf der zweiten Stufe, die grammatische Bezeichnung durch feste Wortstellungen und zwischen Sach- und Formbedeutung schwankende Wörter. Die Wortstellungen gewinnen Einheit, die formbedeutenden Wörter treten zu ihnen hinzu, und werden Affixa. Aber die Verbindung ist noch nicht fest, die Fugen sind noch sichtbar, das Ganze ist ein Aggregat, aber nicht Eins. So geschieht auf der dritten Stufe die grammatische Bezeichnung durch Analoga von Formen. Die Formalität dringt endlich durch. Das Wort ist Eins, nur durch umgeänderten Beugungslaut in seinen grammatischen Beziehungen modifiziert; jedes gehört zu einem bestimmten Redeteil, und hat nicht bloß lexikalische, sondern auch grammatische Individualität. Die formbezeichnenden Wörter haben keine störende Nebenbedeutung mehr, sondern sind reine Ausdrücke von Verhältnissen. So geschieht auf der höchsten Stufe die grammatische Bezeichnung durch wahre Formen, durch Beugung und rein grammatische Wörter.' In seinem Hauptwerke sucht Humboldt freilich die Schlegelsche Ansicht doch auch noch zur Geltung zu bringen, indem er S. 137 nicht nur sagt: 'Das durch Anbildung flektierte Wort ist ebenso Eins, als die verschiedenen Teile einer aufknospenden Blume es sind; und was hier in der Sprache vorgeht, ist rein organischer Natur', sondern sogar behauptet, durch die unerforschliche Selbsttätigkeit der Sprache brächen die Suffixa aus der Wurzel hervor. Wichtiger und erfreulicher als solche harmonistischen Versuche, die kein faßbares Resultat ergeben können, sind die Äußerungen Humboldts über Einzelheiten des Verbalbaus. Humboldt stimmt Bopp zu, indem er S. 266 meint, dieser habe zuerst mit großem Scharfsinn und unbestreitbarer Gewißheit nachgewiesen, daß das Futurum und der sigmatische Aorist aus der Stammform und dem Verbum *as* 'sein' zusammengesetzt

sei, und findet mit Haughton in dem Passivzeichen des Sanskrit das Verbum *i* 'gehen'. Doch habe die Sprache dabei nicht die Absicht, eine wahre Verbindung zweier bestimmter Verbalbegriffe herbeizuführen, vielmehr wolle sie, 'auf der eigenen Bedeutung des zugesetzten Verbuns nur leise fußend', sich seines Lautes als bloßen Anknüpfungsmittels bedienen, in welche Kategorie des Verbuns die einzelne in Rede stehende Form gesetzt werden solle. So spiele dieser Laut eine Zwitterrolle zwischen Bedeutsamkeit und Symbolisierung. Hieraus folgt zugleich, daß Humboldt die Wörter der Flexionssprachen aus Wurzeln entstehen läßt. Er schreibt ihnen, wie es von Fulda u. a. geschehen war, Einsilbigkeit zu, und teilt sie in objektive und subjektive, während Bopp dafür den Ausdruck Verbal- und Pronominalwurzeln vorzog. Sachlich hätte sich Humboldt auch mit der Boppschen Terminologie befreunden können, denn er lobt die indischen Grammatiker, daß sie alle Wurzeln als Verbalwurzeln behandelten, und fügt hinzu: es liege auch in der Natur der Sprachentwicklung selbst, daß, sogar geschichtlich, die Bewegungs- und Beschaffenheitsbegriffe die zuerst bezeichneten sein werden (S. 129). In diesem Gedanken, der lange die Sprachwissenschaft beherrscht hat, zeigt sich ein Gegensatz gegen frühere Anschauungen. Fulda z. B. hatte angenommen, daß zuerst die Substantiva bezeichnet seien.

Sind nun die Flexionen fertig, und haben die Völker sie eine Zeitlang verwendet, so kommt, und zwar gerade in den gebildeten Sprachen, eine Periode ihrer allmählichen Verkümmernng. Das Abschleifen der Flexionen — so heißt es S. 292 — ist eine unleugbare Tatsache. Auf diese Weise entstehen in der Entwicklung unserer Sprachen zwei Perioden, über welche es S. 197 heißt: 'Die eine ist die, wo der laut-schaffende Trieb der Sprache noch im Wachstum und in lebendiger Tätigkeit ist, die andere, wo nach vollendeter Gestaltung wenigstens der äußeren Sprachform ein scheinbarer Stillstand eintritt und dann eine sichtbare Abnahme jenes schöpferischen sinnlichen Triebes folgt. Allein auch aus der Periode der Abnahme können neue Lebensprinzipie und neu gelingende Umgestaltungen der Sprache hervorgehen.'

Zum Schluß spreche ich von Humboldts Ansichten über das, was damals als Lehre von den Buchstabenveränderungen, jetzt als Lautlehre bezeichnet wird. Humboldt handelt davon zunächst bei der Betrachtung der Organisation der Flexionssprachen. Es zeigen sich nach ihm bei der 'Lautformung', d. i. der Gestaltung

der äußeren Sprachform, zwei Prinzipien, ein bloß organisches, aus den Sprachwerkzeugen und ihrem Zusammenwirken entstehendes, von der Leichtigkeit und Schwierigkeit der Aussprache abhängig und daher der natürlichen Verwandtschaft der Laute folgend, und sodann ein geistiges, welches die Organe hindert, sich ihrer bloßen Neigung oder Trägheit zu überlassen (S. 87). Die beiden Prinzipien können, wie schon aus den letzten Worten folgt, in Widerspruch miteinander geraten, und es ist, wie Humboldt S. 100 sagt, gelegentlich merkwürdig, zu sehen, wie der von innen heraus arbeitende Sprachsinn in einem einzelnen Falle plötzlich durchdringt und, ohne der Lautneigung nachzugeben, sogar an einem einzelnen Vokal unverbrüchlich festhält. Diese Anschauung ist, wie hier vorgreifend bemerkt werden mag, in der Geschichte unserer Wissenschaft von Wichtigkeit geworden. So hat z. B. Georg Curtius auf diese Weise die Erhaltung des wichtigen ι in $\epsilon\iota\delta\omicron\tau\epsilon\gamma$ gegenüber dem Verlust des ι im attischen $\pi\omicron\acute{\epsilon}\omega$ (vgl. meine Schrift: Die neueste Sprachforschung, Leipzig 1885, S. 25) erklärt. An einer spätern Stelle, wo Humboldt mehr ins einzelne eingeht (S. 150 ff.), behandelt er die sog. Wohllautsregeln des Sanskrit und fährt dann fort: 'Außer der Verschiedenheit der Anfügungsgesetze der sich in der Wortmitte berührenden Konsonanten gibt es in den Sprachen noch eine andere, seine innere Einheit noch bestimmter bezeichnende Lautbehandlung des Wortes, nämlich diejenige, welche seiner Gesamtbildung Einfluß auf die Veränderung der einzelnen Buchstaben, namentlich der Vokale, gestattet. Dies geschieht, wenn die Anschließung mehr oder weniger gewichtiger Silben auf die schon im Worte vorhandenen Vokale Einfluß ausübt, wenn ein beginnender Zuwachs des Wortes Verkürzungen oder Ausstüßungen am Ende desselben hervorbringt, wenn anwachsende Silben ihren Vokal denen des Wortes oder diese sich ihm assimilieren, oder wenn einer Silbe durch Lautverstärkung oder durch Lautveränderung ein die übrigen des Wortes vor dem Ohre beherrschendes Übergewicht gegeben wird. Jeder dieser Fälle kann, wo er nicht rein phonetisch ist, als unmittelbar symbolisch für die innere Worteinheit betrachtet werden.' Ein gutes Beispiel für die symbolische Bedeutung einer Lauterscheinung bietet der Guna des Sanskrit. Die Gunierung tritt ein, wenn einer Silbe eines Wortes in der Aussprache ein das ganze Wort beherrschendes Übergewicht gegeben werden soll (S. 157), man kann sie in vielen Fällen als Symbol der innern Worteinheit ansehen (S. 161). Statt 'symbolisch' sagt Humboldt wohl auch

‘grammatisch’, so in einem Briefe an Bopp vom 26. September 1826, in dem es (bei Lefmann, Nachtrag, S. 52) so heißt: ‘Absichtlich grammatisch ist gewiß kein Vokalwechsel. Aller in Ableitung und Konjugation rührt, dünkt mich, immer entweder von der Natur der Buchstaben oder ihrem Einfluß aufeinander oder vom Akzent her.’ Humboldt will damit nicht etwa (wie man bei Isolierung des Satzes glauben könnte) sagen, daß es keinen auf Zwecke der grammatischen Bedeutsamkeit gerichteten Lautwandel gäbe, sondern (wie der Zusammenhang zeigt) nur, daß der Vokalwechsel, wie er z. B. im Präteritum der starken Verba des Germanischen vorliegt, rein phonetischer Natur sei. Wie man sieht, dienen die bis jetzt erwähnten Lautveränderungen, soweit sie nicht rein phonetischer Natur sind, dazu, dem Worte innere Einheit und organische Gestalt zu verleihen. In denselben Anschauungskreis gehört auch das Gesetz der Kompensation, welches Humboldt mit Bopp aufstellt, wie es z. B. in $\mu\epsilon\nu$ neben $\epsilon\mu$ hervortritt (vgl. S. 167).

Haben wir uns bis hierher mit den Lautveränderungen beschäftigt, welche bei der Bildung der Formen vor sich gehen, so fragt es sich nun, wie Humboldt sich ihre Abschleifung denkt. Darüber gibt unter anderm S. 293 Aufschluß, wo ausgeführt wird, es scheine, daß solche Abschleifungen vorzüglich in Kultursprachen vorkämen, es zeige sich also darin eine Gleichgültigkeit gegen das tönende Prinzip in der Sprache, man opfere kühner dem Wohllaut auf, weil ein Wort oft schon durch ein Kennzeichen hinreichend bezeichnet sei. Es ist, wie Humboldt wörtlich sagt, ein Übergang von mehr sinnlicher zu reinerer intellektueller Stimmung des Gemüts, durch welchen die Sprache hier umgestaltet wird. Es zeigt sich also auch an dieser Stelle, daß Humboldt von der modernen Auffassung der Lautgesetze weit entfernt ist.

So weit die hauptsächlichsten Lehren der ‘Einleitung’. Humboldt übte mit diesen einen besonders starken Einfluß auf diejenigen Gelehrten aus, welche die sog. Sprachvergleichung im engeren Sinne begründet und ausgebaut haben. Dafür mögen uns einige Sätze als Zeugnis dienen, mit denen Bopp die Vorrede der zweiten Abteilung der vergleichenden Grammatik schließt: ‘Ich habe das Glück gehabt, über diese schon anderwärts berührte Wahrnehmung (die Adjektivdeklinations betreffend) noch das mir überaus schätzbare beifällige Urteil meines verehrten Gönners W. v. Humboldt zu erfahren, in welchem vor kurzem die Sprachwissenschaft ihre schönste Zierde verloren

hat. Von Schmerz über diesen harten Verlust noch ganz ergriffen, kann ich es nicht unterlassen, hier dem ruhmvollen Andenken jenes großen Mannes den Ausdruck der innigsten Verehrung und Bewunderung zu zollen, womit seine geistreichen Schriften im Gebiete philosophischer und historischer Sprachforschung, sowie sein lehr- und liebreicher persönlicher und brieflicher Umgang mich durchdrungen haben.¹ Ebenso bekennen sich Pott, Schleicher und Curtius als Humboldts dankbare Schüler. Ich denke, daß der Eindruck, den Humboldt auf diese und ähnliche Männer hervorgebracht hat, von der Totalität seines Wesens ausging. Seine hohe und uninteressierte Liebe zur Wahrheit, sein stets auf die höchsten idealen Ziele gerichteter Blick, sein Streben, über dem Einzelnen das Ganze und über dem Ganzen das Einzelne nicht aus den Augen zu verlieren, und sich damit sowohl von den Gefahren des Spezialistentums wie der bisherigen allgemeinen Grammatik fern zu halten, die abwägende Gerechtigkeit seines Urteils, sein allseitig gebildeter Geist und seine edle Humanität, — alle diese Eigenschaften wirken stärkend und läuternd auf eine fremde wissenschaftliche Persönlichkeit, die Wilhelm von Humboldt nahetritt, und diese Art der Einwirkung wird, wie ich glaube, Humboldt noch lange behalten und selbst auf diejenigen auszuüben fortfahren, welche den Humboldtschen Theorien ratlos gegenüberstehen. Diese selber haben das Schicksal aller zusammenfassenden Systeme gehabt. Ein Teil von ihnen ist in das allgemeine Bewußtsein übergegangen, so z. B. die Lehre, daß die Sprache nicht ein *ἔργον*, sondern eine *ἐνέργεια* sei; andere haben eine Zeitlang im Vordergrunde der Erörterung gestanden, z. B. die Erklärung der Flexion und die Teilung der Sprachentwicklung in zwei Perioden, andere endlich sind beiseite gelegt worden, wie die 'innere Sprachform' und die Klassifikation der Sprachen.

Im Gegensatz gegen Wilhelm v. Humboldt, dessen Anlagen sich in einem bedeutenden und bewegten Dasein nach allen Seiten ausleben konnten, führte der Begründer der vergleichenden Grammatik Franz Bopp¹⁾ das bescheidene, nur auf einen Zweck gerichtete Leben eines deutschen Professors. 1791 in Mainz geboren, siedelte er mit seinen Eltern früh nach Aschaffenburg über, wo er die Schule besuchte und auf dem Lyzeum,

1) Anm. Vgl. über ihn das umfängliche Werk von Lefmann, Berlin 1891, nebst Nachtrag.

einem Mittelding zwischen Gymnasium und Universität, der Schüler K. J. Windischmanns wurde, eines Naturphilosophen und Universalhistorikers, der ihm das lebhafteste Interesse für den Orient einflößte. Durch seine Verwendung erhielt Bopp von der bayrischen Regierung die Mittel, 1812 für längere Zeit nach Paris zu gehen, wo er bei Silvestre de Sacy Arabisch und Persisch trieb, namentlich aber durch das mühseligste Studium der dortigen Handschriften sich eine gründliche Kenntnis des Sanskrit erwarb, auch seine Erstlingsschrift verfaßte. Von Paris begab er sich nach London, wo er Wilhelm von Humboldt kennen lernte, der hinfort auf sein äußeres und inneres Dasein einen von Bopp stets mit lebhaftester Dankbarkeit anerkannten Einfluß ausübte. Er bewirkte es, daß Bopp 1821 nach Berlin kam, wo er als Universitätslehrer und Mitglied der Akademie bis zu seinem Tode (1867) blieb. Bopps wissenschaftliches Interesse ging von Anfang an nicht sowohl auf das aus, was wir jetzt im engern Sinne vergleichende Grammatik in der Philologie nennen, sondern auf Sprachwissenschaft im weitesten Verstande des Wortes. 'Gleich von Anfang an' — sagt Windischmann — 'war Bopps Absicht darauf gerichtet, auf dem Wege der Sprachforschung in das Geheimnis des menschlichen Geistes einzudringen und demselben etwas von seiner Natur und von seinem Gesetz abzugewinnen.' Doch führten ihn, und zwar schon im Anfange seiner schriftstellerischen Tätigkeit, wissenschaftliche und praktische Rücksichten auch zu Spezialarbeiten auf dem Gebiete des Sanskrit. Wir können, indem wir die eben genannten Arbeiten voranstellen, Bopps schriftstellerische Leistungen in drei Gruppen scheiden, nämlich erstens die Sanskrittexte, darunter als erster die Episode von Nalas mit lateinischer Übersetzung (London 1819), mehrere Grammatiken, aus denen ich die in ihrer Anordnung musterhaft praktische kritische Sanskritgrammatik in kürzerer Fassung (zuerst Berlin 1834) hervorhebe, endlich ein sanskritisch-lateinisches Glossar. Alle diese Hilfsbücher sind für viele, unter andern auch für den Verfasser dieser Zeilen, die dankbar benutzten ersten Führer gewesen. Eine zweite Gruppe bilden die Beiträge zur vergleichenden Grammatik der 'indoeuropäischen' Sprachen, beginnend mit der gleich zu besprechenden Erstlingsschrift, zusammengefaßt in seinem Hauptwerk, der Vergleichenden Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Gothischen und Deutschen, wie der Titel in der ersten, 1833 erschienenen Abteilung lautet. Als eine Ergänzung dazu ist das Vergleichende Accentuations-

system nebst einer gedrängten Darstellung der grammatischen Übereinstimmungen des Sanskrit und Griechischen, Berlin 1854, zu betrachten. Die dritte Gruppe bilden Abhandlungen zur allgemeinen Sprachkunde, die hier nur kurz zu erwähnen sind.

Als diejenige Schrift, durch welche Bopp die vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen begründete, wird mit Recht sein 1816 erschienenes Erstlingswerk betrachtet, welches den Titel führt: 'Franz Bopp Über das Konjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen¹⁾ und germanischen Sprache. Nebst Episoden des Ramajan und Mahabharat in genauen metrischen Übersetzungen aus dem Originaltexte und einigen Abschnitten aus den Vedas. Herausgegeben und mit Vorerinnerungen begleitet von Dr. K. J. Windischmann, Frankfurt am Main 1816.' In dem sprachlichen Teil (den literarischen lasse ich wie bei der Schrift von Fr. Schlegel beiseite) hat Bopp die vor ihm wiederholt behauptete Verwandtschaft der auf dem Titel genannten Sprachen durch eine ins einzelne gehende Vergleichung ihres Verbalbaus nachgewiesen. Es muß aber bemerkt werden, daß bei ihm wie bei Humboldt und andern Zeitgenossen der Gedanke der geschichtlichen Einheit noch hinter dem der Ähnlichkeit zurücktrat. Bopp behauptet also z. B. nicht, wie wir es tun würden, daß der Aorist der Ursprache durch Zusammensetzung entstanden und diese Form in die Einzelsprachen vererbt sei, sondern er schreibt den Vorgang der Zusammensetzung jeder der in Betracht kommenden Sprachen zu. Wichtiger als die bloße Vergleichung ist für Bopp die Erklärung der Formen. Wir haben uns also vor allen Dingen nach seiner Ansicht über die Entstehung der Flexion zu erkundigen. Darüber ergibt das Konjugationssystem das Folgende: 'Unter allen uns bekannten Sprachen' — heißt es S. 7 — 'zeigt sich die geheiligte Sprache der Indier als eine der fähigsten, die verschiedensten Verhältnisse und Beziehungen auf wahrhaft organische Weise durch innere Umbiegung und Gestaltung der Stammsilbe auszudrücken. Aber ungeachtet dieser bewunderungswürdigen Biagsamkeit gefällt es ihr zuweilen, der Wurzel das verbum abstractum einzuverleiben, wobei sich sodann die Stammsilbe und das einverleibte verbum abstractum in die

1) Anm. In dieser Reihenfolge spiegelt sich die schon ältere und zu Bopps Zeit geläufige Ansicht, daß das Persische und Deutsche besonders nahe miteinander verwandt seien.

grammatischen Funktionen des Zeitwortes teilen.' Diese Teilung der Aufgaben läßt sich z. B. am Aorist auf folgende Weise beobachten. In dem ai. *açrausham* (ich hörte) bezeichnet *a* die Vergangenheit, in der Steigerung des *u* der Wurzel *çru* zu *au* wird die besondere Modifikation der Vergangenheit angedeutet, welche dem Aorist eigentümlich ist, und dem so gebildeten Präteritum wird das *verbum substantivum* einverleibt, 'so daß, nachdem die Zeitverhältnisse auf rein organische Weise durch innere Umbiegung der Wurzel ausgedrückt wurden, Person und Zahl durch die Abwandlung des angehängten Hilfszeitwortes bestimmt werden' (S. 18). Die Einverleibung des *verbum substantivum* findet Bopp im Futurum und Aorist des Sanskrit und Griechischen, im Prekativ des Sanskrit, in den bekannten Perfekt- und Imperfektbildungen des Lateinischen, und (was er später aufgegeben hat) in den Passivendungen derselben Sprache. Eine andere Zusammensetzung als die mit *as* erkennt Bopp nicht an. Zwar redet er von Anhängung der 'Personskennzeichen' M, S, T, aber er sieht in diesen Kennzeichen nicht etwa Reste früher selbständiger Worte, bemerkt vielmehr bei anderer Gelegenheit ausdrücklich: 'Es widerspricht dem Geiste der indischen Sprache, irgendein Verhältnis durch Anhängung mehrerer Buchstaben auszudrücken, die als ein eigenes Wort angesehen werden können' (S. 30). Den Ursprung der Personskennzeichen läßt er in dem Konjugationssystem selbst ebenso im Dunkel, wie den Ursprung des 'eingeschobenen' Vokals *i*, welcher den Potentialis kennzeichnet. Wir finden also Bopp in seiner Erstlingsschrift als Anhänger von Friedrich Schlegel, wenn dieser auch nicht genannt ist, und ferner finden wir die Theorie von der Einverleibung der Wurzel *as*, welche, wie wir oben gesehen haben, im letzten Ende auf einer irrtümlichen Vermengung logischer und grammatischer Gesichtspunkte beruht. Bopp selber drückt sich darüber so aus: 'Nach diesen Bemerkungen (nämlich nach der Darlegung, daß es strenggenommen nur ein einziges Verbum, das Verbum *sein* gebe) wird der Leser sich nicht wundern, wenn er in den Sprachen, welche wir jetzt vergleichen, auf andere Verba stößt, welche auf dieselbe Weise wie *potest* gebildet sind, oder wenn er entdeckt, daß einige Tempora das *verbum substantivum* enthalten, während andere es abgeworfen oder vielleicht nie gehabt haben. Er wird vielmehr sich geneigt fühlen zu fragen, warum findet sich nicht in allen Temporibus aller Verba dieser zusammengesetzte Bau? und er wird viel-

leicht das Fehlen des *verbum substantivum* als eine Art von Ellipse ansehen? (a. a. O. S. 63).

Diese Einverleibungstheorie hat Bopp stets festgehalten und weitergebildet. Dagegen hat er die Schlegelsche Ansicht von der Entstehung der Flexionsendungen sehr bald aufgegeben. Schon in den Nachträgen zum Konjugationssystem S. 147 bekennt er sich zur Zusammensetzungstheorie, die er in der Folge genauer ausbildete. Zu dieser Sinnesänderung trug außer dem eigenen Nachdenken in erheblichen Maße der Einfluß Wilhelm von Humboldts bei, wie wir aus dem von Lefmann im Anhang zu seinem Werke veröffentlichten Briefwechsel sehen.

Einen erheblichen Fortschritt auf dem hiermit betretenen Wege zeigt bereits die englische Bearbeitung des Konjugationssystems, die ich in der deutschen Übersetzung in Seebodes Neuem Archiv für Philologie und Pädagogik 2. Jahrgang, Heft 3, zitiere. Es geht uns daraus zunächst an, was Bopp über den Begriff der Wurzel sagt. Wie wir oben gesehen haben, bot ihm die grammatische Tradition seiner Zeit die Vorstellung einsilbiger Wurzeln dar. Dazu kam die Lehre der indischen Grammatiker, die auf dasselbe hinauskommt. Es geschah im Anschluß an diese, wenn Bopp behauptete: 'Der Charakter der sanskritischen Wurzeln ist nicht zu bestimmen nach der Zahl der Buchstaben, sondern nach der Zahl der Silben, deren sie nur eine enthalten; sie sind alle einsilbig, einige wenige ausgenommen, von denen mit Recht vermutet werden darf, daß sie nicht primitiv seien'. Was aber von den sanskritischen Wurzeln galt, nahm Bopp auch für die Wurzeln der verwandten Sprachen an, so daß er den Satz aussprach, 'daß die Wurzeln im Sanskrit und den damit verwandten Sprachen einsilbig sind'. Neben dieser Auffassung der Wurzel mußte der Schlegelsche Begriff der Flexion sehr bedenklich erscheinen. Denn wieviel läßt sich schließlich an einer einsilbigen Wurzel (zumal wenn, wie der Augenschein lehrt, die Konsonanten unangetastet bleiben) innerlich umbiegen und gestalten? Bopps Polemik gegen Schlegel knüpft denn auch gerade an diesen Punkt an. Wir finden sie namentlich in folgendem Satze ausgesprochen: 'Wenn wir' — sagt Bopp a. a. O. 59 — 'irgendeinen Schluß ziehen können aus der Tatsache, daß die Wurzeln einsilbig sind im Sanskrit und den damit verwandten Sprachen, so ist es der, daß diese Sprachen nicht mit besonderer Leichtigkeit grammatische Modifikationen durch Veränderung ihres ursprünglichen Stoffes, ohne Hilfe fremder Zusätze ausdrücken können. Wir müssen erwarten,

daß in dieser Familie von Sprachen das Prinzip der Zusammensetzung auf die ersten Grundlagen der Sprache sich erstrecken werde, als die Personen, Tempora des Verbi und Kasus der Nomina usw. Daß dieses wirklich der Fall sei, hoffe ich in dieser Abhandlung beweisen zu können, gegen die Meinung eines berühmten deutschen Schriftstellers, welcher glaubt, daß die grammatischen Formen des Sanskrit und der damit verwandten Sprachen bloß in Abbiegungen oder inneren Modifikationen der Wörter bestehen.

Die gleiche Polemik gegen Schlegel findet sich nun auch bei der Besprechung der Personalendungen, mit ausdrücklicher Berufung auf die vorschlegelsche Lehre (vgl. oben S. 27). Die Stelle lautet: 'Fr. Schlegel läßt die Bezeichnung der Personen des Verbi im Sanskrit und in den Sprachen desselben Ursprungs durch Abbiegung entstehen, aber Scheidius zeigt sehr befriedigend, wenigstens in Rücksicht des Pluralis, daß selbst die griechischen Verba mit der Wurzel zusammengesetzte Pronomina gebrauchen, um die verschiedenen Personen anzuzeigen. In Hinsicht des Singularis würde er weit besseren Erfolg gehabt haben, wenn er sich nicht auf die korrumpierte Form auf ω beschränkt hätte, deren dritte Person im Präsens auf $\epsilon\iota$ endigt, wo ich kein einverleibtes Pronomen finden kann; — sondern seinen Blick auf die Form in $\mu\iota$ gewandt hätte, deren dritte Person im dorischen Dialekt sich auf $\tau\iota$ endigt. Scheidius begeht noch einen andern Fehler, nämlich daß er, indem er von den Pronominibus spricht, beim Nominativ stehen bleibt, während die rohe Form der Nomina besser aus den Casibus obliquis abgenommen werden kann. Auf diesem Wege ist es leicht, zu entdecken, daß $\tau\omega$ die Wurzelform des griechischen Artikels ist, welcher ursprünglich nichts mehr ist, als ein Pronomen der dritten Person, und als solches im Homer gebraucht ist. Dieses $\tau\omega$, des Endvokals beraubt, wird ein wesentlicher Bestandteil der Verba in ihrer dritten Person Singularis, Dualis und Pluralis wie $\delta\acute{\iota}\delta\omicron\tau\iota$ (so) $\delta\acute{\iota}\delta\omicron\sigma\omicron\nu$ $\delta\acute{\iota}\delta\omicron\nu\tau\iota$. Ich zweifle nicht, daß sich erweisen lasse, wenigstens mit ebensoviel Wahrscheinlichkeit, als bei den arabischen, daß auch die sanskritischen Verba ihre Personen durch Zusammensetzung der Wurzel mit den Pronominibus bilden, über welchen Gegenstand ich am gehörigen Orte einige Bemerkungen aufstellen werde' (a. a. O. S. 60). Im Verlaufe dieser Abhandlung hat Bopp aber zu den in Aussicht gestellten Bemerkungen nicht mehr Gelegenheit gefunden, sondern äußert nur noch:

Im Präsens werden die Pronominalkonsonanten M, S, T des Singularis und der dritten Person Pluralis mit einem kurzen *i* ausgesprochen' (S. 64), woraus folgt, daß ihm damals die später von ihm behauptete Entstehung von *mi* aus *ma* usw. noch nicht klar geworden war.

Wird nun das Prinzip der Zusammensetzung auf diese Weise empfohlen, so ist es kein Wunder, wenn es auch noch an andern Stellen als in den mit *as* zusammengesetzten Temporibus und den Personalsuffixen zur Geltung kommt, so namentlich bei dem Optativ, dessen *i* zuerst in der Anal. Vergleichung S. 71 als das Verbum 'wünschen, verlangen' aufgefaßt wird. Von wirklichen Abbiegungen im Schlegelschen Sinn erkennt Bopp in der genannten Schrift nur noch an: gewisse Veränderungen der Vokale (so das *ai* des Mediums, das er noch nicht, wie später, aus Zusammensetzung erklärte) und die Reduplikation.

Zu diesen zwei Formulierungen der Bopp'schen Ansicht, wie sie im Konjugationssystem und der Analytischen Vergleichung vorliegen, tritt dann schließlich die dritte und endgültige Fassung, welche zuerst in einer Reihe akademischer Abhandlungen und dann in der vergleichenden Grammatik ausgesprochen ist, und welche sich von der zweiten Fassung wesentlich nur dadurch unterscheidet, daß das Prinzip der Zusammensetzung immer ausschließlicher zur Geltung gebracht, und auch für diejenigen Gebiete der Grammatik, die in dem Konjugationssystem und der Analytischen Vergleichung noch nicht behandelt worden waren, durchgeführt wird.

Sie ist nunmehr ohne weitere Vorbereitung verständlich und lautet in kurzem Auszug, wie folgt:

Die Wörter der indogermanischen Sprachen sind aus Wurzeln abzuleiten, welche durchweg einsilbig sind. Es gibt zwei Klassen von Wurzeln, nämlich Verbalwurzeln, aus denen Verba und Nomina entspringen, und Pronominalwurzeln, denen die Pronomina, die Urpräpositionen, Konjunktionen und Partikeln entstammen (vgl. außer Vgl. Gr. § 107 auch Abh. der Berl. Akad. 1841, S. 13 ff.).

Die Kasusendungen sind ihrem Ursprunge nach wenigstens größtenteils¹⁾ Pronomina. So entstammt das *s* des Nominativs dem Pronomen *sa*, das *m* des Akkusativs erinnert an

1) 'größtenteils', weil einige Endungen (*os* und *sām*) nicht als gedeutet betrachtet werden, und gelegentlich auch eine symbolische Erklärung versucht wird.

den indischen Pronominalstamm *i-ma*, der T-Laut des Ablativs kommt von demselben Pronominalstamm *ta*, dem auch das neutrale *d* in *id* seinen Ursprung verdankt, usw. (vgl. u. a. Abh. der Akad. 1826, S. 98).

Die Personalendungen des Verbums stammen von den Pronominibus erster, zweiter und dritter Person, *mi* ist eine Schwächung der Sylbe *ma*, 'welche im Sanskrit und Zend den obliquen Kasus des einfachen Pronomens als Thema zum Grunde liegt'. Aus *mi* ist weiterhin *m* entstanden. In der Pluralendung *mas* steckt entweder das Pluralzeichen *as* der Nomina, oder das pronominale Element *sma*. Das *v* des Dualis ist nur eine Entartung des pluralischen *m*. Die Endungen zweiter Person gehen in ähnlicher Weise auf *tva*, die dritter Person auf *ta* zurück (*nti* siehe unten S. 63). Nicht ganz zuversichtlich urteilt Bopp über die Medialendungen. Doch hält er für wahrscheinlich, daß sie auf Verdoppelung der jedesmaligen Aktivendung beruhen.

Was die Kennzeichen des Präsensstammes betrifft, wie *vo* in *ζεόρνουμι*, so ist am wahrscheinlichsten, daß die meisten derselben Pronomina sind.

Das Augment, welches bei Gelegenheit des Imperfektums zur Erwähnung kommt, hält Bopp (Vgl. Gr. § 537 und ebenso schon in der Anal. Vgl. S. 74) für identisch mit dem *α* privativum, und betrachtet es also als Ausdruck der Verneinung der Gegenwart. Er gesteht aber auch die Möglichkeit zu, es direkt mit dem Pronominalsystem *a* 'jener' in Verbindung zu setzen, mit welchem übrigens die Verneinungspartikel *a* auch ihrerseits verwandt sei.

In dem S-Aorist gehört das *s* dem verbum substantivum an, und zwar ist die Zusammensetzung so zu denken, daß das Imperfektum von *as* (aber ohne Augment) den Schluß derselben bildet. 'Ich erkenne' — heißt es § 542 — 'in diesem *s* das verbum substantivum, mit dessen Imperfekt die erste Bildung [des Aorists] ganz genau übereinstimmt, nur daß das *ā* von *āsam* usw. verloren geht'. Das *sya* des S-Futurums wie *dāsyāti* hält Bopp für das im isolierten Gebrauch verlorene Futurum von *as*. Übrigens sei es wahrscheinlich, daß einst sämtliche Verba ein Futurum mittels *ya* gehabt hätten. *Ya* selbst stamme so gut wie das Zeichen des Optativs von der Wurzel *ī* wünschen.

In dem *aya* der Kausativa steckt das Verbum *i* gehen (wie *yā* gehen in dem *ya* des sanskritischen Passivums), und in dem *s* der Desiderativa das verbum substantivum.

Dieselbe Zusammensetzung liegt vor in gewissen Bildungen der Einzelsprachen, z. B. *ama-vi*, worin die Wurzel *bhū* zu erkennen ist, *ama-rem*, worin die Wurzel *as* steckt, usw.¹⁾ (vgl. Vgl. Gr. § 521.).

Die Stammbildungssuffixe endlich sind teils pronominalen Ursprungs, teils verbalen (z. B. *dātar* 'Geber' heißt eigentlich 'der die Handlung des Gebens Durchschreitende' von *dā* geben und *tar* durchschreiten).

Neben dieser Erklärung durch Zusammensetzung wird gelegentlich eine andere, die symbolische, angewendet. So heißt es über den Dual: 'Der Dual liebt, weil ihm eine klarere Anschauung zugrunde liegt als der unbestimmten Vielheit, zu stärkerem Nachdruck und lebendiger Personifizierung die breitesten Endungen' (Vgl. Gr. § 206). Das gleiche gilt von dem Femininum, 'welches im Sanskrit, sowohl am Stamm, wie in den Kasusendungen eine üppige Fülle der Form liebt' (§ 113). Symbolisch ist auch das *n* in der dritten Person plur. *-nti*, welches aus *ti* durch Einfügung eines Nasals entstanden sein soll. Diese Einfügung sei die am wenigsten fremdartige Beimischung und komme der bloßen Verlängerung eines schon vorhandenen Vokals am nächsten (§ 236; vgl. auch § 226).

Vergleicht man nun diese letzte endgültige Fassung der Boppschen Ansichten mit der vorhergehenden, so ergibt sich, daß der Schlegelsche Einfluß bis auf einen kleinen Rest geschwunden ist. Denn das *ai* der Medialendungen, worin Bopp früher noch eine innere Umbiegung der Wurzel sah, wird nunmehr lieber durch Zusammensetzung gedeutet, und es bleibt also nur die Reduplikation als eine Art innerer Modifikation der Wurzel zurück. (Und auch von dieser, die vielleicht ursprünglich die noch einmal gesetzte Wurzel war, kann doch nur sehr uneigentlich gesagt werden, daß sie eine 'innere' Veränderung sei). So ist es natürlich, daß Bopp sich in der Vgl. Gr. durch eine sachlich scharfe Polemik von Fr. Schlegel förmlich lossagt. Die betreffende Stelle lautet: 'Unter Flexion versteht Fr. v. Schlegel die innere Veränderung des Wurzellauts, oder die innere Modifikation der Wurzel, die er der Anfügung von außen entgegenstellt. Was sind aber, wenn von $\delta\alpha$ oder $\delta\omega$ im

1) Dagegen nimmt Bopp nicht an, daß in einer Einzelsprache neue Wurzelwörter entstehen könnten (vgl. Vorrede zur dritten Abt. der Vgl. Gr.¹ S. XIV).

Griechischen $\delta\acute{\iota}\delta\omega\mu\iota$ $\delta\acute{\omega}\sigma\omega$ $\delta\omicron\theta\eta\sigma\acute{\omicron}\mu\epsilon\theta\alpha$ kommt, die Formen $\mu\iota$ $\sigma\omega$ $\theta\eta\sigma\mu\epsilon\theta\alpha$ anders als offenbare Zusätze von außen an die im Innern gar nicht oder nur in der Quantität des Vokals veränderte Wurzel? Wenn also unter Flexion eine innere Modifikation der Wurzel verstanden sein soll, so hat das Sanskrit und Griechische usw. außer der Reduplikation, die aus den Mitteln der Wurzel selbst genommen wird, kaum irgendeine Flexion aufzuweisen. Wenn aber $\theta\eta\sigma\mu\epsilon\theta\alpha$ eine innere Modifikation der Wurzel $\delta\omicron$ ist, bloß weil es damit verbunden wird, daran angrenzt, damit ein Ganzes darstellt, so könnte man auch den Inbegriff von Meer und Festland als eine innere Modifikation des Meeres darstellen, oder umgekehrt.¹⁾

Man kann die hiermit entwickelte Boppsche Theorie, wenn man von dem geringen symbolischen Beisatz absieht, als Zusammensetzungs- oder Agglutinationstheorie¹⁾ bezeichnen.

Eine eingehende Kritik der Agglutinationstheorie soll nicht an dieser Stelle, sondern erst im sechsten Kapitel versucht werden. Dagegen will ich hier wiederholt darauf aufmerksam machen, daß die Boppschen Erklärungen sich nicht etwa — wie wohl angenommen worden ist — als natürliche Konsequenzen der Vergleichung von selbst ergeben, sondern daß sie aus verschiedenartigen und voneinander unabhängigen Anschauungen und Erkenntnissen erwachsen sind, indem sich bei Bopp zu den Anregungen, die aus dem Detail der Forschung selbst sich ergaben, zugleich doch auch Stücke der bisherigen gelehrten Tradition gesellten, so namentlich das Vorurteil von der Dreiheit der Redeteile, welches, wie es scheint, den ersten Anlaß gegeben hat, in verschiedenen s der Verbalformen das *verbum substantivum* zu erkennen, ferner die überlieferte Ansicht, daß die Wurzeln einsilbig anzusetzen seien, und endlich die von der semitischen Grammatik her fortgepflanzte Tradition, daß man in den Personalsuffixen des Verbums angehängte Pronomina zu erkennen habe.

Nachdem hiermit über Bopps Theorie der Flexion berichtet ist, habe ich nunmehr von seiner Vergleichung der gegebenen Einzelsprachen zu handeln. Selbstverständlich kann es nicht meine Absicht sein, die Resultate aufzuzeichnen, welche durch Bopps Vergleichung der indogermanischen Sprachen er-

1) So hat sie Lassen mit tadelnder Absicht zuerst genannt (vgl. Pott, *Etym. Forsch.*, erste Aufl. 1, 179).

reicht worden sind, sondern ich werde lediglich versuchen, die Methode zu beschreiben, nach welcher Bopp verfährt.

Man erwarte aber weder an diesem noch an einem andern Punkte von Bopp eine alle Einzelfälle umfassende und systematische Antwort. Die Boppsche Darstellung ist ein völliges Gegenbild der Humboldtschen. Während Wilhelm von Humboldt sich an der Erörterung des Allgemeinen nie genug tun kann, und überall bestrebt ist, das Detail den Ideen unterzuordnen, verkehrt Bopp hauptsächlich mit den in der Sprache gegebenen Einzelheiten und streut nur sehr selten allgemeine Erörterungen ein, die man als philosophisch bezeichnen könnte. Sowenig es möglich ist, aus Humboldts Einleitung in die Kawi-sprache grammatische Paradigmen auszuziehen, ebensowenig kann man aus Bopps Vergleichender Grammatik eine Theorie und Systematik der Sprachwissenschaft gewinnen. Unter diesen Umständen muß man die Untersuchung über Bopps theoretische Ansichten von den in der Sprache wirksamen Kräften mit Vorsicht anstellen, man muß sich namentlich hüten, gewisse Termini, die er in bequemer Läßlichkeit anwendet, mit der Intoleranz eines Systematikers um ihren Begriffsinhalt und ihre Tragweite zu befragen. Ich glaube deshalb am richtigsten zu verfahren, wenn ich die Frage so stelle: Welches sind die allgemeinen Anschauungen, aus denen heraus Bopp über die Vorgänge in der Sprache zu urteilen pflegte? und antworte auf diese Frage: Seine allgemeinen Anschauungen hatten naturwissenschaftlichen Anstrich, doch war unter demselben die alte philologische Grundfarbe noch nicht verschwunden. Die Liebhaberei für naturwissenschaftliche Ausdrucksweise zeigt sich sofort, wenn er versucht, seine Behandlungsweise der Sprache gegenüber der frühern zu beschreiben. Er beabsichtigt eine vergleichende 'Zergliederung' der Sprachen, die systematische Sprachvergleichung ist eine 'Sprachanatomie', es handelt sich um eine 'anatomische Zerlegung' oder 'chemische Zersetzung' des Sprachkörpers oder, mit einem andern Bilde, um eine 'Physik' oder 'Physiologie' der Sprache. Sehr entschieden tritt die naturwissenschaftliche Färbung gleich in dem ersten Satze der Vorrede zur Vergleichenden Grammatik hervor: 'Ich beabsichtige in diesem Buche eine vergleichende, alles Verwandte zusammenfassende Beschreibung des Organismus der auf dem Titel genannten Sprachen, eine Erforschung ihrer physischen und mechanischen Gesetze und des Ursprungs der die grammatischen Verhältnisse bezeichnenden Formen'. Was in diesem Satze unter physischen und mecha-

nischen Gesetzen zu verstehen sei, darüber hat sich, wie Bréal in der französischen Übersetzung der Boppschen Vergleichenden Grammatik mitteilt, der Autor selbst auf Befragen ausgesprochen. Danach soll unter physischen Gesetzen das verstanden werden, was wir jetzt Lautgesetze nennen, unter mechanischen Gesetzen aber das, was Bopp über das Gewichtsverhältnis der Vokale und Silben ermittelt zu haben glaubte, wovon nachher die Rede sein wird. Was unter Organismus und organisch zu denken sei, lehren einige Stellen der Vergleichenden Grammatik. 'Die Flexionen' — so heißt es in der Vorrede zu Heft 2 der Vergleichenden Grammatik¹, S. VII — 'machen den wahren Organismus einer Sprache aus', und im Gegensatz dazu spricht er von 'Sprachen mit einsilbigen Wurzeln, ohne Fähigkeit zur Zusammensetzung und daher ohne Organismus, ohne Grammatik' (§ 108). Organismus ist also nichts anderes als die auf Agglutination gegründete grammatische 'Einrichtung' (Vorwort zum ersten Bande der Vergleichenden Grammatik, S. IV) einer Sprache, und organisch alles das, was dieser Einrichtung entspricht, unorganisch das, was ihr untreu geworden ist. Man kann deshalb statt organisch auch ursprünglich, statt unorganisch auch unursprünglich sagen. So wird z. B. von dem ν der Endung $\mu\eta\nu$ gesagt, es sei 'organisch, d. h. nicht ein späterer nichtssagender Zusatz, sondern absichtlich und ein Vermächtnis der Urperiode unseres Sprachstammes', dagegen gilt z. B. das μ von $\tau\acute{o}\pi\tau\omicron\iota\mu$ als unorganisch, weil der Optativ in allen Sprachen, wo er als gesonderte Form vorhanden ist, die kurzen Endungen hat, und zwar, mit Ausnahme des einzigen Griechisch, auch in der ersten Person. Unorganisch ist eben alles, was aus dem ursprünglichen Bau des Indogermanischen — nach der Ansicht des betreffenden Grammatikers — nicht hergeleitet werden kann.

Man sieht, daß die Bezeichnungen mechanisch, physisch, organisch nicht im strengen naturwissenschaftlichen Wortverstande gebraucht werden, immerhin aber kann man aus ihrer Anwendung schließen, daß Bopp sich die Sprache als eine Art von Naturkörper vorstellt. Dieses Wort gebraucht er geradezu im Vokalismus S. 1: 'Die Sprachen sind als organische Naturkörper anzusehen, die nach bestimmten Gesetzen sich bilden, ein inneres Lebensprinzip in sich tragend sich entwickeln und nach und nach absterben, indem sie, sich selber nicht mehr begreifend, die ursprünglich bedeutsamen, aber nach und nach zu einer mehr äußerlichen Masse gewordenen Glieder oder Formen ablegen oder verstümmeln oder mißbrauchen, d. h. zu Zwecken

verwenden, wozu sie ihrem Ursprunge nach nicht geeignet waren?

Dieser Satz führt nach zwei Richtungen weiter. Zunächst möchte ich die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Bemerkung lenken, daß die Sprache im Laufe der Zeit sich selbst nicht mehr begreife. Es wird damit der Sprache geistige Tätigkeit zugeschrieben und von ihr gesprochen, als ob sie ein denkendes Wesen sei. Diese Ausdrucksweise ist nicht vereinzelt. An andern Stellen redet Bopp von dem Geist oder Genius der Sprache und erkennt in ihrem Verfahren gewisse Tendenzen und Absichten. Manchmal wird auch nicht die Sprache als Ganzes, sondern die einzelne Form wie ein denkendes Wesen angesehen. So heißt es Vergleichende Grammatik¹, S. 516: der slavische Stamm *sjo* sei sich 'seiner aus der Urperiode der Sprache überlieferten Zusammensetzung nicht mehr bewußt'. Diese Wendungen sind Bilder, und zwar sehr natürliche, und wahrscheinlich würde Bopp, wenn man ihn darauf aufmerksam gemacht hätte, zugestanden haben, daß in Wahrheit derartige Seelentätigkeiten sich nicht in der Sprache, sondern in den einzelnen sprechenden Menschen vollziehen, aber es ist wichtig, hier auf die Anfänge einer Anschauungsweise aufmerksam zu machen, die sich bei Schleicher bis zu einer bewußten Hypostasierung des Begriffes Sprache gesteigert hat. Ferner ist in dem angeführten Satze der Ausdruck absterben beachtenswert. Nach Bopp bedeuten alle äußeren Veränderungen, die wir an den indogermanischen Sprachen wahrnehmen, nicht Entwicklung, sondern Krankheit, Verstümmelung, Verfall. Wir lernen die Sprachen nicht in aufsteigender Entwicklung kennen, sondern in einem Zustand, in welchem sie das ihnen bestimmte Ziel bereits überschritten hatten. Wir ergreifen sie nämlich in einem Zustande, 'wo sie syntaktisch zwar sich noch vervollkommen mochten, in grammatischer Beziehung aber schon mehr oder weniger von dem verloren haben, was zu der vollendeten Einrichtung gehörte, in welcher die einzelnen Glieder in genauem Verhältnis zueinander standen, und alles Abgeleitete noch durch ein sichtbares, ungetrübttes Band an das, wovon es ausgegangen, sich anschloß' (Vokalismus S. 2). Solange der Sinn der Zusammensetzung in einer grammatischen Form noch gefühlt wird, setzt sie der Veränderung noch Widerstand entgegen. Je weiter aber die Sprachen von ihrem Ursprunge sich entfernen, desto mehr gewinnt die Liebe zum Wohllaut an Einfluß (Abh. der Berl. Akad. 1824, S. 119). Auch diese

Ansicht, welche wir ebenso bei Humboldt fanden, wird uns bei Schleicher wieder begegnen.

Nachdem hiermit über Bopps Grundanschauungen berichtet ist, gehe ich dazu über, mehr im Detail zu zeigen, wie er sich die Veränderungen in der Sprache vorstellte, und benutze zur Anordnung die von Bopp selbst aufgestellten Kategorien: mechanische und physische Gesetze.

Die von Bopp so genannten mechanischen Gesetze zeigen sich vor allem wirksam in den Veränderungen, welche das Gewicht der Personalendungen in dem Stamme hervorbringt. Auf die schwere Form des Stammes folgt die leichte Endung, z. B. *emi* ich gehe, von *i* gehen, aber vor der schweren Endung wird nur die leichte Stammform geduldet, z. B. *imás* wir gehen. Auf demselben Gesetz beruht der deutsche Ablaut, den wir z. B. in *ich weiß*, *wir wissen*, noch bis heute bewahrt haben. Danach nimmt Bopp also offenbar an, daß die zu einem Paradigma zusammengeschlossenen Formen womöglich von etwa gleichem Gewicht sein sollten, und daß infolgedessen, wo die Endung schwer ist, der Stamm eine leichte Form annimmt, und umgekehrt. Wir gehen jetzt (um bei dem angeführten Beispiel zu bleiben) von der starken Gestalt *ei* als der ursprünglichen aus und nehmen an, daß *ei* durch die Kraft des darauf folgenden hohen (und starken) Tones in *i* verwandelt worden sei.

Außer dem Einfluß des Gewichts der Personalendungen erkennt Bopp noch eine andere Wirkung des Gravitätsgesetzes, die sich an folgenden Beispielen anschaulich machen läßt. Die Stammsilben haben die Aufgabe, die Bildungssilben zu tragen, und es kann vorkommen, daß eine Stammsilbe für diesen Zweck nicht stark genug ist. Ein solcher Fall liegt vor in dem sanskritischen Imperativ *cinu* sammle, wozu bemerkt wird, das Zeichen *nu* könne die Endung *hi* nur dann tragen, wenn das *u* sich an zwei vorhergehende Konsonanten anlehnen kann, wie das z. B. in *āpmuhi* der Fall ist. 'Wo aber dem *n* nur einfache Konsonanz vorhergeht, da ist es unfähig geworden, die Endung *hi* zu tragen, daher *cinu* von *ei*' (§ 451). Ähnlich erklärt sich Bopp die Tatsache, daß die Perfektendungen im Vergleich zu denen des Präsens stark verstümmelt erscheinen. Die Wurzel ist, da sie im Perfektum ja auch die Reduplikations-silbe zu tragen hat, gleichsam nach zwei Seiten engagiert und nicht mehr imstande, eine schwere Endung zu heben. Es ist klar, daß dieses zweite Gravitätsgesetz, dessen Wirkung Bopp noch an mehreren Punkten findet, gegen das erste in direkten

Gegensatz tritt, und es wird wohl jetzt allgemein zugestanden, daß der Gedanke, der in diesem Gesetz ausgesprochen ist, an Bildlichkeit und Undeutlichkeit leidet.

Von den mechanischen Gesetzen, welche wir (wie angedeutet) nicht mehr in der Weise wie Bopp uns vorstellen und anerkennen können, komme ich zu den physischen Gesetzen, die wir jetzt Lautgesetze zu nennen pflegen. Um den Boppschen Standpunkt in dieser Beziehung zu würdigen, ist es wichtig, sich klarzumachen, auf welchem Wege man überhaupt zur Aufstellung von Lautgesetzen gelangen konnte. Wer immer das Sanskrit mit einer ändern indogermanischen Sprache, etwa dem Griechischen, verglich, mußte den Eindruck erhalten, daß in beiden Sprachen Worte und Formationen vorhanden sind, die sich vollkommen decken. Es konnte niemandem entgehen, daß z. B. ai. *mātár-* und griech. *μήτηρ*, ai. *dámas* und griech. *δόμος*, ai. *pítár-* und griech. *πατήρ* dieselben Worte seien, und daß die Flexionsendungen des Verbums in beiden Sprachen im wesentlichen übereinstimmen. Die Überzeugung von dieser Übereinstimmung beruhte auf der unmittelbaren Evidenz und war nicht weiter zu beweisen. Aus der Vergleichung konnte man die Regel ziehen, daß gewissen Lauten des Sanskrit gewisse Laute des Griechischen entsprächen, dem *m* das *μ*, dem *t* das *τ* usw. Indessen selbst bei der Heranziehung ganz weniger Worte ergab sich zugleich, daß nicht immer derselbe Laut des Sanskrit durch denselben des Griechischen vertreten wurde. So entsprach z. B. in *dámas* *δόμος* *dádāmi* *δίδωμι* dem indischen *d* das griechische *δ*, aber in dem Paare *duhitár-θυγάτηρ*, das man doch nicht auseinanderreißen wollte, dem indischen *d* ein griechisches *θ*. Durch solche Erfahrungen mußte man zu der Ansicht getrieben werden, daß die Regeln Ausnahmen leiden, und also sagen: Gewöhnlich entspricht dem indischen *d* das griechische *δ*, manchmal aber auch das griechische *θ*. Einer solchen Regel gegenüber ist nun eine doppelte Stellung denkbar. Entweder kann man, indem man von der theoretischen Überzeugung ausgeht, daß Gesetze keine Ausnahmen leiden, sich veranlaßt fühlen, nach den Gründen zu suchen, welche die sog. Ausnahme hervorbringen, oder man kann sich bei der Formulierung mittels 'gewöhnlich' und 'manchmal' beruhigen. Und dieser letztere ist, im großen und ganzen gesprochen, Bopps Standpunkt. 'Man suche' — so war seine Meinung — 'in den Sprachen keine Gesetze, die festeren Widerstand leisten, als die Ufer der Flüsse und Meere' (Vokalismus S. 15). An andern Stellen nimmt er

wenigstens für einen Teil der beobachteten Lautvorgänge diese bequeme Auffassung in Anspruch, indem er meint, es gäbe zwei Arten von euphonischen Veränderungen in den Sprachen: 'die eine, zum allgemeinen Gesetz erhoben, kommt bei jeder gleichen Veranlassung in gleicher Gestalt zum Vorschein, während andere nicht zum Gesetz gewordene nur gelegentlich hervortreten' (Vergleichende Grammatik¹, § 236, Anm.). Daß die letztere Art von Erscheinungen nach Bopps Meinung einen breitem Raum einnimmt, als die erste, wird man bald gewahr. Er nimmt für die Sprache häufig das Recht in Anspruch, mit 'einer gewissen Freiheit' von dem bestehenden Gesetze abzuweichen. Daß Vokale ohne Grund verlängert werden, starke Verstümmelungen ohne denkbare Veranlassung eintreten (wie z. B. ἐτύπην aus ἐτύφθην verstümmelt sein soll), und daß die gleiche Lautgruppe sich in einer und derselben Sprachperiode zu sehr verschiedenen Bildungen umgestaltet, erscheint ihm nicht merkwürdig. So soll z. B. der Pronominalstamm *sma* im Gotischen in sechs Gestalten erscheinen, als *usa*, *sva*, *nka*, *ngva*, *mma* und *s* (§ 167). Wenn er für einen ihm wahrscheinlichen Übergang in derselben Sprache keine Analogie nachweisen konnte, so wandte er sich an eine andere, z. B. um die Behauptung zu erhärten, daß das *l* der slavischen Partizipia aus *t* hervorgegangen sei, an das Bengalische. Das *x* von δέλωχα deutet er aus *s*, in τέτοφα aber ist dieses *x* 'gleichsam im Geiste des germanischen Lautverschiebungsgesetzes' zu *h* und dieses mit der vorhergehenden Tenuis oder Media zur Aspirata geworden (§ 569). Auch vor der Annahme ganz vereinzelter Übergänge schreckt er nicht zurück. Ausnahmslosigkeit nimmt Bopp nur selten für ein Lautgesetz in Anspruch. Ein interessantes Beispiel der Art findet sich in seiner Abhandlung über das Demonstrativum und den Ursprung der Kasuszeichen (Abh. der Berl. Akad. 1826). Dort ist es ihm sehr wichtig, zu beweisen, daß der Artikel *sa* *ó* niemals ein Nominativ -*s* gehabt haben könne, und bei der Zurückweisung der Annahme, daß das *s* im Sanskrit und Griechischen abgefallen sein könnte, führt er die Ausnahmslosigkeit gewisser Lautgesetze in folgenden bezeichnenden Worten ins Gefecht: 'Allein es darf nicht übersehen werden, daß solche Abschleifungen gewöhnlich, wo nicht immer, mehr in Masse und gesetzmäßig als im einzelnen und willkürlich stattfinden, und wenn der Geist einer Sprache zu irgendeiner Periode ihrer Geschichte einen Haß faßt gegen irgendeinen Buchstaben als Schlußpfeiler eines Wortes, so verdrängt er ihn überall, wo er

ihn vorfindet, so daß auch nicht ein einziger übrigbleibt, welcher der Vermutung Raum ließe, daß noch andere seinesgleichen dagewesen. Auf diese Weise hat im Griechischen ein Lautgesetz gegen das τ gewüthet und es überall ausgerottet, wo es als Endbuchstabe stand, so wichtig und ausgedehnt auch seine grammatische Rolle muß gewesen sein, wie sich aus der Vergleichung mit den verwandten Sprachen klar genug zu erkennen gibt. Das Σ hingegen ist stets ein dem griechischen Ohr befreundeter Endbuchstabe geblieben, und so gern es in der Mitte zwischen zwei Vokalen sich hat verdrängen lassen, so standhaft zeigt es sich am Ende, überall wo die vergleichende Sprachkunde es erwarten läßt.⁷

Man sieht aus diesen Anführungen, die ins Unendliche vermehrt werden könnten, daß Bopp zwar im einzelnen Falle, wo die Tatsachen es ihm an die Hand zu geben schienen, einem Lautgesetz Ausnahmslosigkeit zusprach, aber keineswegs im allgemeinen, sondern daß er der Sprache die Freiheit zugestand, von den bestehenden Gesetzen sich gelegentlich zu emanzipieren. Es wird allgemein zugestanden (auch von denjenigen Forschern, welche dem Prinzip der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze nicht zustimmen), daß Bopp auf dem Gebiet der Lautlehre seinen Nachfolgern am meisten zu tun übriggelassen hat. Für ihn war (wie schon angedeutet worden ist) stets der Gesamteindruck, daß die verglichenen Worte identisch seien, entscheidend, und diesem Gesamteindruck hatten sich die Laute zu fügen, die Kontrolle der einen Behauptung durch die Vergleichung der sonst bezeugten Schicksale desselben Lautes hat er nicht in genügendem Maß eintreten lassen. Es ist das große Verdienst August Friedrich Potts, diese Lücke ausgefüllt zu haben.

Der eben geschilderte methodische Mangel bei Bopps Forschungen machte sich nun auf dem indogermanischen Gebiete darum nicht so stark fühlbar, weil in demselben in der That eine Fülle von Formen und Worten vorhanden ist, wo an derselben Stelle derselbe Laut erscheint, und weil Bopp bei der Aufdeckung verborgener Ähnlichkeiten durch seinen genialen Tiefblick wunderbar richtig geleitet wurde; er trat aber grell hervor, als Bopp es unternahm, Sprachen, deren Zugehörigkeit zu unserem Sprachzweige nicht feststand, zur Vergleichung heranzuziehen, ich meine namentlich die malaiisch-polynesischen. Es wird jetzt, soviel ich weiß, von den Kennern durchweg angenommen, daß diese Sprachen mit den sanskritischen Sprachen nichts zu tun haben. Bopp aber empfing den Eindruck, daß

sie zum Sanskrit in einem töchterlichen Verhältnis stünden, und suchte die Verwandtschaft in derselben Weise zu erhärten, wie die der indogermanischen Sprachen in seiner Vergleichenden Grammatik, soweit der Charakter dieser Sprachen, welche 'eine totale Auflösung ihres Urbauens erfahren haben', es gestattet. Er stellte also auch hier nicht Lautentsprechungstabellen auf, sondern verglich Wörter, die ihm identisch zu sein schienen (z. B. die Zahlwörter), miteinander, und suchte sich mit den Lautübergängen im einzelnen Fall abzufinden. Natürlich wurde sein Verfahren hier, wo er es mit einem völlig widerstrebenden Stoff zu tun hatte, gewaltsamer als auf dem indogermanischen Gebiet. Ich will diese Gewaltsamkeit durch ein Beispiel belegen. Es betrifft das Wort *po*, welches Nacht bedeutet. Darüber sagt Bopp (Über die Verwandtschaft der malaiisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen, Abh. der Berl. Akad. 1840) S. 172 folgendes: 'Die gewöhnliche Benennung der Nacht lautet in den Südseesprachen, namentlich im Neuseeländischen, Tahitischen und Hawaischen *po*, welches dem sanskritischen *kṣapas*, *kṣapo* gleichsam wie ein Echo nur die letzte Silbe nachruff'. Nun gibt es außerdem ein Wort *bo* Tag, welches, wie es S. 228 heißt, aus dem sanskritischen *divas*, *divo* entsprungen sein könnte. 'Sollte aber' — fährt Bopp fort — 'das tongische *bo* mit dem früher erwähnten *po* zusammenhängen, welches in den Südseesprachen Nacht bedeutet, so müßte man die Zusammenstellung dieses *po* mit dem Sanskrit *kṣapas* fallen lassen, und annehmen, daß diesem *po* ein Epitheton entfallen sei, welches im Tongischen den Tag zur Nacht umschafft, und diese als schwarzen oder dunkeln Tag bezeichnet.'

Es ist nach dem, was ich oben über Bopps Verhältnis zur Lautlehre gesagt habe, nicht nötig, weiter auf solche Extravaganzen einzugehen, es ist vielmehr schon durch das Gesagte klar, daß an dem Scheitern dieses Unternehmens auf malaiisch-polynesischem Gebiet nicht etwa ein konstitutioneller Fehler der Sprachwissenschaft überhaupt, sondern lediglich ein später ausgeglichener Mangel der in diesem Punkte noch unfertigen Boppschen Methode sich offenbart.

Daß aber Bopp noch in ziemlich latitudinarischen Vorstellungen über Lautwandel und Lautgesetze befangen war, muß man sehr natürlich finden. Bopp war kein Naturforscher, sondern ein Philologe, der sein Leben lang mit Grammatiken verkehrte. Einem Naturforscher freilich erscheint der Gedanke, daß ein Gesetz beliebig Ausnahmen erleiden könne, lächerlich

oder empörend, dagegen war diese Anschauung der philologischen Theorie und Praxis völlig geläufig. In allen Grammatiken war die Masse des 'Unregelmäßigen' mindestens ebenso groß als die des 'Regelmäßigen', und eine Regel ohne Ausnahme erregte geradezu Verdacht. Derartige überlieferte Meinungen aber verlieren sich erst im Laufe von Generationen.

Bopps Leistung besteht, wie schon oben bemerkt, darin, daß er eine umfassende Theorie über die Entstehung der Flexion aufstellte, und sodann und hauptsächlich darin, daß er die gründliche Urgemeinschaft der indogermanischen Sprachen wissenschaftlich nachwies.

Wir sind nunmehr, nachdem wir dem Leser Bopps Arbeiten auf beiden Gebieten vorgeführt haben, imstande, in wenigen Worten zusammenfassend anzugeben, welches die geistige Eigentümlichkeit ist, die in den Schriften dieses großen Gelehrten besonders hervortritt.

Wenn man hört, daß ein einzelner Mann das Sanskrit, Altpersische, Zend, Armenische, Griechische, Italische, Keltische, Litauische, Slavische und Germanische vergleichend dargestellt hat und noch über dieses ungeheure Gebiet hinaus zu den Sprachen der Südsee fortgeschritten ist, so ist man leicht geneigt, ihm eine ganz ungewöhnliche, ja exorbitante Gelehrsamkeit zuzuschreiben. Bei näherer Betrachtung aber sieht man, daß die Gelehrsamkeit nicht eigentlich eine für Bopp charakteristische Eigenschaft ist. Gewiß hat er in einem arbeitsamen Leben viel gelernt, aber er war nicht einer von den Männern, über deren Gelehrsamkeit man erschrickt, wie das etwa bei A. W. Schlegel der Fall war. Von manchen Sprachen, um deren Aufhellung er sich unvergängliche Verdienste erworben hat, wie das Slavische und Keltische, hatte er (philologisch gesprochen) nur dürftige Kenntnisse, und gegen gewisse Einzelheiten der Überlieferung, wie z. B. die Regeln der Latinität, war er gelegentlich gleichgültiger, als wünschenswert ist. So nahm er sich nicht übel, seinem Sanskritwörterbuch den Titel *glossarium sanscritum a Francisco Bopp* zu geben, und zog es vor, *postquam* mit dem Plusquamperfectum zu konstruieren. Was ihm zur Erklärung der Formen und zum Verständnis des Naturzustandes der Sprache nicht beizutragen schien, ließ ihn verhältnismäßig gleichgültig.

Auch das ist nicht völlig richtig, was man oft versichern hört, daß Bopp die sprachvergleichende Methode erfunden habe. Bopp hat es in unvergleichlicher Weise verstanden, in dem Getrennten die ehemalige Einheit zu erkennen, aber eine

methodische Kunst, die man ihm ablernen könnte, hat er nicht aufgebracht. Vielmehr liegt, wie oben gezeigt worden ist, gerade auf der methodischen Seite seine Schwäche.

Bopps Größe besteht in etwas anderem, was von Gelehrsamkeit und Methode unabhängig ist, nämlich in dem, was wir Genialität nennen. Seine Vergleichende Grammatik beruht auf einer Reihe von genialen Entdeckungen, die nicht durch Gelehrsamkeit und Übung ermöglicht wurden, sondern durch eine für uns nicht weiter analysierbare Naturgabe. Damit will ich natürlich nicht sagen, daß Bopp seiner Gelehrsamkeit und seinem logisch urteilenden Verstande nicht vieles zu danken habe, sondern nur, daß das glückliche Aperçu bei ihm eine viel wichtigere Rolle spielt, als bei andern ausgezeichneten Sprachforschern, z. B. bei August Schleicher.

Unser Weg führt uns von Humboldt und Bopp zu den Germanisten, unter denen zuerst der Däne Rasmus Kristian Rask zu nennen ist (geb. zu Fünen 1787). Er war zugleich ein ausgezeichnete Kenner des Germanischen, namentlich des Nordischen und Angelsächsischen, und der orientalischen Sprachen, namentlich des Avestischen. Bei der Vergleichung beschränkte er sich auf die europäischen Sprachen, wobei er schon vor Grimm die sogenannte erste germanische Lautverschiebung in ihren wesentlichen Zügen feststellte. (Man vergleiche über ihn H. Paul, Grundriß 1, 77ff., und über seinen Anteil an der Entdeckung der Lautverschiebung, auf die mehrere Gelehrte unabhängig aufmerksam geworden sind, S. 86.) Die weitaus wichtigste Persönlichkeit unter den Germanisten aber ist Jakob Grimm (1785—1863). Die Natur hatte diesem wunderbaren Manne neben einem ausgezeichneten Verstand eisernen Fleiß und eine überschwengliche Phantasie verliehen, die politischen und literarischen Zustände aber lenkten seine Gaben auf die Erforschung des deutschen Wesens, und zwar besonders auf das Mittelalter und die aus ferner Vergangenheit her fortwirkende Sagenwelt unseres Volkes. In dem ersten Jahrzehnt seiner literarischen Tätigkeit wurde Grimm durch seine Phantasie nicht selten auf Abwege geführt, allmählich aber trat die phantastisch-romantische Stimmung mehr zurück, namentlich seit ihm das philologische Gewissen durch eine berühmt gewordene Rezension A. W. Schlegels geschärft war, von welcher Paul den Anfang der deutschen Philologie in ihrer streng wissenschaftlichen Gestalt datiert (s. H. Paul, Grundriß der germanischen Philologie 1, 72). So zeigt sich denn das schönste Gleich-

gewicht geistiger Kräfte in demjenigen Werke Jakob Grimms, das uns hier hauptsächlich angeht, nämlich seiner deutschen Grammatik, deren erster Teil 1819 erschien. Er ist dem Führer der historischen Schule auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft K. L. v. Savigny gewidmet, der als Professor in Marburg durch Lehre und Umgang den wichtigsten Einfluß auf Grimm ausgeübt hatte. Wie stark dieser Einfluß gewesen ist, erkennt man, wenn man sich die wissenschaftliche Grundanschauung vergegenwärtigt, die in Savignys Werk über den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung und Rechtswissenschaft (Heidelberg 1814) hervortritt. Der Verfasser bemerkt darin zunächst, daß der bodenlose Hochmut der Aufklärungszeit überall dem geschichtlichen Sinn habe weichen müssen, der neuerdings erwacht sei. So hat man denn auch erkannt, daß das Recht nicht von einzelnen klugen modernen Menschen gemacht werden kann, es hat vielmehr seine Wurzel in den Tiefen des Volkes, bildet sich aus mit diesem und stirbt endlich ab, sowie das Volk seine Eigentümlichkeiten verliert. Das Recht steht mit dem Volke in organischem Zusammenhang und ist hierin der Sprache vergleichbar. Von einer willkürlichen Schöpfung des Rechtes kann nicht die Rede sein, es ist vielmehr anzunehmen, daß all jenes ungeheure Detail, welches wir an den Rechten der Völker kennen, ohne eigentliche Willkür und Absicht auf rein organische Weise entsteht. Die Methode, welche bei der Erforschung des Rechtes angewendet werden soll, ist die historische. Ihr Bestreben geht dahin, jeden gegebenen Stoff bis zu seiner Wurzel zu verfolgen und so sein organisches Prinzip zu entdecken, wodurch sich von selbst das, was noch Leben hat, von demjenigen absondern muß, was schon abgestorben ist und nur noch der Geschichte angehört. Ganz ebenso empfindet Jakob Grimm. Wie Savigny bewundert er 'den tief angelegten, nach dem natürlichen Gesetze weiser Sparsamkeit aufstrebenden Wachstum' der Sprache, die 'herrliche Anstalt der Natur, welche uns die Rede mit der Muttermilch eingibt und sie in dem Befang des elterlichen Hauses zu Macht kommen lassen will', und ebenso teilt er mit seinem Lehrer die unpraktische Abneigung gegen alle Gesetzgebung in der Sprache, ja er geht so weit, jeden Unterricht in der Muttersprache für eine unsägliche Pedanterei zu erklären, die es schwer halten würde einem wieder auferstandenen Griechen oder Römer auch nur begreiflich zu machen. Was aber Grimm unter historischer Methode versteht, wollen wir mit seinen eignen Worten hören. 'Von dem Gedanken' — so sagt

er in jener Vorrede, der auch die eben angeführten Sätze entnommen sind, — 'eine historische Grammatik der deutschen Sprache zu unternehmen, bin ich lebhaft ergriffen worden. Bei sorgsamem Lesen altdeutscher Quellen entdeckte ich täglich Formen und Vollkommenheiten, um die wir Griechen und Römer zu neiden pflegen, wenn wir die Beschaffenheit unserer jetzigen Sprache erwägen; Spuren, die noch in dieser trümmerhaft und gleichsam versteint stehen geblieben, wurden mir allmählich deutlich und die Übergänge gelöst, wenn das Neue sich zu dem Mitteln reihen konnte und das Mittlere dem Alten die Hand bot. Zugleich aber zeigten sich die überraschendsten Ähnlichkeiten zwischen allen verschwisterten Mundarten und noch ganz übersehene Verhältnisse ihrer Abweichungen. Diese fortschreitende unauflösliche Verbindung bis in das einzelste zu ergründen und darzustellen, schien von großer Wichtigkeit; die Ausführung des Planes habe ich mir so vollständig gedacht, daß, was ich gegenwärtig zu leisten vermag, weit dahinten bleibt.' Das Urtheil über die deutsche Grammatik steht längst fest. Niemals vorher war auf eine Sprache das historische Verfahren in ähnlicher Weise angewendet worden, und niemals war vor ihm ein Grammatiker darauf gekommen, den erreichbaren Stoff in seiner ganzen ungeheuern Fülle derartig vor dem Leser auszubreiten. Ja, man darf wohl behaupten, daß Grimms Meisterwerk auch heute, trotz aller Fortschritte, die die Sprachwissenschaft seitdem gemacht hat, noch nicht übertroffen ist. Die Wirkung auf Zeitgenossen und Nachfolger war außerordentlich. Sie läßt sich auf den verschiedensten Gebieten der Grammatik verfolgen. An dieser Stelle sei nur über einen Gegenstand gesprochen, der für die Sprachvergleichung besonders wichtig war, nämlich das schon bei Rask erwähnte Gesetz der Lautverschiebung, welches in der zweiten Auflage des ersten Bandes (1822) 584 ff. bei der Lehre von den Buchstaben behandelt wird. Grimm führt dort aus, daß auf dem Gebiete der sogenannten *mutae* ein festes Verhältniß zwischen dem Gotischen einerseits und dem Lateinischen, Griechischen und Indischen andererseits besteht. Denn es entspricht dem lateinisch-griechischen *k g γ* im Gotischen *h k g*, z. B. *cornu hawrn*, γένος *kinnus*, γήν *gans*; dem lateinisch-griechischen *t d θ* gotisch *p t d*, z. B. *tres preis*, *dens tunpus*, θόρα *daur*; dem lateinisch-griechischen *p φ* gotisch *f b*, z. B. πατήρ *fadar*, φέρω *bairan*, während für *b : p* kein sicherer Beleg beizubringen war. Es handelt sich also um eine Abweichung von dem Ursprünglichen, welche das Germanische

erfahren hat, und darum bezeichnet Grimm diese Vorgänge als unorganisch (S. 591), er fügt aber sogleich hinzu, es seien große Ereignisse in der Geschichte unserer Sprache und keines ohne innere Notwendigkeit. Mit einzelnen Ausnahmen, die nicht wegzuschaffen waren, fand er sich durch die Bemerkung ab: 'Die Lautverschiebung erfolgt in der Masse, tut sich aber im einzelnen nie rein ab. Es bleiben Wörter in dem Verhältnis der alten Einrichtung stehen, der Strom der Neuerung ist an ihnen vorbeigeflossen.' Wie groß der Eindruck war, den Grimms Darlegung auf die Sprachforscher machte, darüber wollen wir uns von dem Begründer der vergleichenden Lautlehre der indogermanischen Sprachen F. A. Pott belehren lassen. Er sagt darüber: 'Es ist unter J. Grimms hohen Verdiensten um besondere und allgemeine Sprachkunde gewiß keines der geringsten, den Buchstaben ihre bisher in der Sprachwissenschaft geschmählerten, natürlichen Rechte zurückgegeben und dieselben zu der gleichstufigen Stellung erhoben zu haben, welche sie in der Sprache selbst einnehmen. Grimms geschichtliche Darlegung der Lautumwandlungen in den germanischen Sprachen hat allein mehr Wert, als manche philosophische Sprachlehre voll einseitiger oder nichtiger Abstraktionen: aus ihr geht zur Genüge hervor, daß der Buchstabe, als das handgreifliche, als das freilich auch nicht beständige, aber doch in ruhigerem Gleise sich bewegende Sprachelement im ganzen genommen ein sicherer (sic) Faden im dunkeln Labyrinth der Etymologie ist als die oft kühn umherspringende Wortbedeutung; aus ihr, daß die Sprachforschung, insbesondere die vergleichende, ohne genaue geschichtliche Kenntnis vom Buchstaben des festen Haltes entbehrt; sie endlich zeigt mit Erstaunen erregender Klarheit, daß selbst im bloßen Buchstaben nicht — wie auch sonst nirgends in der Sprache der Fall ist, wohl aber die bequeme Unwissenheit es sich gern träumen läßt — die Gesetzlosigkeit frecher Willkür herrscht, sondern vernünftige Freiheit, d. i. Einschränkung durch selbsteigene in der Natur der Laute begründete Gesetze' (Etym. Forsch. 1, XII). Wir würden jetzt manches anders ausdrücken, stimmen aber in das Lob voll ein. Die vergleichende Grammatik ist von Bopp begründet worden, aber es war ein starker Zusatz Grimmschen Blutes nötig, um sie zur historisch-vergleichenden zu gestalten.

Zum Schluß dieses Kapitels habe ich noch das hervorragendste literarische und kritische Talent der romantischen Schule zu erwähnen, nämlich A. W. Schlegel (1767—1845).

Wie stark er in die Entwicklung der germanischen Philologie eingegriffen hat, ist schon oben bemerkt worden; als Übersetzer von Shakespeare und als Literarhistoriker ist er weit berühmt, aber nicht so bekannt mag es einem größeren Publikum sein, daß er zugleich der Begründer der Sanskritphilologie in Deutschland ist. Schlegel stand bereits im 48. Jahre, als er sich mit Sanskrit zu beschäftigen anfang, aber sein erstaunlicher Fleiß und seine durch vielseitige Übung gestärkte Orientierungsgabe machten ihn in kurzer Zeit zum Herrn der gewaltigen Schwierigkeiten, die damals dem Studium der indischen Literatur entgegenstanden. Mit Bewunderung lesen wir, wie richtig er sofort die Aufgaben präzisirte, welche zu lösen waren: 'Soll' — so heißt es in der Indischen Bibliothek I, 22 — 'das Studium der indischen Literatur gedeihen, so müssen durchaus die Grundsätze der klassischen Philologie, und zwar mit der wissenschaftlichsten Schärfe darauf angewandt werden. Man wende nicht ein, die gelehrten Brahmanen seien ja durch ununterbrochene Überlieferung im Besitz des Verständnisses ihrer alten Bücher; für sie sei das Sanskrit noch eine lebende Sprache; wir dürften also nur bei ihnen in die Schule gehen. Mit den Griechen war es vor der Zerstörung von Konstantinopel derselbe Fall; die Kenntnisse eines Laskaris, eines Demetrius Chalkondylas von der alten Literatur ihres Volkes waren allerdings schätzbar; dennoch haben die abendländischen Gelehrten sehr wohl gethan, es nicht dabei bewenden zu lassen. Zur Lesung der Griechen war man indessen in Europa durch die nie ganz ausgestorbene Bekanntschaft mit der lateinischen Literatur ziemlich vorbereitet. Hier hingegen treten wir in einen völlig neuen Ideenkreis ein. Wir müssen die schriftlichen Denkmale Indiens zugleich als Brahmanen und als europäische Kritiker verstehen lernen. Die heutigen homerischen Fragen waren jenen gelehrten Griechen nicht fremder, als es die Untersuchungen über den Ursprung der indischen Religion und Gesetzgebung, über die allmähliche Entwicklung der Mythologie, über ihren Zusammenhang und ihre Widersprüche, über ihre kosmogonische, physische oder geschichtliche Deutung, endlich über die Einnisungen späteren Betrugens den Weisen Indiens sein würden. Dem Herausgeber indischer Bücher bieten sich dieselben Aufgaben dar, wie dem klassischen Philologen: Ausmittelung der Echtheit oder Unechtheit ganzer Schriften und einzelner Stellen; Vergleichung der Handschriften, Wahl der Lesarten und zuweilen Konjekturnalkritik; endlich Anwendung aller Kunstgriffe der scharfsinnigsten

Hermeneutik.' Diesem Programm ließ Schlegel die Tat auf dem Fuße folgen. Seine Editionen indischer Texte leisteten alles, was damals möglich war. Von seiner Ausgabe des philosophischen Lehrgedichts Bhagavadgīta urteilte der hervorragendste Kenner des klassischen Sanskrit, Otto Böhtlingk, daß sie noch den heutigen Ansprüchen vollkommen genüge.

Zu Bopp trat Schlegel früh in ein Verhältnis, insofern dieser ihn in seinen Sanskritstudien in Paris unterstützte. Er urteilte in der literarischen Öffentlichkeit günstig über die Leistungen des jüngeren Mannes. Er war es, der zuerst (in den Heidelberger Jahrbüchern 1815, Sept. Nr. 56) dem Publikum ankündigte, was es von Bopp würde zu erwarten haben, er zeigte den Nalās von Bopp mit Einsicht und Wohlwollen an, und versicherte noch 1827 in dem ersten Brief an Heeren (Indische Bibliothek 2, 385), daß Bopp und er seit ihrer 1812 in Paris begonnenen Bekanntschaft immer in freundschaftlichem Wettstreit und Einverständnis für denselben Zweck gewirkt hätten. Wir wissen aber jetzt, daß Bopp den gönnerhaften Ton von Anfang an ungern ertrug, und allmählich kam es auch öffentlich zu einem Austausch spitzer Bemerkungen. Schlegels kritische Einwürfe wendeten sich in erster Linie gegen Bopps Sanskritgrammatiken, in denen er das Studium der indischen Nationalgrammatiker vermißte. Man muß zugeben, daß Bopp diese nicht hinreichend kannte und daß er, wenn er gegen sie polemisierte (was gelegentlich geschah), seine Kenntnis aus zweiter Hand hatte, aber wir dürfen jetzt auch behaupten, daß Bopp wohl daran getan hat, sich von einem Studium fern zu halten, das seinem Genius nicht gemäß war und für seine damaligen Zwecke wenig würde ausgegeben haben. Sodann handelte es sich um die Erklärung der Sprachformen. An diesem Punkte galt es für Schlegel gleichsam die Ehre der Familie zu verteidigen. Daß Bopp sich von der Theorie Friedrich Schlegels immer mehr abwendete, vermerkte der Bruder sehr übel. Er sah sich als den natürlichen Verteidiger der 'organischen' Auffassung an, der die Boppsche 'Agglutinationstheorie' in so bedrohlicher Weise das Feld abgewann. Leider ist A. W. v. Schlegel nicht weiter gekommen als zu der Ankündigung eines großen sprachwissenschaftlichen Werkes, welches den Titel führen sollte: *Etymologicum novum sive synopsis linguarum, qua exponitur parallelismus linguae Brachmanum sacrae cum lingua Graeca et Latina; cum reliquiis linguae Etruscae, Oscae ceterarumque indigenarum veteris Italiae dialectorum; denique cum diversis*

populorum Teutonicorum linguis, Gothica, Saxonica, Francica, Alemannica, Scandica, Belgica. Doch ist von seinem vertrauten Schüler Christian Lassen eine umfängliche und eingehende Rezension der Boppschen grammatischen Arbeiten vorhanden, aus der man sieht, wie etwa in dem Schlegelschen Kreise über Bopp geurteilt sein mag. Der Ton, in dem Lassen schreibt, ist der des kalten aber gerechten Richters. Das Löbliche wird gebührend hervorgehoben, das Verfehlete mit Ernst getadelt, nur bei der Erwähnung der Agglutinationstheorie bricht Animosität hervor. Die betreffende Stelle lautet so (Indische Bibl. 3, 78): 'Ich hatte mir vorgenommen, gegen die hier wiederkehrende Agglutinationstheorie zu sprechen; da ich aber weiß, daß Herr von Schlegel über diesen Punkt reden wird, so will ich mir gern ein freiwilliges Stillschweigen über diese Materie auflegen, die es wohl verdient, von seiner überlegenen Hand behandelt zu werden. Ich will also bloß berichten, daß nach Herrn Bopps Ansicht die charakteristischen Buchstaben der Personalendungen eigentlich angehängte Pronomina sind, und daß der Ursprung vieler Tempora in dem einverleibten Verbum substantivum (*as*) gesucht wird. Dieses Wort spielt überhaupt in dem vorliegenden Buche die Rolle des alten Überall-und-nirgends und verwandelt sich auf proteische Weise in die verschiedensten Gestalten. Obwohl nun die Zubereitungen, unter welchen Herr Bopp das Wörtlein *as* auftischt, mir selten besonders schmackhaft vorkommen, so will ich ihm doch aus Dankbarkeit für seine sonstigen verdienstvollen Bestrebungen eine ihm unbekannte Form dieses Verbums nachweisen, mit welcher ich zwar nicht viel anzufangen wüßte, ohne deshalb behaupten zu wollen, daß sie nicht von andern zu den unerwartetsten Ableitungen benutzt werden könnte. Diese Form ist *ās* (für *āst*), die dritte Person Sing. des Imperf. Act. (Panini VII, 3, 97). Die Kürze der Form macht sie zu Ableitungen sehr geschickt, wie für Wortvergleichen keine Wörter so brauchbar sind, als die kurzen chinesischen, weil man bloß einen Vokal nicht zu berücksichtigen und einen Konsonanten in einen andern zu verwandeln braucht, um nach Belieben Finnisch, Koptisch und Irokesisch daraus zu machen. Den Gipfel der Agglutinationstheorie erreichen wir aber in der Ableitung des einfachen Augments vom *a privativum*. Unter allen wunderlichen Eigenschaften, womit man die urweltlichen Menschen begabt, ist diese Logik die merkwürdigste, daß sie, statt zu sagen: ich sah, gesagt haben: ich sehe nicht. Auf die Pädagogik angewandt,

würde diese Verfahrensart so ausgedrückt werden müssen: 'Fange die Erziehung deiner Kinder damit an, ihnen den Kopf abzuschlagen. Ein Verbum wird erst um seine Bedeutung gebracht, um alsdann eine neue Form daraus bilden zu können.'

Diese Lassensche Rezension erregte bei Bopps Freunden große Entrüstung, aber sie hatte keine nachhaltige Wirkung, weil sie es an positiven Aufstellungen fehlen ließ, welche Bopps Agglutinationstheorie hätten ersetzen können. Auch später ist diese Lücke weder von A. W. v. Schlegel noch von einem seiner Anhänger öffentlich ausgefüllt worden. So geriet die Schlegelsche Opposition allmählich in Vergessenheit, Bopps Theorien behaupteten ungestört das Feld. Erst in Westphals grammatischen Arbeiten hat die Schlegelsche Ansicht eine Art von Nachblüte erlebt. Auf sie wird weiter unter (S. 129) hingewiesen werden.

Viertes Kapitel.

Von Bopp bis Schleicher und Curtius.

Die ungeheure Wichtigkeit der von Bopp und Grimm begonnenen Forschungen konnte den Zeitgenossen nicht verborgen bleiben, denn in der Tat kann man — wie Corssen sich später einmal ausdrückte — ebensogut dem Sonnenlicht seine Anerkennung versagen, wie den Hauptresultaten der vergleichenden Sprachforschung. Aber die Konsequenzen, namentlich soweit die Umgestaltung der klassischen Studien in Frage kam, wurden doch nur langsam gezogen. Ausgezeichnete Forscher wie Buttmann arbeiteten auf ihrem Grundstück weiter, ohne über den Zaun zum Nachbar zu blicken, der eben eine neue und bessere Methode zur Bewirtschaftung erfunden hatte, und Pädagogen, die sich zu Wächtern der bestehenden Ordnung berufen fühlten, klagten über die Jünglinge, welche alles bisher für wahr Gehaltene umzugestalten sich unterfingen, aus deren Arbeiten aber für die griechische und lateinische Grammatik schließlich doch nichts anderes herauspringe, als der 'ewige Lokativus' (Allgemeine Schulzeitung, Juli 1833). Alle diese aus Bequemlichkeit oder Vorurteil Zurückbleibenden hatten einen schweren Stand gegenüber den stürmischen Angriffen des Mannes, der nach übereinstimmendem Urteil als einer der hervorragendsten von Bopps Nachfolgern bezeichnet wird, August Friedrich Pott (1802—1887), durch dessen großes Werk: 'Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der Indogermanischen Sprachen mit besonderem Bezug auf die Lautumwandlung im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen und Gothischen', Lemgo 1833 bis 1836, die wissenschaftliche Lautlehre begründet worden ist.

Pott erkannte, daß nach den Arbeiten von Bopp und Grimm nunmehr in der Lautlehre ein sicherer Schlüssel zur Etymologie

gefunden werden müsse (s. die interessante Stelle Etym. Forsch. 2, 349), und die kompetenten Richter haben geurteilt, daß Pott zu der Lösung dieser Aufgabe (soweit bei Aufgaben, die der Natur der Sache nach endlos sind, von einer Lösung geredet werden kann) in hervorragendem Maße befähigt war. Er zeigte sich, wie Renan es ausgedrückt hat, als un esprit à la fois sévère et hardi, ebenso reich mit kombinatorischer Phantasie, wie mit kontrollierendem Urteil ausgestattet. Ihm wird nicht nur eine sehr große Anzahl der für richtig geltenden Etymologien verdankt, sondern auch die ersten Lautvergleichungstabellen, die sich auf den ganzen Umfang der verglichenen Sprachen erstrecken. Die Zukunft wird, wie ich glaube, mit uns urteilen, daß Pott bisweilen, von seiner Phantasie verleitet, sich gewaltsame Annahmen gestattet hat (so namentlich in bezug auf die Zerlegung von Wurzeln, ein Punkt, in dem ihn Curtius siegreich bekämpft hat), aber daß, im großen und ganzen gesprochen, er mehr als ein anderer Mann zur Begründung einer soliden Lautlehre beigetragen hat, und wird infolgedessen Potts Etymologische Forschungen zu den Grundwerken der vergleichenden Grammatik rechnen, denen neben den Arbeiten von Bopp und Grimm der nächste Platz gebührt. Was die Frage der Entstehung der Flexionsformen betrifft, so schließt Pott sich an Bopp an, indem er urteilt, Bopp habe die Flexion so durchsichtig und klar gemacht, daß man, einige noch ungelöste kleinere Schwierigkeiten abgerechnet, deren Natur und Wesen hinreichend etymologisch begreife und erkenne (2, 364). Er findet also ebenso wie Bopp in der Flexion das Prinzip der Zusammensetzung hauptsächlich wirksam, ohne indessen daneben die symbolische Erklärung gänzlich zu verwerfen. 'Die Sprachbezeichnung' — so drückt er sich aus — 'ist entweder symbolisch oder kyriologisch. In der Deklination ist die Motion und Geschlechtsbezeichnung häufig symbolisch, die Kasualisation und Numeralisation dagegen meistens kyriologisch' (2, 261). Die Flexionsendungen des Verbums faßt er im wesentlichen ebenso wie Bopp auf, doch verdient bemerkt zu werden, daß er das *n* in der dritten Pluralis auf *nti* nicht wie dieser symbolisch erklärt wissen will, sondern als einen Pronominalstamm ansieht (was später auch Schleicher tat) und daß er das Suffix der ersten Pluralis als entstanden aus 'ich' und 'du' deutete.

Nicht geringer als Pott an Begabung und Einfluß war Theodor Benfey (1809—1881), seit 1834 akademischer Lehrer an der Universität Göttingen (an der er freilich unglaublich

langsam vorrückte, vgl. Bezenberger in BB. 8, 234 ff.). Er entfaltete namentlich nach der Seite der Sprachvergleichung, des Sanskrit und der Märchenkunde hin eine äußerst fruchtbare literarische Tätigkeit. Sein erstes sprachvergleichendes Werk, das griechische Wurzellexikon, Berlin 1839, zeigte neben einem erstaunlichen Stoffreichtum eine zügellose kombinatorische Phantasie, so daß es zwar anregend, aber nicht schulend auf die Zeitgenossen wirken konnte. Unter seinen Werken zur Sanskritphilologie bezeichnet die Ausgabe des Samaveda 1848 einen außerordentlichen Fortschritt. Text und Übersetzung leisteten alles, was damals irgend möglich war, und das Glossar bot den Sprachvergleichern zum erstenmal zuverlässiges Material aus der vedischen Sprache zu bequemer Benutzung dar, und hat auf das etymologische Studium den heilsamsten Einfluß ausgeübt. Seine Grammatiken, von denen die 1852 erschienene größere ein Werk mühsamsten Fleißes ist, sind jetzt überholt, seit man angefangen hat, das Material aus der Sprache selbst, nicht mehr vorwiegend die Lehren der einheimischen Grammatiker zu verarbeiten. An der Ausarbeitung einer aus den Texten geschöpften Grammatik der vedischen Sprache, zu der er umfassende Vorarbeiten gemacht hatte, hat ihn der Tod verhindert. Der Märchenforschung hat er durch seine Übersetzung des Panchatantra 1859 den kräftigsten Anstoß gegeben. Endlich sei noch seine Geschichte der Sprachwissenschaft 1869 erwähnt, in welcher eine ungeheure Literatur, freilich nicht immer gleichmäßig, bewältigt ist. In diesen Werken, welche zum Teil, wie Max Müller sich ausdrückt, Meilensteine auf dem Wege der Wissenschaft darstellen, ist aber Benfey's Tätigkeit noch lange nicht in ihrer Vollständigkeit zur Anschauung gebracht. Es wären noch mancherlei Aufsätze zu erwähnen, in welchen selbständige Theorien, z. B. über die Bildung der Suffixe, dargelegt werden. Sodann darf nicht unerwähnt bleiben, daß Benfey mit einer Fülle von Rezensionen (Bezenberger in dem oben angeführten Aufsätze gibt ihre Zahl auf 250 an) die Wissenschaft auf ihrem Gange begleitet hat. Zieht man die Summe dieses Daseins voll unermüdlicher Arbeit, so darf man wohl sagen, daß Benfey unter den Vertretern der Sprachwissenschaft einer der selbständigsten, vielseitigsten und anregendsten gewesen ist. Vielleicht darf an dieser Stelle auch ein jüngerer Zeitgenosse der Genannten, nämlich der berühmte Max Müller (1823—1900) erwähnt werden, der in seinem Adoptivvaterland England zu so hohen Ehren gelangt ist. Max Müllers solide wissenschaftliche Verdienste liegen auf dem Ge-

biete des Sanskrit, wo er sich durch seine große Ausgabe des Rigveda (1849—75), seine History of ancient sanskrit literature 1860 und zahlreiche kleinere Arbeiten ein dauerndes Denkmal gestiftet hat. Seine Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache (zuerst in englischem Gewand, London 1861) haben mehr als irgendein anderes Buch dazu beigetragen, der Sprachforschung in weiten Kreisen Beachtung und Ansehen zu verschaffen. Auch seine Arbeiten über vergleichende Mythologie und Religionswissenschaft haben anregend gewirkt. Aber der Einfluß dieser Arbeiten auf die Forscher war nicht dauernd, weil diese im allgemeinen den Eindruck empfangen mußten, daß der Sinn des Verfassers zu sehr auf das Gewinnende und Blendende gerichtet sei. Eine scharf urteilende, aber gerechte Würdigung Max Müllers bietet Whitney, Max Müller and the science of language, Newyork 1892.

Will man nun die Fülle der Wirkungen überschauen, die von den genannten und andern hervorragenden Männern ausgegangen sind, so ist es nicht immer möglich, in der bisherigen Weise ein Lebensbild an das andere zu reihen, es erscheint vielmehr rätlich, einige zusammenfassende Worte über Strömungen und Richtungen der Zeit einzufügen. In dieser Hinsicht nun wäre zu bemerken, daß in der Zeit, die uns jetzt beschäftigt, naturgemäß durch die fortgesetzten Studien eine sehr bedeutende Erweiterung und Vertiefung unserer Kenntnisse eingetreten ist. Vielleicht war keine Erweiterung für die Sprachwissenschaft folgenreicher, als die auf dem indischen Gebiet vollzogene. Die Aufschließung der indischen Literatur ist in der Art erfolgt, daß uns zuerst das indische Mittelalter entgegentrat, hinter dem dann erst später, als etwa von dem Jahre 1840 an die vedischen Studien aufzublühen anfangen, das indische Altertum emportauchte. Durch die Arbeiten von Rosen, Roth, Benfey, Westergaard, Müller, Kuhn, Aufrecht u. a. wurde in verhältnismäßig kurzer Zeit eine Fülle neuen und zuverlässigen Stoffes den Etymologen zugeführt, die bis dahin mit indischen lexikalischen Hilfsmitteln nur verhältnismäßig schlecht versehen waren. Das Lexikon von Wilson (über welches neben dem Artikel Schlegels in der Indischen Bibliothek 1, 295 ff. das Vorwort von Böttlingk und Roth zu dem ersten Bande ihres Wörterbuchs nachzulesen ist) war alles eher als ein historisch angeordnetes Lexikon, und die indischen Wurzelverzeichnisse sind ein Hilfsmittel, das eigentümliche Gefahren in sich birgt. Viele ihrer Wurzeln sind aus der Literatur nicht zu belegen, und man

kann daher nicht wissen, ob sie in der Tat wirklich vorkommen, den Verben des Sanskrit oder anderer Dialekte entsprechen, oder ob sie nur zu etymologischen Zwecken, und dann vielleicht falsch, aufgestellt worden sind. Und ferner ist die Methode der Bedeutungsangabe bei den indischen Gelehrten in vielen Fällen eine andere als bei uns, weshalb denn auch Westergaard, der kritische Herausgeber der *radices linguae sanscritae*, Bonn 1841, warnend bemerkte: 'Ceterum puto cavendum esse, ne illa grammaticorum de potestate radicum decreta nimis urgeantur, nam illis nihil vagius, nihil magis dubium et ambiguum esse potest; sic, ut unum modo exemplum afferam, *vocula*, quae *gatau* est, unumquemque motum ut eundi, currendi, volandi etc. indicat, quin etiam exprimit mutationem, quam subit lac coagulando, et nescio quam multas alias.' Doch wurde trotzdem mit unbelegten oder falsch gedeuteten Sanskritwurzeln viel Unfug getrieben. Gänzlich ausgerottet ist er erst durch das 1855 begonnene Sanskritwörterbuch von Otto Böhtlingk (1815—1904) und Rudolf Roth (1821—1895), ein unvergleichliches Meisterwerk historischer Verarbeitung eines ungeheuern Sprachschatzes, welches auf dem Gebiete der Sprachvergleichung beinahe ebenso Epoche gemacht hat wie auf dem der Sanskritphilologie, indem es mehr als ein anderes Werk dahin wirkte, die Vergleichung von den Wurzeln ab und auf die Wörter hinzulenken.

Neben dem Sanskrit hat namentlich das Slavische und Keltische Bearbeitung gefunden. Und zwar ist auf dem slavischen Gebiet nach Wuk Steph. Karadschitsch (Karadžić) Dobrowsky und Kopitar vor allem andern Franz Miklosich zu nennen, dessen unermüdliche Arbeitskraft das weite Reich des Slavischen auch für die nichtslavischen Forscher erobert hat, auf dem Gebiete des Keltischen (von dem Pott *Etym. Forsch.* 2, 478 noch annahm, daß es einem andern als dem indogermanischen Stamm angehöre, sich aber in vorhistorischer Zeit mit ihm vermischt habe), einer der größten Gelehrten aller Zeiten Johann Kaspar Zeuss, dessen *Grammatica celtica* (zuerst erschienen 1853) nach des Verfassers 1856 erfolgtem Tode in Hermann Ebel einen würdigen Bearbeiter gefunden hat (Berlin 1871). Doch darf man, so hoch auch diese Leistungen anzuschlagen sind, wohl behaupten, daß in der Zeit, die uns hier beschäftigt, das Sanskrit, die klassischen Sprachen und das Germanische stets sozusagen die leitende Stellung eingenommen haben.

Außer der Erweiterung der Kenntnisse erscheint das Ver-

hältnis zu den Lautgesetzen charakteristisch. Was ich meine, wird gut verdeutlicht durch eine Stelle aus Curtius' Bemerkungen über die Tragweite der Lautgesetze (Berichte der phil.-histor. Klasse der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften 1870), welche so lautet: 'Nach den ersten kühnen Anläufen der Begründer unserer Wissenschaft erkannte sich seit den vierziger Jahren ein jüngeres Geschlecht an der Lösung: Strengste Beobachtung der Lautgesetze. Der Mißbrauch, welcher selbst von verdienten Forschern mit der Annahme von Schwächungen, Entartungen, Abwerfungen usw. getrieben worden war, hatte ein wohlbegründetes Mißtrauen hervorgerufen, das zu größerer Schärfe und Zurückhaltung in dieser Beziehung führen mußte. Die Folgen der in diesem Sinne strengeren Richtung sind, das darf man wohl sagen, wohlthätig gewesen. Genauere Beobachtung der Lautübergänge und ihrer Anlässe, sorgfältigere Sonderung der einzelnen Sprachen, Sprachperioden und Sprachvarietäten von einander, bestimmtere Einsicht in die Entstehung vieler Laute und Lautgruppen wurden erreicht. Wir sehen in dieser Hinsicht bedeutend weiter und klarer als vor zwanzig Jahren, was sich am deutlichsten daran ermessen läßt, daß manche früher ausgesprochene luftige Behauptung selbst von denen als unmöglich erkannt ist, die sie zuerst aufgestellt haben.'

Als besonders wichtig muß endlich das Bestreben, die einzelnen Sprachen strenger voneinander zu sondern, hervorgehoben werden. Bopp machte sich kein Gewissen daraus, einen im Lateinischen behaupteten Lautwechsel durch einen Hinweis auf das Armenische zu begründen. Diese Freiheit sollte von nun an nicht mehr gestattet sein. Jede einzelne Sprache sollte nach ihren Eigentümlichkeiten erkannt werden.

Diese letztere Bemerkung führt uns hinüber zu der Darstellung zweier Männer, die als der Abschluß und Höhepunkt einer gewissen Epoche der Sprachwissenschaft angesehen werden können, nämlich August Schleicher und Georg Curtius.

August Schleicher, geb. 1823, studierte in Bonn und habilitierte sich an derselben Universität ein Jahr nach A. W. Schlegels Tode. Er trieb übrigens damals nicht bloß seine Spezialstudien, sondern versenkte sich auch in die Hegelsche Philosophie, die ihn für sich gewann. Von Bonn ging er 1850 nach Prag, wo er mit Georg Curtius zusammentraf, und von da 1857 nach Jena. Hier entfaltete er bis zu seinem schon 1868 erfolgten Tode seine reichste Wirksamkeit. Seinen ersten

Arbeiten merkt man die philosophische Atmosphäre noch deutlich an, insofern sie nicht sowohl eingehende Detailuntersuchungen als vielmehr eine systematische Übersicht über ein weites Gebiet bezwecken. Denn seine 'Sprachvergleichenden Untersuchungen' verfolgen in ihrem ersten Teile gewisse Einwirkungen des Jot (den sogenannten Zetazismus) durch möglichst viele Sprachen und geben im zweiten Teil (die Sprachen Europas) den Abriss eines Systems der Linguistik. Ganz ähnlichen Charakter trägt auch eine weit spätere Arbeit: Die Unterscheidung von Nomen und Verbum in ihrer lautlichen Form (Abh. der Sächs. Ges. der Wiss. Leipzig 1865). Indessen begann Schleicher schon früh, neben diesen allgemeinen Studien ein Spezialgebiet, das der lituslavischen Sprachen, anzubauen. Seine Formenlehre der kirchenslavischen Sprache 1852 förderte zwei Gebiete gleichmäßig, indem sie den altertümlichsten der slavischen Dialekte unter sprachvergleichende Gesichtspunkte stellte. Ganz neuen Stoff aber hat er der Wissenschaft durch seine litauischen Studien zugänglich gemacht, indem er die litauischen Formen an Ort und Stelle wie ein Botaniker sammelte und in dem Herbarium seiner Grammatik für alle Zeiten aufbewahrte. Durch die Pflichten des akademischen Berufs ward er veranlaßt, auch den übrigen indogermanischen Sprachen seine stetige Aufmerksamkeit zu widmen, und war somit in der denkbar vielseitigsten Weise auf das Hauptwerk seines Lebens vorbereitet, das Kompendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen (Weimar 1861), welches, da ein früher Tod ihn von weiteren großen Plänen abrief, uns zugleich als die Krönung seiner ganzen Wirksamkeit gelten muß.

Schleichers Kompendium steht als der Abschluß einer Periode in der Geschichte der Sprachwissenschaft den einleitenden Arbeiten Bopps gegenüber. Darum ist denn auch der Totaleindruck, den die Vergleichende Grammatik einerseits und das Kompendium andererseits hervorbringen, so außerordentlich verschieden. Bopp mußte die wesentliche Gleichheit der indogermanischen Sprachen beweisen, Schleicher setzte sie als bewiesen voraus; Bopp erobert, Schleicher organisiert. Bopp wendete seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf dasjenige, was allen indogermanischen Sprachen gemeinsam ist, für Schleicher ergab sich die Aufgabe, die einzelnen indogermanischen Sprachen auf dem gemeinsamen Hintergrunde hervortreten zu lassen. Deshalb ist die Vergleichende Grammatik eine zusammenhängende Schilderung, während das Kompendium ohne große Mühe in eine Anzahl von Einzelgramma-

tiken auseinandergenommen werden könnte. Der Verfasser der Grammatik gibt der Darstellung des Einzelnen überwiegend die Form der Untersuchung, die er mit großer natürlicher Anmut handhabt, das Kompendium dagegen bewegt sich fast nur in dem knappen und gleichförmigen Stil der Behauptung. Das ältere Werk läßt sich mit der Darstellung eines interessanten Prozesses vergleichen, das jüngere mit den Paragraphen einer Gesetzsammlung.

Weniger stark tritt die Verschiedenheit hervor, wenn man die in den beiden Büchern niedergelegten Theorien miteinander vergleicht. Was zunächst die allgemeinen Ansichten über das Wesen der Sprache betrifft, so fanden wir bei Bopp, zum mindesten in der Ausdrucksweise, naturwissenschaftliche Färbung. Schleicher geht darin sehr viel weiter, indem er das Folgende lehrt: Die Grammatik ist die Lehre vom Leben der Sprache, wozu anzumerken ist, daß die Sprachen leben wie alle Naturorganismen, sie handeln aber nicht, wie der Mensch, und haben also auch keine Geschichte, sofern wir dieses Wort in seinem engeren und eigentlichen Sinne fassen. Das Leben der Sprache zerfällt in zwei Hauptabschnitte, nämlich die Entwicklung der Sprache in der vorhistorischen Periode und den Verfall in Laut und Form innerhalb der historischen Periode. Von der ersteren heißt es: 'Mit dem Menschen entwickelte sich die Sprache, d. h. der lautliche Ausdruck des Denkens. Auch die einfachste Sprache ist das Ergebnis eines allmählichen Werdens. Alle höheren Sprachformen sind aus einfacheren hervorgegangen, die zusammenfügende Sprachform aus der isolierenden, die flektierende aus der zusammenfügenden.' In bezug auf die zweite aber sagt er u. a.: 'Die Gesetze zu ermitteln, nach denen sich die Sprachen im Lauf ihres Lebens verändern, ist eine der Hauptaufgaben der Glottik; denn ohne eine Kenntnis derselben ist kein Verständnis der Formen der vorliegenden Sprachen, besonders der jetzt noch lebenden, möglich'. Die Methode der Glottik ist die naturwissenschaftliche. Diese Ansichten, deren Zusammenhang mit Humboldt und Bopp von selbst einleuchtet, verdanken ihre eigentümliche Fassung Schleichers philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien, und zwar hat die Philosophie (wie Streitberg *JF.* 7, 360ff. gezeigt hat) einen stärkeren Anteil, als ich in den bisherigen Auflagen dieser Schrift angenommen hatte. Die Entstehung der Flexionsformen denkt sich Schleicher wesentlich so wie Bopp. Wie dieser betrachtet er Wurzeln, deren unverbrüchliches Gesetz die

Einsilbigkeit ist, als die konstituierenden Elemente des Indogermanischen. Wie dieser unterscheidet er zwei Klassen der Wurzeln (hält es aber, abweichend von Bopp, für wahrscheinlich, daß die sogenannten pronominalen Wurzeln aus den andern hervorgegangen seien). Wie dieser sieht er in den Stamm- und Formbildungssuffixen angefügte Pronomina. Nur im einzelnen weicht er ab. So hat er in der Erklärung der Medialendungen, bei der Bopp schwankte, sich mit Entschiedenheit für die Theorie der Zusammensetzung ausgesprochen, die er bis ins einzelste ausführte. In der Auffassung der Pluralendungen des Aktivs hat er sich Pott angeschlossen; das Element des Optativs findet er nicht in der Wurzel \bar{i} oder i , sondern in der Pronominalwurzel ja (ohne sich freilich darüber auszusprechen, wie sich wohl unter dieser Annahme die Bedeutung des Optativs erklärt); in dem Konjunktiv, den Bopp noch nicht mit Sicherheit als besonderen Modus aufgefaßt hatte, sah er die Pronominalwurzel a .

Eine sehr erhebliche Verschiedenheit freilich scheint in der Bestimmung des Begriffes der Flexion obzuwalten, die Schleicher Komp. § 2 so definiert: 'Im Vokalismus beruht das Wesen der Flexion'. Diese zunächst sehr auffällig klingenden Worte sind folgendermaßen zu verstehen: Schleicher erkennt zwei Klassen von Sprachen an, in denen die Formen durch Zusammensetzung entstehen, die agglutinierenden und die flektierenden. Das Eigentümliche der letzteren findet er darin, daß sie den Wurzelvokal zum Zwecke des Beziehungsausdrucks verändern können, so sei z. B. $\epsilon\bar{i}\mu$ aus ι und μ zusammengesetzt und ι zum Zweck des Beziehungsausdrucks in $\epsilon\bar{i}$ verändert. Die flektierenden Sprachen haben also das Prinzip der Zusammensetzung und außerdem die Fähigkeit, den Wurzelvokal in der angegebenen Weise zu verändern, in die Definition aber hat Schleicher nur diese letztere unterscheidende Eigenschaft aufgenommen. Man sieht leicht, daß in dieser Fassung der Definition sich ein Rest der Schlegelschen Auffassung der Flexion verbirgt, der Schleicher wohl anfänglich näher stand, aber der Rest ist seiner Bedeutung nach so geringfügig, daß man trotzdem Schleicher mit Recht als Anhänger der Boppschen Agglutinationstheorie bezeichnen kann.

Auch darin stimmt Schleicher Bopp bei, daß er die Fähigkeit, durch Agglutination neue Bildungen zu schaffen, nicht auf die Urzeit beschränkte, sondern Zusammensetzungen nach dem Prinzip der Ursprache auch in den Einzelsprachen (z. B. bei dem lateinischen Perfektum) gelten ließ.

Am größten ist die Verschiedenheit in der Lautlehre. Wie stattlich erscheint die Schleichersche Lautlehre, welche die Hälfte des ganzen Kompendiums umfaßt, gegenüber dem ziemlich dürftigen und ungleichmäßig gearbeiteten Kapitel bei Bopp, welches den Titel Schrift- und Lautsystem trägt! War es doch die Aufgabe Schleichers, die ganze Fülle von Detailuntersuchungen, welche nach Bopp von Pott, Benfey, Kuhn, Curtius, ihm selbst u. a. unternommen worden waren, kritisch zu sichten und zu verwerten. In der Behandlung zeigen sich die schon oben skizzierten Fortschritte. Den Verschiedenheiten der einzelnen Sprachen ist Rechnung getragen, alle verwandten Fälle sind sorgfältig zusammengestellt, und an dem Gewonnenen wird die Wahrscheinlichkeit des einzelnen Falles ermessens. So hat Schleicher eine große Reihe von sorgfältig erwogenen und gut begründeten Lautgesetzen aufgestellt, die jedem Sprachforscher als Richtschnur zu dienen bestimmt waren, und unstreitig hat er sich durch dieses Geschäft des Sichtens und Ordnen ein außerordentlich großes Verdienst erworben.

Dieses Verdienst wird auch durch die Überlegung nicht herabgesetzt, daß alle solche Gesetze nur einen provisorischen Wert haben können. Denn da einleuchtende Etymologien das Material sind, aus dem die Lautgesetze gezogen werden, und dieses Material sich immer vermehren und verändern kann, so können auch immer neue Lautgesetze erkannt oder alte umgestaltet werden. Schleicher selber freilich hat diesen Gedanken, dessen Richtigkeit uns die Erfahrung hinreichend bestätigt hat — denn wieviel Neues ist nicht allein von Fick gefunden worden! —, nicht hinreichend gewürdigt. Es hing das, wie es scheint, damit zusammen, daß er selbst in seinem systematisierenden Geiste jene kombinatorische Phantasie nicht spürte, welche zur Entdeckung neuer Etymologien notwendig ist, und deshalb den Wert des Etymologisierens überhaupt zu gering veranschlagte.

In neuerer Zeit ist wiederholt die Frage erörtert worden, wie sich Schleicher prinzipiell zu den Lautgesetzen gestellt habe. Nahm er mit seinen Vorgängern an, daß sie Ausnahmen zuließen, oder schrieb er ihnen ausnahmslose Geltung zu? (Vgl. J. Schmidt KZ. 28, 303 ff., 32, 419). Nach seiner Gesamtaufassung von dem Wesen der Sprache mußte man erwarten, daß er sich für den zweiten Teil der Alternative entschieden hätte. Denn wer die Sprache für ein Naturwesen erklärt, muß wohl ihren Veränderungen Gesetzmäßigkeit zuschreiben. Indes gibt

es bei ihm Stellen, aus denen hervorzugehen scheint, daß er anders gedacht habe. So sagt er Kompendium § 703 (1866) bei der Verteidigung der Boppschen Ansicht, daß das *r* des Mediopassivums auf *s* zurückgehe: 'Dies (nämlich der Übergang von *s* in *r*) fand auch in den Sprachen statt, welchen sonst der Lautübergang von *s* zu *r* fremd ist', wodurch also mit Bewußtsein für eine einzelne Formation ein Extralautwandel angenommen wird, der den sonst in den betreffenden Sprachen geltenden Gesetzen widerspricht'. Im Gegensatz dazu steht folgende Äußerung vom Jahre 1860, auf welche A. Johansson aufmerksam gemacht hat: 'An dem Mangel ausnahmslos durchgreifender Lautgesetze bemerkt man recht klar, daß unsere Schriftsprache keine im Munde des Volkes lebendige Mundart, keine ungestörte Weiterentwicklung der älteren Sprachform ist. Unsere Volksmundarten pflegen sich als sprachlich höher stehende, regelfestere Organismen der wissenschaftlichen Betrachtung darzustellen als die Schriftsprache' (Deutsche Sprache¹, 170). Aus dieser Stelle folgt mit Sicherheit, daß Schleicher ausnahmslos wirkende Lautgesetze forderte, aber daß er keine andern Gesetze, als ausnahmslos wirkende, anerkannte, ist damit nicht gesagt. Die Stelle läßt auch die Auffassung zu, daß Schleicher mit Bopp (vgl. oben S. 21) auf dem Standpunkt stand, es gebe in den Sprachen 'zwei Arten von euphonischen Veränderungen, von denen die eine, zum allgemeinen Gesetz erhoben, bei jeder gleichen Veranlassung in gleicher Gestalt zum Vorschein kommt, während andere, nicht zum Gesetz geworden, nur gelegentlich hervortreten'. Ich kann danach aus Schleichers Werken keine deutliche Vorstellung davon gewinnen, inwieweit er in der genannten Richtung die Konsequenzen aus seinem System gezogen hatte. So wäre man denn, wenn man die Frage zum Austrag bringen will, auf die Angaben derjenigen angewiesen, welche das Glück gehabt haben, Schleichers mündlichen Unterricht zu genießen. Zu ihnen gehört J. Schmidt, der sich so äußert: 'Schleicher zuerst lehrte, daß alle Umgestaltungen, welche die indogermanischen Worte von der Urzeit bis auf den heutigen Tag erlitten haben, durch zwei Faktoren verursacht seien, ausnahmslos wirkende Lautgesetze und sie durchkreuzende falsche Analogien, welche sich auch schon in älteren Sprachperioden geltend machten'. Ist das nun so, so ist jedenfalls festzuhalten, daß Schleicher den Satz von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze nicht in die große Bewegung geworfen hat. Es war einer

späteren Zeit vorbehalten, sich seiner bewußt zu werden und ihn als Leitstern für die wissenschaftliche Arbeit zu proklamieren.

Es bleibt nun noch ein Punkt von großer Wichtigkeit übrig, nämlich Schleichers Verhältnis zu der indogermanischen Ursprache. Schon Jones hatte, wie wir oben gesehen haben, treffend bemerkt, daß die Einzelsprachen, welche wir jetzt indogermanisch nennen, aus einer Quelle abzuleiten seien, welche vielleicht nicht mehr vorhanden sei. Bei den deutschen Forschern aber war dieser Gedanke wieder mehr in den Hintergrund getreten. Wir fanden z. B. bei Humboldt und Bopp die Behauptung, daß der Aorist im Sanskrit und im Griechischen mit *s* gebildet sei, während sie richtiger hätten sagen müssen, daß er in der Ursprache geschaffen und von dieser als fertige Form in das Sanskrit und Griechische übergegangen sei. Bei Schleicher nun finden wir diese Unklarheit gänzlich beseitigt. Überall sucht er zu entscheiden, ob eine Form in der Ursprache oder in einer Einzelsprache entstanden, und ob ein Laut, wenn er an einer bestimmten Wortstelle aus der Urzeit stammt, noch seine ursprachliche Beschaffenheit oder eine veränderte habe. Er legt sich stets die Frage vor, wie eine Form oder ein Laut in der Ursprache ausgesehen habe, und kommt also notwendig zu einer Rekonstruktion dieser Ursprache. Die älteste entscheidende Äußerung steht in der Vorrede zu seiner Formenlehre der kirchenslavischen Sprache und lautet so: 'Bei dem Vergleichen von Sprachformen zweier verwandten Sprachen suche ich vor allem die verglichenen Formen auf ihre mutmaßliche Grundform, d. i. die Gestalt, die sie abgesehen von den späteren Lautgesetzen haben müssen, zurückzuführen oder doch überhaupt auf eine gleiche Stufe der Lautverhältnisse zu bringen. Da uns auch die ältesten Sprachen unseres Stammes, selbst das Sanskrit, nicht in ihrer ältesten lautlichen Gestaltung vorliegen, da ferner die verschiedenen Sprachen in sehr verschiedenen Altersstufen bekannt sind, so muß diese Altersverschiedenheit nach Tunlichkeit erst aufgehoben werden, ehe verglichen werden kann; die gegebenen Größen müssen erst auf einen gemeinsamen Ausdruck gebracht werden, ehe sie zu einer Gleichung angesetzt werden können, sei dieser gleiche Ausdruck der zu erschließende älteste beider zusammengestellten Sprachen oder die Lautform der einen derselben.' Hiernach kann also beim Vergleichen zweier Sprachen entweder die Form einer Sprache auf die andere reduziert werden (z. B. slav. *pekašta* auf ein ai* *pacantyasya*.),

oder es können beide Formen auf eine gemeinsame Urform gebracht werden. Die erstere Methode ist in der Praxis bei Schleicher, soviel ich sehe, kaum zur Anwendung gekommen, dagegen die zweite enthält die Vorschrift für die Bildung indogermanischer Grundformen, wenn man statt Vergleichung zweier Sprachen die Worte Vergleichung aller indogermanischen Sprachen einsetzt. Man ziehe bei einer in allen Sprachen vorkommenden Form dasjenige ab, was der Spezialentwicklung der Einzelsprachen angehört, und was dann übrigbleibt, ist die Urform. Alle diese Formen zusammen bilden die indogermanische Sprache, oder wenn man diesen Satz in historischer Fassung ausdrücken will: Die Ursprache ist die Sprache, welche unmittelbar vor der ersten Trennung des indogermanischen Volkes gesprochen wurde. Freilich hat Schleicher sich mit diesem einfachen und deutlichen Begriff der Ursprache nicht immer begnügt, denn er schreibt ihr häufig eine Eigenschaft zu, welche aus der bisher gegebenen Begriffsbestimmung nicht abgeleitet werden kann, die Eigenschaft völliger Ursprünglichkeit und Unversehrtheit. Diese Ansicht hängt, wie Streitberg a. a. O. richtig bemerkt, mit der öfter erwähnten Zweiteilung des Sprachlebens zusammen, wonach die Sprache in der vorhistorischen Periode sich ausbilden, in der historischen aber in Verfall geraten soll.

Auf eine Kritik dieser Ansichten einzugehen, wird sich später Gelegenheit finden. An dieser Stelle führt uns die Aufgabe des Erzählers weiter zu Curtius. Georg Curtius 1820—1885, der ältere Bruder von Ernst, war zum klassischen Philologen bestimmt, ward aber schon während seiner Studienzeit von Humboldt und Bopp lebhaft ergriffen, und schon früh wurde ihm seine Lebensaufgabe klar, die Sprachvergleichung für die klassischen Sprachen und insbesondere für das Griechische nutzbar zu machen. Diesem Ziele strebten schon mehrere kleinere Arbeiten der früheren Zeit zu, mit dem größten Erfolg aber sein Hauptwerk, die Grundzüge der griechischen Etymologie, welches in fünf Auflagen erschienen ist. Es war die Aufgabe dieses Werks, den sicheren Gewinn, welchen die Sprachvergleichung der griechischen Etymologie gebracht hat, zu verzeichnen, und diese Aufgabe ist — um mit Ascoli zu reden — mit jener Meisterschaft in positiver, schaffender Kritik gelöst worden, welche den Verfasser auszeichnete. Curtius war kein Etymologe, aber indem er das von andern Aufgestellte sammelte und ordnete, mit Geschmack das Sichere vom Unsicheren schied, feste Normen

für die Lautübergänge zu gewinnen und der Bedeutung ihr Recht zu wahren suchte, hat er sich um die Etymologie hohe Verdienste erworben, und da er stets das Bestreben hatte, das Einzelne unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen, so hat er auch die Theorie der sprachvergleichenden Wissenschaft wesentlich gefördert. Nächste den Grundzügen ist sein umfangreichstes Werk das *Verbum der griechischen Sprache* (1873—1876), in dem aber, wie mir scheint, ein Nachlassen der gestaltenden Kraft zu spüren ist. Über Curtius' Stellung zu den Lautgesetzen ist oben S. 87 bereits gesprochen und wird im siebenten Kapitel ausführlicher behandelt werden. Hier sei noch erwähnt, daß er in der Auffassung der Flexion durchaus auf Bopps Standpunkt stand, dessen Ansichten er weiterzubilden suchte, indem er es unternahm, innerhalb der Ursprache die historischen Schichten zu unterscheiden, ein Bestreben, dem wir jetzt freilich mit der äußersten Skepsis gegenüberstehen. Indessen mit der Schriftstellerei war Curtius' Arbeit nicht erschöpft. Ebenso einflußreich wie als Schriftsteller ist er als akademischer Lehrer geworden. Tausende seiner Zuhörer haben Begeisterung für sprachliche Studien mit ins Lehramt genommen, und nicht wenige sind zu eigenen Untersuchungen angeregt worden, wovon die zehn Bände der 'Studien zur griechischen und lateinischen Grammatik', Leipzig 1868 ff., Zeugnis ablegen. Auch die Schulwelt wurde ergriffen. Hat sich seine griechische Schulgrammatik auch auf den deutschen Gymnasien nicht gehalten, so hat sie doch viel dazu beigetragen, den Abstand zwischen den Lehren der Schule und denen der Wissenschaft geringer zu machen. In einer vom Standpunkt des Freundes und Gesinnungsgenossen geschriebenen Würdigung, welche wir Windisch verdanken (*Georg Curtius, eine Charakteristik* von E. Windisch, Berlin bei Calvary 1887), wird über die Stellung, welche Curtius in der Wissenschaft einnimmt, folgendes, wie mir scheint, treffende Gesamturteil gefällt: 'Die Stärke von Curtius war nicht eigentlich die kühn vorwärts strebende, auf neue Entdeckungen ausgehende, einsam wandelnde Spezialforschung . . ., sondern er liebte es mehr, ein Ganzes zu umfassen und darzustellen, im Zentrum der Bewegung zu stehen, was er nach seiner Prüfung für die gesicherten Ergebnisse der Wissenschaft hielt zu verzeichnen, zu ihrer Sicherung und Fortsetzung beizutragen, und sich mit vielen eins zu wissen in der gleichen Überzeugung' (S. 16). Damit erklärt sich das Schicksal seiner letzten Jahre. Ein Spezialist kann von den großen Veränderungen der wissen-

schaftlichen Richtungen, welche sich einigermaßen mit dem Auf- und Abwogen der politischen Flut vergleichen lassen, so ziemlich unberührt bleiben, während Curtius' Stellung durch die Bewegung, welche ich im fünften Kapitel zu schildern haben werde, in ihren Grundfesten erschüttert wurde. Wenn wir jetzt zurückblicken, wundern wir uns, daß Curtius die Wetterzeichen nicht seit Jahren bemerkt hatte. Es scheint, daß er von dem eingetretenen Umschwung völlig überrascht wurde. Er war aufs äußerste betroffen, und setzte sich in einer ausführlichen Schrift zur Kritik der neuesten Sprachforschung, Leipzig 1885, zur Wehr. Ich glaube nicht, daß er recht behalten hat. — Neben Curtius pflegte man Jahre lang Wilhelm Corssen (1820—1875) zu stellen als denjenigen, der für das Lateinische geleistet habe, was Curtius für das Griechische. In der That hat er sich durch sein Werk über Aussprache, Vokalismus und Betonung der lateinischen Sprache große Verdienste erworben, aber im weiteren Verlauf von Corssens schriftstellerischer Tätigkeit stellte sich doch deutlich heraus, daß seine Kenntnis der übrigen indogermanischen Sprachen eine gar zu geringe, und seine Richtung wirklich (wie Benfey, *Orient und Occident* 1, 230 ff., tadelnd hervorhob) eine isolierende war. Ein treffendes Urteil über Corssen findet man in *Ascolis Kritischen Studien* S. IX.

Fünftes Kapitel.

Von Schleicher und Curtius bis zur Gegenwart.

Schon im vorigen Kapitel ist gelegentlich darauf hingewiesen worden, daß auf die durch Schleicher und Curtius vollzogene Kodifikation eine Bewegung gefolgt ist, durch welche eine erhebliche Umgestaltung des bisherigen Betriebes der Sprachwissenschaft ins Werk gesetzt wurde. Um diese Umgestaltung zum rechten Verständnis zu bringen, ist es wünschenswert, etwas weiter auszuholen. Es wird sich nämlich empfehlen, zunächst einige Richtungen und Männer zu charakterisieren, welche viel zur Vorbereitung der modernen Anschauungen beigetragen haben, wobei, wie es in der Natur der Sache liegt, in die Zeiten zurückgegriffen werden muß, von denen das vorige Kapitel handelte. Ich wende mich zunächst zu dem sprachphilosophischen Gebiet und bespreche H. Steinthal und W. D. Whitney. H. Steinthal (1823—1899), Professor der allgemeinen Sprachwissenschaft in Berlin, war Bewunderer, Interpret und Kritiker Wilhelm von Humboldts, dessen sprachphilosophische Schriften er auch, wie oben erwähnt, herausgegeben hat. Auch seiner Geschichte der Sprachwissenschaft bei Griechen und Römern ist schon gedacht worden. An dieser Stelle sind zunächst heranzuziehen der Ursprung der Sprache im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens, zuerst Berlin 1851; Grammatik, Logik, Psychologie, ihre Prinzipien und ihre Verhältnisse zueinander 1855; Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft, zweite Auflage 1881 (erster Teil eines geplanten Abrisses der Sprachwissenschaft). Die allgemeinen Anschauungen Steinthals ergeben sich aus einigen Sätzen, die ich möglichst mit seinen Worten gebe: 'Die Sprache entspringt immer in gleicher Weise der Seele des Menschen, und dieser Quellpunkt ist immer derselbe.

Den Ursprung der Sprache erforschen heißt also den seelischen Zustand kennen lernen, der unmittelbar der Spracherzeugung vorangeht. Unsere Erforschung des Ursprungs der Sprache bewegt sich nicht um den zeitlichen zufälligen, sondern um den ewigen unwandelbaren Ursprung in der Seele des Menschen überhaupt oder um die Gesetze des Seelenlebens, nach denen die Sprache entsteht. Hiermit sind wir in die Psychologie versetzt. Die Psychologie Steinthals aber ist im wesentlichen die Herbartische. Im genaueren wird der Seelenzustand bei der Entstehung der Sprache so beschrieben: Wir dürfen uns vorstellen, daß der Urmensch in größter Lebhaftigkeit alle Wahrnehmungen, alle Anschauungen, die seine Seele empfing, mit leiblichen Bewegungen, mimischen Stellungen, Gebärden und besonders Tönen, ja auch artikulierten Tönen begleitete. Jede Anschauung ist begleitet von einer Reflexbewegung, deren Zweck Ableitung des Druckes von der Seele, Erleichterung ist. Diese Reflexbewegungen bedeuten nun tatsächlich schon die Seelenregungen, deren Reflex sie sind; aber damit Sprache entsteht, muß noch eins hinzukommen, nämlich das Bewußtsein dieser Bedeutung, die Verwendung der Äußerung. Die bewußte Verbindung erst der reflektierten Körperbewegung mit der Seelenregung gibt den Anfang der Sprache. Das Bewußtsein vom Bewußtsein oder, wie Steinthal technisch sagt, die Anschauung der Anschauung ist also der Anfang und Quell der Sprache. Es muß auffallen, daß in den mitgeteilten Sätzen, die den älteren Schriften Steinthals entnommen sind, immer nur von dem einsamen Menschen, nie von dem Verkehr die Rede ist. Dieser Fehler ist, wenn auch nicht vollständig, in der späteren Darstellung verbessert, wo ausgeführt wird: 'Sprechen heißt wesentlich und vor allem sich selbst verstehen, seine Wahrnehmung oder Anschauung oder sein Begehren aus den eigenen Lauten heraushören'. Das soll so geschehen: Bei dem erstmaligen Vorgang assoziiert sich Anschauung und Laut wegen ihrer Gleichzeitigkeit, und diese Assoziation wird fester durch Wiederholung; denn es ist kein Grund vorhanden, warum ein Vorgang sich nicht in gleicher Weise wiederholen sollte. Dazu wird dann ergänzend hinzugefügt: 'Nicht nur die eigenen Laute, sondern derselbe aus dem Munde aller Anwesenden dringt dem Menschen ins Ohr'. Steinthal hat auch die Humboldtsche Klassifikation der Sprachen weiterzubilden gesucht, wovon seine anregende und durch ihre Schilderung verschiedener Sprachtypen sehr nützliche Schrift

'Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues' 1860 (später neu bearbeitet von Misteli) Zeugnis ablegt. Er führt in der Einleitung aus, daß die Aufgabe einer Einteilung der verschiedenen Sprachen nur die sein könne, den Fortschritt darzulegen, in welchem die Völker die Sprachidee verwirklicht hätten. Dabei wird aber zugestanden, daß es eine gerade Linie der Entwicklung nicht gebe und eine Stufenleiter nicht aufgestellt werden könne. Es kommt also schließlich doch auf ein Werturteil heraus, welches der einzelne Forscher fällt. Die Typen, welche Steinthal aufstellt und beschreibt, sind die folgenden: 1) Chinesisch, 2) die hinterindischen Sprachen, 3) die polynesischen, 4) die altaischen Sprachen, besonders das Jakutische, 5) die amerikanischen Sprachen, und zwar a) das Mexikanische, b) das Grönländische, 6) die Sprachen der kaukasischen Rasse, nämlich a) Ägyptisch, b) Semitisch, c) Indogermanisch. Endlich hat Steinthal noch vom Jahre 1860 an, zusammen mit seinem Freunde, dem Psychologen Lazarus¹⁾, die Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft herausgegeben, und es wäre hier also noch zu sagen, was diese beiden Gelehrten unter Völkerpsychologie verstehen. Sie geben an, daß es sich um den Geist einer Gemeinschaft handle, welcher noch verschieden sei von allen zu der Gemeinschaft gehörigen einzelnen Geistern, und sagen dann wörtlich: 'Es verbleibe also der Mensch als seelisches Individuum Gegenstand der individuellen Psychologie, es stelle sich aber neben diese als Fortsetzung die Psychologie des geselligen Menschen oder der menschlichen Gesellschaft, die wir Völkerpsychologie nennen'. Dabei wird nach meinem Urteil nicht klar, wie man sich die Selbständigkeit des Volksgeistes denken soll. Es wird nämlich einerseits festgehalten, daß der Volksgeist nur in den Einzelgeistern lebt und kein vom Einzelgeiste abgesondertes Dasein hat, andererseits aber doch das Folgende behauptet: 'Die Verhältnisse, welche die Völkerpsychologie betrachtet, liegen teils im Volksgeiste, als eine Einheit gedacht, zwischen den Elementen desselben, wie z. B. das Verhältnis zwischen Religion und Kunst, Religion und Sittlichkeit, Sprache und Intelligenz u. dgl. m., teils zwischen den Einzelgeistern, die das Volk bilden'. Indessen mag die philosophische Frage an dieser Stelle auf sich beruhen. Faktisch wird in der genannten Zeitschrift, soviel ich urteilen

1) Vgl. über ihn Richard M. Meyer in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 13, 320 ff.

kann, mit keiner andern Psychologie als der gewöhnlichen individuellen vorgegangen, wie sich z. B. deutlich aus einem Aufsatz (1,93 ff.) ergibt, in welchem Steinthal über Attraktion und Assimilation handelt. Soll ich mein Urteil über Steinthals Einfluß auf die Sprachforschung zusammenfassen, so möchte ich behaupten, daß er nicht erheblich ins allgemeine, aber stark auf einzelne gewirkt hat, welche er mit Erfolg auf die außerordentliche Wichtigkeit hingewiesen hat, welche eine analysierende Psychologie für alle Untersuchung der Sprache haben muß. Die Konsequenzen dieser Lehre für die Detailforschung auf indogermanischem Gebiete hat er freilich nicht gezogen. Das zu tun, blieb H. Paul in seinen später noch zu erwähnenden Prinzipien der Sprachgeschichte überlassen.

War Steinthal ein schwer verständlicher Philosoph, dem es auf den Höhen der Abstraktion am wohlsten war, so war sein Zeitgenosse und Gegner William Dwight Whitney die wahre Verkörperung eines ruhigen, klaren, dem Begreifbaren zugewandten Verstandes. Whitney, geboren 1827 in Northampton (Massachusetts), studierte seit 1849 in Newhaven und 1850—53 in Berlin und Tübingen, wo er Schüler und Freund von Weber und Roth wurde. 1854 erhielt er die Professur des Sanskrit und der vergleichenden Philologie in Newhaven, wo er die arbeits- und erfolgreichste Tätigkeit entfaltete, bis eine Krankheit, der er lange mit zäher Energie des Willens widerstanden hatte, ihn 1894 bewältigte. Whitney war ein nüchterner Lehrer, aber ein wissenschaftlicher Erzieher ohnegleichen. Wie er selbst ein abgesagter Feind alles Scheins und aller im Halbdunkel sich bewegenden Phrase war, so lenkte er den Sinn seiner Schüler auf diejenigen Aufgaben, welche durch gewissenhaften Fleiß ihrer Lösung näher gebracht werden können, und lehrte sie, daß für einen die Wahrheit suchenden Gelehrten selbst die mühsamste und eintönigste Arbeit des Sammelns nicht zu gering ist. Fast alle hervorragenden Sanskritaner Amerikas sind von ihm ausgegangen, aber auch über diesen Kreis ist sein Einfluß in der Richtung und Organisation der philologischen Studien seines Heimatlandes noch heute überall zu spüren. Daß Whitney aber auch weit über diese Grenzen hinaus Anerkennung und Verehrung genoß, ergibt sich aus den Urteilen einer großen Anzahl von Fachgenossen, welche bei der zu seinem Andenken veranstalteten ersten Feier in Philadelphia mitgeteilt werden konnten (*Journal of the American Oriental Society* 19, 1). Whitneys wissenschaftliche Produktion bewegt sich vor allen

Dingen auf dem Gebiet des Sanskrit, insbesondere des älteren, auf dem er zu den Meistern gehörte. Hier sei nur seiner Sanskritgrammatik gedacht (a Sanskrit Grammar, including both the classical language and the older dialects, of Veda and Brähmana, Leipzig 1879, zugleich deutsch von Zimmer). Dieses Werk entsprach nicht dem Programm der Sammlung, insofern es nicht sprachvergleichend gehalten ist, aber es bezeichnete einen außerordentlichen Fortschritt in der historischen Erkenntnis der behandelten Sprache. Im Jahre 1885 erschien als Anhang dazu ein Verzeichnis der im Sanskrit belegbaren Verbalformen. Neben den größern Werken lieferte Whitney eine Fülle von zum Teil sehr umfanglichen Rezensionen, die man in dem a. a. O. gegebenen, 360 Nummern umfassenden Verzeichnis seiner Publikationen mit Staunen übersieht. Diese Rezensionen würden durchweg als Muster in ihrer Gattung angesehen werden können, wenn ihr Verfasser neben eindringendem Verständnis und Liebe zur Wahrheit auch die Kunst besessen hätte, unwesentliche Streitpunkte gelegentlich ruhen zu lassen. Neben dem Sanskrit pflegte Whitney mit Vorliebe das Englische, dessen Lexikographie ihm Großes verdankt, und die allgemeine Sprachwissenschaft. In welcher Weise er auf diesem Gebiet fördernd eingewirkt hat, mag uns einer der Nächstbeteiligten, K. Brugmann, berichten, aus dessen a. a. O. abgedrucktem Urteil über Whitney einiges mitgeteilt sei. Brugmann sagt unter anderm 'Das Wichtigste, was Whitney lehrte, war etwa folgendes. Wenn man der Sprache eine selbständige Existenz, gewisse Tätigkeiten, gewisse Neigungen oder Launen, eine Fähigkeit der Anpassung an die Bedürfnisse des Menschen u. dgl. m. zuschreibt, so sind das figurliche Ausdrücke. Sie bezeichnen nicht die Sache selbst, und man darf sich nicht durch sie verblenden lassen. In Wirklichkeit lebt die Sprache nur in der Seele und auf den Lippen derer, die sie sprechen. Alle Veränderungen in der Fortentwicklung der Sprachen dienen der Befriedigung von Bedürfnissen des menschlichen Geistes. Doch waltet dabei so gut wie nie bewußte Absicht, darum ist die Sprache kein Kunstprodukt. Sie ist aber auch kein Naturprodukt. Da alles, was die Sprache eines Volkes ausmacht, aus seelischer Tätigkeit entspringt und auf einer langen Kette von vorausgegangenen Prozessen beruht, bei denen immer der menschliche Geist, mag er auch noch so sehr von äußeren Faktoren bestimmt worden sein, selbst das eigentliche Agens gewesen ist, so ist die Sprache nichts anderes als eine menschliche Einrichtung (*institution*).

Und so ist die Sprachwissenschaft eine historische oder Geisteswissenschaft (*historical or moral science*). Nur eine oberflächliche Betrachtung hat sie zu einer naturwissenschaftlichen Disziplin stempeln können. In der Sprache spiegelt sich also nicht nur das geschichtliche Leben der Völker, sondern sie ist auch ein Teil desselben, und wie es die Aufgabe der Sprachforscher ist, vermittelt aller ihnen zugänglichen geschichtlichen Zeugnisse den Entwicklungsgang der einzelnen Sprachen zu erforschen und darzustellen, so ist auch nur dann zu richtigen Anschauungen über das Sprachleben überhaupt zu gelangen, wenn man sich die Sprache immer als etwas in der Geschichte sich Entwickelndes und in fortwährendem Umbildungsprozeß Befindliches vorstellt. Die einzelnen Veränderungen vollziehen sich nur langsam und ohne daß sie den Sprechenden selbst zum Bewußtsein kommen. Sie können nicht durchdringen, wenn sie von dem bestehenden Sprachgebrauch allzu stark abweichen; nur was sich dem Sprachgefühl aller empfiehlt, kann obsiegen und zur Allgemeingültigkeit durchdringen. Bei noch so großer Verschiedenheit aber der äußeren Verhältnisse beruhen die Veränderungen der Sprachen allenthalben auf den gleichen Gesetzen und der gleichen Art ihrer Wirksamkeit. Damit war im wesentlichen das Fundament gelegt zu einer angemessenen Behandlung der sprachgeschichtlichen Prinzipienlehre, und Whitney selbst hat manche dahin gehörige Einzelfrage, teils in den genannten größeren Werken, teils in besonderen kleineren Abhandlungen, in klarer und umsichtiger Weise erörtert.²

Eine andere Anregung zum Weitergehen war schon früh von germanistischer Seite her erfolgt. Der bereits erwähnte Verfasser der ausgezeichneten Geschichte der germanischen Philologie, Rudolf von Raumer (1815—76) hatte schon in seiner im Jahre 1837 erschienenen Schrift über Aspiration und Lautverschiebung und wiederholt in späteren Arbeiten sehr richtige Einwendungen gegen J. Grimm erhoben, der bei der Lautverschiebung den Tatbestand festgestellt habe, aber in den Vorgang, dessen Resultat der Tatbestand ist, nicht eingedrungen sei. Grimm pflegte wie Humboldt und die Romantiker von der Sprache oder dem Sprachgeist als Mächten zu reden, die von den einzelnen Individuen unabhängig sind, so z. B., wenn er sich über Fremdwörter wie folgt äußert: 'Die Sprache hat mancherlei Schaden erlitten und muß ihn tragen. Die wahre, allein zuträgliche Ausgleichung steht in der Macht des unermüdlich schaffenden Sprachgeistes, der wie ein nistender Vogel wieder

von neuem brütet, nachdem ihm die Eier weggetan worden; sein unsichtbares Walten vernehmen aber Dichter und Schriftsteller in der Begeisterung und Bewegung durch ihr Gefühl', wogegen sich Raumer wie folgt äußert: 'Ich bin weit entfernt, dem Tief-sinn, durch den die neuere Forschung sich auszeichnet, etwas abbrechen zu wollen. Aber ich halte es an der Zeit, daß wir uns zuvörderst mit klaren und unbefangenen Sinnen an die Wirklichkeit und deren Erscheinungen selbst wenden. Wir finden dann, daß der 'Sprachgeist' nichts für sich allein, abgetrennt von den Menschen, tut, daß vielmehr alle Veränderungen der Sprache durch die Menschen selbst hervorgebracht werden' (vgl. Jellinek JF. 12, 165). Indem nun Raumer seinen Blick auf die einzelnen Menschen richtete, kam er naturgemäß dazu, ihre Sprachorgane genauer zu betrachten. Er hat das Verdienst, zuerst den Wert der Lautphysiologie für die Lautforschung klar erkannt zu haben, und hat unter andern den wichtigen Unterschied zwischen Aspirata und Spirans, der in der modernen Lautlehre eine Rolle spielt, festgestellt. Raumer hat, wie Jellinek in dem angeführten Aufsatz ausführt, nicht die verdiente Beachtung gefunden, weil die Zeit noch zu sehr unter Grimms Einfluß stand, aber seine Arbeit ist doch nicht verloren gewesen. So hat er z. B. stark auf W. Scherer¹⁾ gewirkt, der in seinem den höchsten Zielen zustrebenden Werke 'Zur Geschichte der deutschen Sprache' (1868), angeregt einerseits durch Raumer und andererseits durch den Wiener Physiologen Ernst Brücke (Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute, Wien 1856), gerade den lautphysiologischen Gesichtspunkt betonte, übrigens auch auf die Wichtigkeit der Analogie mit Nachdruck hinwies. In den Betrieb der Sprachforschung wirklich eingeführt wurde dann die Lautphysiologie durch E. Sievers (Grundzüge der Lautphysiologie, zur Einführung in das Studium der Lautlehre der indogermanischen Sprachen, Leipzig 1876, jetzt: Grundzüge der Phonetik, 5. Aufl. 1901).

Durch Betrachtungen wie die vorgeführten kam man von selbst dazu, den lebenden Sprachen eine größere Wichtigkeit einzuräumen. Man sah ein, daß das wahre Leben der Sprache sich an ihnen unendlich viel besser beobachten lasse als an den mumienhaft aufbewahrten toten, welche bisher die führende Rolle gespielt hatten, und daß also die Prinzipien der Sprachwissenschaft an lebenden Sprachen, namentlich an Volksdialekten,

1) Vgl. über ihn die schöne Gedächtnisrede von J. Schmidt, Berlin 1877 (Abh. der Akad. der Wissensch.).

erarbeitet werden müßten. So gewannen denn die Studien auf dem Gebiet der germanischen, romanischen und slavischen Sprachen besondere Bedeutung. Aus dem ersteren Gebiet mag hier eine Schrift von J. Winteler: *Die Kerenzer Mundart des Kantons Glarus* (Leipzig und Heidelberg 1876) erwähnt werden, welche in dem Kampf um die Lautgesetze eine Rolle gespielt hat (vgl. meine Abhandlung: *Die neueste Sprachforschung*, Leipzig 1885, S. 14). Unter den Romanisten nenne ich als besonders wichtig G. J. Ascoli, das Haupt der italienischen Sprachforscher, der, durch seine Beschäftigung mit den lebenden romanischen Sprachen an genaueste Beobachtung gewöhnt, wichtige Lauterscheinungen der älteren Sprachabschnitte einer kritisch-historischen Untersuchung unterwarf (vgl. Vorträge über Glottologie, gehalten an der Mailänder wissenschaftlich-literarischen Akademie, Halle 1872; *Kritische Studien zur Sprachwissenschaft* von G. J. Ascoli, übers. von R. Merzdorf, Weimar 1878). Unter den Slavisten hat Leskien durch seine in Leipzig gehaltenen Vorlesungen einen maßgebenden Einfluß auf die Bildung der neuen Ansichten gehabt.

Während sich die geschilderten Bewegungen auf den Gebieten der allgemeinen Sprachwissenschaft, der Lautphysiologie und der neueren Sprachen abspielten, wurden auch innerhalb der vergleichenden Sprachforschung im engeren Sinn erhebliche Fortschritte gemacht, teils durch Beibringung neuen Materials, teils durch strenge Handhabung der wissenschaftlichen Methode. Ich nenne als Träger derartiger Fortschritte zunächst August Fick (geb. 1833). Von ihm erschien 1868 ein bescheidenes, von Benfey bevorwortetes Bändchen 'Wörterbuch der indogermanischen Grundsprache in ihrem Bestande vor der Völkertrennung', das sich allmählich in der vierten Auflage zu einem sehr stattlichen Werke ausgewachsen hat, mit dem charakteristisch veränderten Titel 'Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen'. Bei der Beurteilung dieses Buches dürfte es gleichgültig sein, daß darin gelegentlich Fehler vorkommen, an denen der Spezialforscher anstößt; die Hauptsache ist, daß der Verfasser eine kombinatorische Phantasie von wahrhaft genialer Kraft entfaltet. Niemand seit Pott hat die Wissenschaft mit so vielen einleuchtenden Etymologien beschenkt, und dabei wird ein Vergleich zwischen den beiden Männern wohl zugunsten des jüngeren ausfallen. Fick hat übrigens, was hier im Vorübergehen erwähnt sein mag, noch auf verschiedenen Gebieten tief eingegriffen, nämlich auf dem der Lautlehre durch

sein Werk über die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas, und auf dem der griechischen Sprach- und Literaturgeschichte durch ein Buch über die griechischen Personennamen, welches von Bechtel fortgesetzt worden ist, und seine Studien über die Urgestalt der homerischen Gedichte. Neben Fick stelle ich einen Mann ganz anderer Art, einen hervorragenden Schüler Schleichers, Johannes Schmidt (1843—1901) (vgl. Solmsen, Münchener Allgemeine Zeitung 1901, Nr. 170 Beilage, Kretschmer KZ. 38, Vff.). Seine Hauptstärke bestand in einer außerordentlich ausgebreiteten und zugleich gründlichen Gelehrsamkeit, eindringendem Scharfsinn, solider und strenger Methode. Dagegen war seine Phantasie nicht so reich und beweglich, wie die des eben genannten Gelehrten. So hat er z. B. meiner Ansicht nach in seinem ausgezeichneten Werke über die Pluralbildungen der indogermanischen Neutra (Weimar 1889) ein auf einem bestimmten Gebiet erarbeitetes Schema allzu starr auf andere übertragen. Am unmittelbarsten und kräftigsten griff er in die Bewegung ein durch seine Broschüre über die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen (1872). An den in diesem Kapitel geschilderten Ereignissen beteiligte er sich kritisierend und aufbauend namentlich durch Aufsätze über den Vokalismus, die Palatalreihen und ähnliche Themata, welche in der seit 1875 von ihm geleiteten Kuhnschen Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung erschienen.

Hiermit komme ich nun endlich zu denjenigen Gelehrten, welche mit Bewußtsein als Vertreter einer jüngeren Generation eine neue Richtung in der Sprachforschung zu begründen suchten, nämlich Hermann Osthoff (jetzt in Heidelberg) und Karl Brugmann (jetzt in Leipzig), die sich zu den Morphologischen Untersuchungen (5 Bände von 1878 an) zusammentaten und teils in diesem Werke, teils und hauptsächlich anderswo bahnbrechende Aufsätze lieferten, welche sogleich zu erwähnen sein werden. In ihren Kreis gehört auch der Genfer Saussure, dessen *mémoire sur le système primitif des voyelles* 1879 zu den tiefsten Werken dieser Epoche gehört, und als Theoretiker H. Paul, der Verfasser der *Prinzipien der Sprachgeschichte*. Wetteifernd und zeitweise in einem gewissen Gegensatz arbeiteten einige von Göttingen ausgegangene Gelehrte wie Bezzenberger und Collitz. Von Ausländern nenne ich Fortunatov (früher in Moskau, jetzt in Petersburg), das Haupt einer linguistischen Schule in Rußland, dessen Bedeutung außerhalb seines Heimatlandes nicht ihrem vollen Werte nach gewürdigt werden kann,

weil er viele fruchtbare Anregungen nur in Vorlesungen gegeben hat (vgl. über ihn Solmsen, Deutsche Literaturzeitung 1903, Spalte 2016 ff.), und der zu früh verstorbene Däne A. Verner, über den Pedersen JF. Anz. 8, 107 gehandelt hat¹⁾.

Mit einem Aufsatz dieses ausgezeichneten Forschers (KZ. 23, 97—130) beginne ich meine nun folgende übersichtliche Darstellung der in dieser Periode errungenen Fortschritte.

Auf das Lautverschiebungsgesetz haben die Sprachforscher sich von Anfang an etwas zugute getan, es konnte aber bei wachsenden Anforderungen doch nicht verborgen bleiben, daß eine große Menge peinlicher Ausnahmen vorhanden sei, angesichts deren es eigentlich nicht erlaubt sei, von einem Gesetz zu reden. Nach und nach gelang es, diese Ausnahmen einzuschränken. Namentlich hat Hermann Graßmann²⁾, der berühmte Verfasser eines Wörterbuches zum Rigveda und einer Übersetzung desselben Werkes, glücklich gezeigt, daß bei Wörtern wie got. *dauhtar*, gr. θυγάτηρ, ai. *duhitār*, die man nicht voneinander trennen kann, und deren Konsonanten sich doch nicht vertragen, sich alle Schwierigkeiten lösen, wenn man annimmt, daß in der Urzeit die Wurzelsilbe mit einer tönenden Aspirata begann und schloß. Den bei weitem wichtigsten Schritt aber hat Verner getan. Er wendete sich an gewisse Anstöße, welche innerhalb des Germanischen selbst nicht etwa vereinzelt, sondern in großer Masse hervortreten. Als Beispiel mag folgendes dienen. Es kann doch niemand zweifeln, das unsere Wörter *Vater*, *Mutter*, *Bruder* mit den entsprechenden altindischen, griechischen usw., also mit *pitār* πατήρ, *mātār* μήτηρ, *bhrātār* frater identisch sind, und doch steht dem gleichmäßigen *t* der fremdsprachlichen Wörter bei uns eine Zweifelt von Lauten gegenüber in got. *fadar*, alts. *mōdar* (im Got. nicht belegt), got. *broþar*. Die gleiche befremdliche Doppelheit findet sich oft auch bei je zwei zu einem Wortstamm oder einer Wurzel gehörigen Formen, so z. B. in got. *taihōn* zehn, aber *tigus*, welches gleich unserem *-zig* ist, ferner sehr häufig bei Verbalformen, von denen die einen in der alten Zeit regelmäßig den Frikativlaut, die andern regelmäßig die tönende Media haben,

1) Auf eine genauere Angabe der Literatur kann ich verzichten, da ich auf eine Schrift von Bechtel 'Die Hauptprobleme der indogermanischen Lautlehre seit Schleicher', Göttingen 1892, verweisen kann.

2) Über diesen ausgezeichneten und unter uns in gewisser Hinsicht einzig dastehenden Gelehrten habe ich in der Augsburger Allg. Ztg. 1877 Nr. 291 (Beil.) gehandelt.

z. B. ahd. *slahan*, *sluoh*, *sluogum*, *slagan*; *xiohan*, *xōh*, *xugum*, *xogan*; ags. *veorðan*, *vearð*, *vurdon*, *vorden* und viele andere. Verner hat das Mittel gefunden, alle diese Schäden von einem Punkt aus zu kurieren, indem er nachwies, daß der aus der indogermanischen Vorzeit überlieferte germanische Akzent an der Nuancierung der Konsonanten schuld sei. Er zeigte nämlich, daß im Altgermanischen die Frikativa dann steht, wenn die durch sie abgeschlossene Silbe den Akzent trägt, im andern Falle die tönende Media. So war z. B. das Wort für Bruder nach Ausweis des Altindischen in der Urzeit auf der Stammsilbe betont (*bhrátar*), und heißt deshalb got. *broþar*, das Wort für Vater aber auf der Suffixsilbe (*pitár*) und heißt deshalb got. *fadar*. Wer noch zweifeln möchte, muß durch die Verba überführt werden. Im Altindischen heißt zu *dic* zeigen das Perfektum sing. *didéca*, plur. *didicimá*. Wenn nun diesen altindischen Formen im Althochdeutschen sing. *xōh* (*didéca*), aber plur. *xigum* (*didicimá*) gegenübersteht, so leuchtet die Wirksamkeit des Akzentes unmittelbar ein. Dieser Fund tat eine große Wirkung, und zwar, soweit es die vergleichende Sprachforschung angeht, namentlich nach drei Richtungen hin. Zunächst mußte sich die Überzeugung befestigen, welche Verner in folgende Worte kleidet: 'Freilich kann die vergleichende Sprachwissenschaft den Zufall nicht ganz in Abrede stellen, aber Zufälligkeiten en masse wie hier, wo die Fälle der unregelmäßigen Verschiebung im Inlaute beinahe ebenso häufig sind wie die der regelmäßigen, kann und darf sie nicht zugestehen. Es muß in solchem Falle sozusagen eine Regel für die Unregelmäßigkeit da sein; es gilt nur, diese ausfindig zu machen.' Sodann zeigte es sich, daß man gezwungen war, eine Lautausgleichung in großem Maßstabe anzunehmen. Im Gotischen nämlich zeigt das Verbum die Konsonantenverschiedenheit nicht, welche die übrigen altgermanischen Dialekte haben. Während es im Ahd. heißt *slaha*, *sluoh*, *sluogum*, *slagan*, heißt es im Got. *slaha*, *slōh*, *slōhum*, *slahans* und entsprechend überall. Wenn man, wie es früher geschehen war, das Gotische allein betrachtete, konnte man wohl zu der Vermutung kommen, daß das Gotische den ersten und ursprünglichen Zustand zeige, die übrigen Dialekte ihn aber aufgegeben hätten; seit Verner ist das nicht mehr möglich. Das Urgermanische muß auf dem Zustand der übrigen Dialekte gestanden haben, also sind im Gotischen die Verschiedenheiten ausgeglichen. Diese Ausgleichung ist eine Analogiewirkung innerhalb einer Reihe von innerlich zusammen-

gehörigen Formen, und so mußte denn durch Verners Gesetz die Achtung vor der Macht der Analogie steigen. Endlich mußte die Tatsache zum Nachdenken auffordern, daß ein Akzentprinzip, welches wir im Altindischen wirksam sehen, sich in seinen Folgen im Germanischen noch so deutlich erkennen läßt, obgleich es dort doch als lebendiges Prinzip längst erloschen ist, oder wie Verner sich ausdrückt: 'Man wird vielleicht die Resultate, zu denen mich meine Untersuchung geführt hat, in hohem Grad auffallend finden. Es kann freilich sonderbar erscheinen, daß ein in der grauen Vorzeit zugrunde gegangenes Betonungsprinzip sich noch heutigen Tages in den deutschen Verbalformen *ziehen gezogen, sieden gesotten, schneiden geschnitten* in seinen Folgen spüren läßt. Es muß frappieren, daß es der germanische Konsonantismus ist, der uns den Schlüssel zur proethnischen Akzentuation an die Hand gibt, während man diesen bisher vergebens im germanischen Vokalismus gesucht hat.' Da nun aber gegen die Ergebnisse der Untersuchung nichts zu machen war, so lernte man aus ihr u. a., daß es sich verlohne, die Vergleichung der idg. Sprachen bis in das feinste Detail zu treiben. Schleicher hatte seinerzeit gewiß wohl getan, der einzelnen Sprache ihr Recht zu wahren, aber jetzt war die Zeit gekommen, wo es galt, die Bopp'sche Arbeit mit besseren Hilfsmitteln und verschärfter Methode aufs neue zu unternehmen.

In derselben Weise wie Verners Gesetz wirkten mehrere abgesondert angestellte, aber sich zu einem Ganzen vereinigende Ermittlungen auf dem Gebiet des Vokalismus, nämlich die Untersuchungen über das Alter des *e* und *o*, über die silbenbildenden Liquiden und Nasalen, und über die Ursprünglichkeit der Gunastufe. Was zunächst das *e* und *o* betrifft, so war ja die ältere Ansicht die, daß in der Grundsprache die drei Urkürzen *a i u* vorhanden gewesen seien, woraus in den Einzelsprachen die uns von der Schule her geläufige Fünfheit *a, e, o, i, u*, durch Spaltung des *a*-Lautes hervorgegangen sei. Für diese Annahme sprach nicht nur die Ansicht, daß das Sanskrit im allgemeinen den älteren Zustand bewahrt habe, sondern auch eine aus früheren Zeiten fortgeleitete Vorstellung von der Einfachheit der Urzustände des Menschengeschlechts und also auch der Ursprache, und die Meinung, daß das *a*, 'der reinste und edelste' aller Vokale, notwendig den Anfang einer Entwicklungsreihe bilden müsse. Eine solche Tradition hat große Macht, und ich erinnere mich noch sehr wohl, daß mir die

Frage des Nikodemus auf die Lippen kam, als mir zuerst das serbische *dan* 'Tag' bekannt wurde, dessen *a* doch klärllich aus *i* hervorgegangen ist. Die Lehre von der Spaltung des *a*-Lautes war also in den Anschauungen der Zeit fest begründet und wich erst wiederholten Angriffen. Die erste Veränderung der bestehenden Ansicht führte Curtius herbei. Man hatte bis zum Jahre 1864 (in welchem Curtius' Aufsatz über die Spaltung des *A*-Lautes im Griechischen und Lateinischen usw. erschien, vgl. Bechtel S. 18) angenommen, daß die Spaltung in jeder der Einzelsprachen, die sie zeigt, besonders eingetreten sei, derart daß in Europa das Gotische auf dem alten Zustande verblieben sei, während das Griechische und Lateinische die Neuerung erlebt hätten. Nun fiel aber Curtius auf, daß das Gotische nicht selten da ein *i* hat, wo die andern europäischen Sprachen ein *e* haben, z. B. ai. *ahám*, gr. *ἐγώ*, lat. *ego*, got. *ik*. Das konnte doch unmöglich ein Ur-*i* sein, sondern vielmehr eine Weiterentwicklung aus *e*. Damit zeigte sich denn, daß das Gotische in seinem *i* zwei alte Vokale vereinigt habe, nämlich das reine *i*, z. B. in *vitum* 'wir wissen', und das aus *e* entstandene, und damit ergab sich wie von selbst die Vermutung, daß das *e* älter sei als die Einzelsprachen oder, wie Curtius sich ausdrückte, der europäischen Ursprache angehöre. Über das *o* mochte Curtius so bestimmt nicht urteilen, es ist aber klar, daß wenigstens ein gewisses *o*, nämlich dasjenige, welches mit einem *e* in einem regelmäßigen Entsprechungsverhältnis steht (z. B. *δέρομαι* — *δέδορα*), nicht jünger gewesen sein kann als das *e*. Durch diese Arbeit von Curtius war die Sache insofern vereinfacht, als man an die Stelle der vielen Ursprungsstätten die eine Ursprungsstätte (die europäische Grundsprache) gesetzt hatte, aber die prinzipielle Schwierigkeit war geblieben. Es blieb nach wie vor sonderbar, daß das ursprachliche *a* z. B. in *ἄγω* *ago* geblieben, in *φέρω* *fero* zu *e*, *ὀκτώ* *octo* zu *o* geworden sei, ohne daß sich irgendein annehmbarer Grund für die Umfärbung ermitteln ließ. Unter diesen Umständen mußte man notwendig auf die Frage geführt werden, ob nicht vielleicht die Buntheit des Vokalismus, wie z. B. das Griechische sie kennt, den älteren Zustand repräsentiere, aus dem die arische Einförmigkeit erst durch Zusammenfließen vorher getrennter Vokaltöne entstanden sei, etwa wie das gotische *i* eine Vereinigung von altem *i* und *e* aufweist. Diese Vermutung, insbesondere die Ansicht, daß es bereits in der Ursprache ein *e* gegeben habe, wurde bestätigt und zu hoher Wahrscheinlichkeit erhoben durch

die Entdeckung des Palatalgesetzes, welche mehreren Gelehrten zu derselben Zeit gelungen ist (vgl. Bechtel 62). Ich verweise besonders auf den Aufsatz von Collitz in Bezzenbergers Beiträgen 3, 177 ff. In den indoiranischen (arischen) Sprachen wird die Palatalisierung eines *k* oft herbeiführt durch ein folgendes *i*. So z. B. in av. *cipi-* (gleich τσις), während in *kaēna* (gleich ποινή) der *k*-Laut geblieben ist, so in ai. *citrá-* 'glänzend' neben *ketú-* 'Glanz', in av. *cis* (gleich lat. *quis*), während das ursprüngliche *k* des Interrogativums in ai. *ká* usw. hervortritt (von wo es auf ai. *kim* 'was' übertragen worden ist). Die gleiche Erscheinung findet sich oft vor *a*, z. B. in ai. *ca* gleich τε *que*, in ai. *catváras* gleich τέσσαρες *quatuor*, in ai. *cakrá-* 'Rad' gleich κύκλος, in ai. *játhára* 'Bauch' gleich got. *qifus*, in der Reduplikation von Wurzeln, welche mit *k* anlauten, z. B. in dem Perfektum *cakára* zu *kar* 'machen'. Wie ein Blick auf die angeführten Beispiele zeigt, und sich näher nachweisen läßt, ist das *a*, vor welchem die Palatalisierung stattfindet, ein solches, welchem in den verwandten Sprachen ein *e* entspricht. Der Schluß ist also nicht zu umgehen, daß die Verwandlung des *k*-Lautes auf die Rechnung eben dieses *e* zu setzen sei. Wenn somit für eine ältere Periode des Sanskrit ein *e* anzunehmen ist, und also das Sanskrit in dieser Beziehung mit den europäischen Sprachen übereinstimmt, so wird das *e* bereits in der Ursprache vorhanden gewesen sein. — Aus diesen Anfängen hat sich dann allmählich (was ich hier nicht weiter verfolge) die Hypothese entwickelt, daß in der Ursprache sich bereits vorgefunden haben *ā ē ö ī ū*, und dann natürlich auch die Diphthongen *ai ei oi, au eu ou*, nebst *āi ēi* usw. Das ist die jetzt herrschende Ansicht. Wir nehmen also jetzt nicht mehr an, daß ein *a* der Ursprache sich unter unbekanntem Umständen in *a e o* gespalten habe, sondern daß in einem Teil unserer Sprachen, nämlich im Arischen, Baltischen, Germanischen, Albanesischen *o* zu *a* geworden und im Arischen auch *e* denselben Weg gegangen ist. Indem ich hinsichtlich der Einzelheiten auf Brugmanns Grundriß verweise, gestatte ich mir noch auf einige Bemerkungen über die Wahrscheinlichkeit des Zusammenfallens ursprünglich verschiedener Laute hinzuweisen, die ich Curtius' Einwendungen gegenüber in meiner Schrift über die neueste Sprachforschung S. 30 ff. vorgetragen habe.

An die Behandlung des *e* und *o* knüpft die Entdeckung der Liquida sonans und der Nasalis sonans insofern unmittelbar an, als auch sie von dem Staunen über Unregelmäßigkeiten im

Vokalismus ausging, und zwar zunächst über Unregelmäßigkeiten bei dem griechischen α . Man hatte sich längst gewundert, daß gelegentlich im Griechischen neben ρ ein α erscheint, wo man von dem früheren Standpunkt aus e oder o erwartete. Das erstere ist der Fall z. B. in $\pi\alpha\tau\rho\acute{\alpha}\sigma\iota$ neben $\pi\alpha\tau\acute{\epsilon}\rho\epsilon\varsigma$ usw., das zweite z. B. in $\kappa\alpha\rho\delta\acute{\iota}\alpha$ neben cor . Solange man von dem Ur- α ausging, konnte man nicht anders als annehmen, daß in $\pi\alpha\tau\rho\acute{\alpha}\sigma\iota$ und $\kappa\alpha\rho\delta\acute{\iota}\alpha$ zurückgebliebene α vorlägen, welche wohl eigentlich mit dem Haufen der übrigen bis zu e und o hätten gelangen sollen. Für diese Schwierigkeiten hat Osthoff das erlösende Wort gefunden, wenn er in Paul und Braunes Beitr. 3, 52 sagt: 'Dasselbe (nämlich die bald vokalische, bald konsonantische Natur des r) ist der Grund, warum in skr. $pit\acute{y}'-bhyas$, $pit\acute{y}'-\acute{s}u$ aus $*pit\acute{y}'-bhy\acute{a}s$, $*pit\acute{y}'-\acute{s}u$ die Stammsilbe vokalisch mit dem r -Vokal erscheint, gegenüber dem konsonantischen r im Dat. sing. $pit\acute{r}'-\acute{e}$, Instr. $pit\acute{r}'-\acute{a}$. Das griech. $\rho\acute{\alpha}$ in $\pi\alpha\tau\rho\acute{\alpha}\text{-}\sigma\iota$, mit dem man sich so vielfach ohne Erfolg abgequält hat, stelle ich unmittelbar dem sanskr. g von $pit\acute{y}'-\acute{s}u$ gleich. Mit andern Worten: ich fasse jenes $\rho\acute{\alpha}$ als eine Art griechischen r -Vokals, als ein r , aus welchem sich in der zwar geschwächten, aber notwendig ihr vokalisches Element beibehaltenden Silbe der Stimmton der Liquida entwickeln mußte, sich aber als α entwickelte wegen der α -Farbe des griech. ρ .' Diese Auffassung hat sich bewährt. Es ist durch die weiter schreitende Forschung gezeigt worden, daß dem sonantischen r der Urzeit im Griechischen $\rho\alpha$ $\alpha\rho$, im Italischen or , im Germanischen ru ur , im Baltischen ir usw. entspricht, und es sind durch diese Erkenntnis viele früher angenommene Unregelmäßigkeiten beseitigt worden. Zu der sonantischen Liquida trat sofort die Nasalis sonans, deren Aufstellung Brugmann verdankt wird. Es muß auffallen, daß die Endsilbe, welche im Altindischen am lautet, im Griechischen und Lateinischen auf verschiedene Weise vertreten ist, nämlich bald durch on , om , z. B. $\acute{a}bharam$ ἄβηρον, $\acute{a}gram$ ἄγρον $equom$, bald durch a em , z. B. $\acute{a}yam$ ἄια, $\acute{p}\acute{a}dam$ πόδα $pedem$. Manchmal entspricht im Altindischen auch a , z. B. $n\acute{a}ma$ ὄνομα $nomen$. Immer ist das der Fall im Inlaut vor Konsonanten, z. B. in $\acute{c}at\acute{a}m$ εκατόν $centum$, wozu got. $hund$ und lit. $sxi\acute{m}tas$ kommen. Alle diese Inkongruenzen erklären sich, wenn man annimmt, daß die entsprechende Silbe der Urzeit wesentlich aus nasaler Masse bestand, aus der heraus sich dann in den Einzelsprachen verschiedene Vokale entwickelten, welche die ursprüngliche Nasalis teils verdrängten, teils begleiteten. Die Verschiedenheit im

Auslaut des Altindischen dürfte auf einer Wirkung der Analogie beruhen. Wenn man sich deutlich machen will, in wie hohem Maße die Lehre von der liquiden und der nasalen Sonans (die in ihre Einzelheiten zu verfolgen hier nicht der Ort ist) die Überzeugung von der Gesetzmäßigkeit des Lautwandels gestärkt habe, möge man sich vergegenwärtigen, wie viele α des Griechischen, welche sich früher nicht erklären ließen, nunmehr als regelrecht erkannt worden sind.

Die Lehre von den Sonanten führt herüber zu einer neuen Theorie der 'Vokalsteigerung'. Es liegt auf der Hand, daß die Sonanten oft den einfachen Vokalen entsprechen, aus welchen nach der aus Indien übernommenen Auffassung die Steigerungsdiphthonge entsprungen sind. So verhält sich doch offenbar ai. *bibhymás* 'wir tragen' zu *bibharmi* 'ich trage', oder *πίμπλαμεν* zu *πίμπλημι* ebenso wie *imás* *ἴμεν* zu *émi* *εἶμι*, der Aorist *ádhrsam* *ἔδρακον* zu *dérkomi* *dadárca* *δέδορα* ebenso wie *áricam* *ἔλιπον* zu *λείπω* *rírēca* *λέλοιπα*, ferner *γέγαμεν* zu *γέγονα* wie *ἐπέπιθμεν* zu *πέποιθα* usw., oder in einer Formel ausgedrückt: es verhält sich *en on* zu *u* und *er or* zu *r* wie *ei oi* zu *i* und *eu ou* zu *u*. Wo liegt nun das Ursprüngliche, in der leichten oder in der schweren Form? Um für die Entscheidung dieser Frage einen Anhalt zu gewinnen, zog man ein drittes, offenbar paralleles Formenverhältnis hinzu. Es kann doch nicht zweifelhaft sein, daß sich ai. *ásmi* und *smás* (*sumus*) ebenso zueinander verhalten wie *émi* und *imás* und *πέτομαι* zu *ἐπτόρην* ebenso wie *dérkomi* zu *ἔδρακον*. Nun schien es nicht wohl möglich, von einer Form wie *s* oder *pt* auszugehen und durch Steigerung daraus *es* und *pet* entstehen zu lassen. Also kann man auch nicht *i*, sondern muß *ei* zugrunde legen, und entsprechend in den andern Fällen. So ist man dazu gekommen, die indische Lehre von der Steigerung umdrehend, *ei bheudh* usw. als Wurzelformen anzusetzen, aus welchen (vermutlich unter der Einwirkung eines folgenden Akzentes) *i bhudh* usw. entstanden sei. Wie man sieht, ist diese dritte Hypothese anderer Art als die beiden ersten. Während diese nur behaupten, daß ein *e o*, eine Nasalis sonans usw. in der fertigen Grundsprache vorhanden gewesen sei, wird durch die neue Schwächungshypothese etwas ausgesagt über Vorgänge, welche sich in den Zeiten der ersten Ausbildung des Indogermanischen zugetragen haben sollen. Es liegt also auf der Hand, daß die Formulierung nur eine vorläufige sein konnte. Immerhin mag auf eine Zusammenfassung in G. Meyers Griechischer Grammatik², 10 ff. hingewiesen werden, welche so

lautet: 'Diejenigen Wurzeln, welche den Ablaut *e o* zeigen, haben bereits in indogermanischer Zeit in gewissen Flexionsformen und Stammbildungen, in welchen der Akzent nicht auf der Wurzelsilbe lag, eine dritte Erscheinungsform ausgebildet, in welcher der Wurzelvokal *e* infolge seiner Tonlosigkeit verdrängt erscheint, und welche man die schwache Wurzelform nennt:

1) Wurzeln, welche kein sonantisches Element hinter dem *e* enthalten, werden durch die Ausstoßung des *e* in der schwachen Form ganz vokallos:

stark	<i>pet</i>	fallen	schwach	<i>pt</i>
	<i>es</i>	sein		<i>s</i>

2) Besteht die Wurzel aus *e* (mit oder ohne vorhergehenden Konsonanten) und einem sich daran anschließenden Sonanten (*i u r l n m*), so fungiert dieser in der schwachen Form beim Antritt vokalisch anlautender Bildungselemente als Konsonant, vor konsonantisch anlautenden als Vokal:

stark	<i>ei</i>	gehen	schwach	<i>i</i>
	<i>kei</i>	liegen		<i>ki</i>
	<i>sreu</i>	fließen		<i>sru</i>
	<i>bher</i>	tragen		<i>bhr</i>
	<i>men</i>	gedenken		<i>mn</i>

3) Besteht eine Wurzel aus *e* (mit oder ohne vorhergehenden Konsonanten), einem sich daran anschließenden Sonanten und einem schließenden Konsonanten, so wird durch den Ausfall des *e* der Sonant Träger der Silbe:

stark	<i>deik</i>	zeigen	schwach	<i>dik</i>
	<i>bheugh</i>	biegen		<i>bhugh</i>
	<i>derk</i>	sehen		<i>drk</i>
	<i>bhendh</i>	binden		<i>bhndh.</i> ²

Wenn aus den Ergebnissen mehrerer Vokalhypothesen eine so zusammenstimmende Reihe wie die hiermit vorgeführte *e-o*-Reihe gewonnen werden kann, so gereicht dies Resultat natürlich den einzelnen sich gegenseitig stützenden Hypothesen zu einer erwünschten Bestätigung. Man kann sich ferner leicht vorstellen, daß die *e-o*-Reihe zur Aufstellung ähnlicher Reihen, und somit zu einer systematischen Darstellung des indogermanischen Vokalismus hindrängt.

Den genannten Errungenschaften im Gebiete der Vokale treten ähnliche Entdeckungen bei den Konsonanten zur Seite. Darunter ist besonders wichtig die Lehre von den mehreren Gutturalreihen, welche unter dem Zusammenwirken mehrerer

Forscher langsam entstanden ist. Die Ansichten Schleichers über die idg. *K*-Laute finde ich bei Bechtel 291 übersichtlich dargestellt, wie folgt: 'In Schleichers Kompendium wird der Ursprache eine einzige Gutturalreihe zugeschrieben, bestehend aus den Lauten *k*, *g*, *gh*. Keine einzige der historischen Sprachen gleicht der Ursprache in dieser Einfachheit. Wir finden vielmehr, daß in ihnen die reinen Gutturale *k*, *g*, *gh* abwechseln mit palatalen oder labialen oder dentalen Verschlußlauten, oder mit Gutturalen, denen ein labialer Nachschlag folgt; in einigen Sprachen tritt sogar der Fall ein, daß in einer Anzahl von Worten der gutturale Verschlußlaut einer palatalen, lingualen oder dentalen Spirans weicht. Alle diese verschiedenartigen Artikulationen haben sich erst nach Auflösung der Ursprache eingestellt, veranlaßt durch Ursachen, die noch unbekannt sind. Im Sanskrit z. B. steht neben *k* der palatale Verschlußlaut *c* und die palatale Spirans *ç*. Es ist also eine Spaltung des ererbten *k* erfolgt; das Gesetz, nach welchem die Gutturalen teils in die Palatalen übergehen, teils bleiben, ist im einzelnen noch unerforscht. Die Behandlung der entsprechenden Laute der übrigen Sprachen geschieht in der gleichen Richtung: feststehende Voraussetzung ist die gleichmäßige Artikulation aller Gutturale der Ursprache, feststehende Methode, die Vielheit der einzelsprachlichen Erscheinungen durch Annahme von Spaltungen aus der Einheit abzuleiten.' Dem gegenüber läßt sich die jetzige Ansicht, welche durch die Arbeiten von Ascoli, Fick, Collitz, J. Schmidt, Bezzenberger u. a. gewonnen ist, folgendermaßen zusammenfassen. In der Urzeit gab es drei Reihen von sog. Gutturalen, nämlich eine palatale, eine rein velare und eine labiovelare. Die palatale Reihe ist nur erhalten im Arischen, Armenischen, Baltisch-Slavischen, Albanesischen, wo die betreffenden Laute als Spiranten erscheinen, in den übrigen Sprachen aber mit der *k*-Reihe zusammengefallen. Die Tenuis dieser Reihe ist der Laut, der im Indischen durch das sog. palatale *s* (welches ich durch *ç* umschreibe) vertreten ist, z. B. ai. *dāça*, av. *dasa*, arm. *tasn*, lit. *dēsximt*, aksl. *deseŭ*, wogegen *k* in *δέκα*, *decem*, air. *deich*, got. *taihun*. Früher hielt man dieses *ç* für die einzige Palatalis des Altindischen, Ascoli hat aber gezeigt, daß die entsprechenden Laute einstmals auch auf der Stufe der Media und der Aspirata vorhanden gewesen sein müssen, indem er nachwies, daß das altindische *ञ* (*j*) und *ञ* (*h*) je zwei frühere Laute in sich fassen. Ein Beispiel für die ursprüngliche palatale (also in

einem Teil der indogermanischen Sprachen spirantische) Media ist ai. *yájati* 'opfern' mit dem Partizipium *ištá-*, av. *yaxaitē yašta-*, ai. *yjá-* 'gerade', av. *erexu-*, lit. *rázaus* 'recke mich' (womit man die nicht palatale Media vergleiche in ai. *yundámi* 'anschirren', Part. *yuktá-*, av. *yuyyēiti yukhta-*, lit. *jungiu*, aksl. *igo* 'Joch'). Ein Beispiel für die ursprüngliche palatale Aspirata ist ai. *váhati* 'fahren', *vōdhár-* 'Zugtier', av. *vaxaiti vaštar-*, lit. *vexù*, aksl. *vexa* (womit man die nicht palatale Aspirata vergleiche in ai. *dáhati* 'brennen', Part. *dagdhá-*, lit. *degù*). So weit die palatale Reihe. Die velare Reihe und die labiovelare sind getrennt geblieben im Griechischen, Italischen, Keltischen, Germanischen, dagegen zusammengefallen in denjenigen Sprachen, welche die spirantische Palatalreihe haben.

In welcher Weise nun alle diese und ähnliche Erfahrungen umbildend auf die Anschauungen der Zeitgenossen wirken mußten, ist schon wiederholt angedeutet worden. Nachdem die Wissenschaft mit der Zulassung vieler und beliebiger Ausnahmen begonnen hatte, nachdem diese durch die fortschreitende Forschung mehr und mehr eingeschränkt worden waren, mußte nun wohl das Aperçu hervortreten, daß die Lautgesetze überhaupt keine Ausnahmen leiden, und daß die Abweichungen, welche bei den von uns beobachteten Regelmäßigkeiten tatsächlich auftreten, auf die Wirksamkeit des andern Faktors zurückzuführen seien, den wir neben der lautgesetzlichen Entwicklung überall am Werke sehen, nämlich der Analogie. Diese Gesichtspunkte treten denn auch beherrschend hervor in zwei theoretischen Arbeiten, welche unabhängig voneinander in demselben Jahre (1880) erschienen, nämlich den grundlegenden Prinzipien der Sprachgeschichte von H. Paul, von denen eine tiefgreifende Wirkung ausgegangen ist und immer noch ausgeht, und der ersten Auflage dieser Schrift. Als eine Art von Abschluß der hiermit beschriebenen Periode darf der Brugmannsche Grundriß (Karl Brugmann, Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen, Straßburg bei Trübner 1886 ff.) betrachtet werden, in welchem ich die Syntax bearbeitet habe.

Was sich seit dieser Kodifikation in der Wissenschaft ergeben hat, kann hier nur angedeutet werden. Je ausgedehnter und zugleich intensiver der Betrieb wird, um so mehr ist es natürlich, daß gewisse Gebiete sich als etwas für sich Bestehendes

von dem Ganzen absondern. So ist es mit der vergleichenden Altertumskunde geschehen, welche immer mehr mit der sog. prähistorischen Forschung in Fühlung tritt. Ich erwähne die Arbeiten von O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte, 2. Aufl. Jena 1890, und Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, Straßburg 1901. Derselbe Gelehrte hat das unvergleichliche Werk von V. Hehn über Kulturpflanzen und Haustiere neu herausgegeben: Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa, 6. Aufl., neu herausgegeben von O. Schrader mit botanischen Beiträgen von A. Engler, Berlin 1894. In Zusammenhang damit mag auch eine historisch-kritische Studie meines früh verstorbenen Freundes P. v. Bradke angeführt werden (Über Methode und Ergebnisse der arischen Altertumswissenschaft, Gießen 1890), dem Thurneysen in den Jahresberichten über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft 103, 54—62 einen Nachruf gewidmet hat. In das Gebiet der vergleichenden Rechtsgeschichte fallen die Arbeiten von B. W. Leist: Gräkoitalische Rechtsgeschichte, Jena 1884, Altarisches jus gentium 1889, jus civile 1892 und 1896, wobei auch auf meine Abhandlung über die indogermanischen Verwandtschaftsnamen, Leipzig 1889 (in den Abhandlungen der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, Bd. XI) hingewiesen sein mag. Aber auch wenn man die Altertumskunde und zugleich die vergleichende Mythologie, die ja auch auf demselben Boden gewachsen ist, abzieht, bleibt die Fülle der erscheinenden Bücher und Aufsätze für einen einzelnen kaum mehr überschaubar. Man kann sich einen Begriff von der nie ruhenden Arbeit machen, wenn man die hauptsächlichsten Zeitschriften verfolgt, nämlich die im Jahre 1852 von Th. Aufrecht und A. Kuhn begründete, dann von E. Kuhn und J. Schmidt, jetzt von dem erstgenannten und W. Schulze herausgegebene Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, Berlin und später Gütersloh; die Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen, herausgegeben von A. Bezzenger und W. Prellwitz, Göttingen; die indogermanischen Forschungen, Zeitschrift für idg. Sprach- und Altertumskunde, herausgegeben von K. Brugmann und W. Streitberg, Straßburg, ausgezeichnet durch höchst wertvolle Jahresübersichten, in denen die Literatur in großer Vollständigkeit verzeichnet ist. Die französischen Gelehrten haben einen Mittelpunkt in den auf Bréals Anregung ins Leben gerufenen Mémoires de la société de linguistique de Paris, unter deren

Beiträgen ich die von Meillet hervorhebe. Dazu kommen die vielen Fachjournale der Germanisten, Slavisten, Romanisten, und die allgemein philologischen Zeitschriften, z. B. das *American Journal of Philology*, mit mancherlei wichtigen Arbeiten, z. B. der von M. Bloomfield *On assimilation and adaptation in congeneric classes of words* (16, 409 ff.).

Die Arbeiten und Bestrebungen der genannten Gelehrten sind vielseitig und verschiedenartig. Als auffallende Besonderheit gegenüber früheren Epochen läßt sich vielleicht bezeichnen, daß man den Wirkungen des Akzents mit erhöhter Sorgfalt nachgeht. Unter dieses Kapitel fällt auch die neuere Theorie des Ablauts, über welche zur Ergänzung des oben S. 112 ff. Gesagten hier einiges beigebracht werden möge. Der Kunstausdruck 'Ablaut' ist bekanntlich zunächst auf dem germanischen Gebiet aufgekommen, wo er ein Verhältnis zwischen den Vokalen gewisser Formen eines Verbums bezeichnet, welche zusammen — um den lateinischen Ausdruck zu gebrauchen — das *a verbo* ausmachen, z. B. got. *nīma nam nēmum numans*, nhd. *nehme nahm nahmen genommen*. Man dehnte den Ausdruck aber auch auf das Verhältnis zwischen Verbal- und Nominalbildungen aus, so daß also z. B. nicht bloß *er stahl*, sondern auch *stahl* in *Diebstahl* zu *stehlen* im Ablautsverhältnis steht. Bald erkannte man, daß das Verhältnis nicht ein germanisches, sondern ein indogermanisches ist, und es ist oben S. 113 gezeigt worden, wie sich unter diesem Gesichtspunkt die Formenverhältnisse indogermanischer *e*-Wurzeln gestalten, z. B. in griechischer Gestalt *δέρομαι δέρορα ἐδροον, παῖθα πέποιθα πεπιθήσω* u. ä. Dabei ist schon darauf hingewiesen worden, daß, entgegen der lange auch von uns gehegten Ansicht der indischen Grammatiker, nicht von der leichten, sondern von der schweren Vokalstufe auszugehen ist, also z. B. nicht von einer Wurzel *i*, sondern von *ei* 'gehen', und daß die leichten Silben unter Einwirkung oder doch Mitwirkung des Akzents aus starken entstanden sind, also z. B. **imés* 'wir gehen' aus **eiṃés*. Was dort an den *e*-Wurzeln dargestellt worden ist, ist nun allmählich auch an andern Wurzel- und Ableitungssilben beobachtet worden, wobei sich besonders Saussure, Fick, Hübschmann, Hirt (*Der indogermanische Ablaut*, Straßburg 1900) Verdienste erworben haben. Ich zeige an einigen Beispielen, in welcher Richtung sich diese Untersuchungen bewegen. Es ist klar, daß zwischen τῖθημι und θετός ein ähnliches Verhältnis besteht, wie zwischen φεύγω und φορτός. Nun heißt es aber auch im Ai. *dādhami* (τῖθημι), *hitis* (θετός), *dhitis*

(in Kompositis) θέσις, das Vokalverhältnis ist also proethnisch. Das gleiche zeigt sich, wenn man ai. *ásthāt* ἄστη, *sthítás* στατός, *sthítis* στάσις, *dádāmi* δίδωμι, *áttas* (Partiz. zu *á-dā*, wobei *-tta-* aus *d-tá-* entstanden ist) zusammenstellt. Es ergibt sich aus diesen und ähnlichen Beispielen, daß dem indogermanischen *e* *ō* *ā* ein reduzierter Vokal entspricht, der im Ai. *i* lautet oder ganz verschwindet, im Griech. *α*, *ε*, *ο*, außerhalb des Verbalverbandes aber *α*, wie ai. *pítár-* πατήρ beweist. Auch sieht man schon, daß bei manchen Formen der Akzent als Ursache der Reduzierung in Anspruch genommen werden kann, bei andern wie θέσις freilich nicht, wo dann durch die Annahme geholfen wird, daß der Akzent von seiner ursprünglichen Stelle verrückt worden sei. Ein ähnliches Verhältnis, wie zwischen *ásthāt* und *sthítás* bietet sich dar, wenn man *ápāt* 'er hat getrunken' mit *pítás* vergleicht. Nimmt man ai. *pāyin-* 'trinkend', gr. *πέπων* πῖθι hinzu, so kommt man zu der Vermutung, daß die Wurzel *pōi* lautete, also das *i* eine Reduktion von *ōi* darstellt, und Analoges wird in bezug auf Wurzeln mit *ēi*, *ēu*, *ōu* angenommen. Von besonderer Wichtigkeit ist das Ergebnis einer Vergleichung folgender im Altindischen auftretender Reihen. Es stehen nebeneinander der Infinitiv *étavē* 'gehen' und das Partizipium *itás*, ebenso *sótavē* 'pressen' und *sutás*, *yāūti* 'er verbindet' und *yutás*, *kártum* 'machen' und *krtás*, *hántum* 'erschlagen' und *hatás*. Dagegen *náyitum* 'führen' (häufiger allerdings *nētum*) und *nítás*, *bhāvítum* 'werden' und *bhūtás*, *brávitī* 'er spricht' und das Medium *brútē*, *gariṣyāti* 'er wird verschlingen' und *gīrṇás*, *jarimā* 'Alter' und *jīrṇás* 'alt, abgenutzt', *stáritavē* 'hinstreuen' und *stīrṇás*, *párimā* 'Fülle' und *pūrṇás*, *khánitum* 'graben' und *khátás*, *vámīti* 'speien' und *vātás*. Es findet sich also stets da auf der einen Seite ein langer Vokal, wo auf der andern Seite hinter der Wurzelsilbe ein *i* steht. Dieses Zusammentreffen kann, da es sich um eine nicht geringe Anzahl von Belegen handelt (vgl. Hirt S. 43), nicht zufällig sein. Das *i* kann nicht ein 'Bindevokal' sein, sondern muß, wie schon Saussure schloß, der Wurzel angehören. Man darf also, wenn man zunächst die altindischen Laute beibehält, schließen, daß *ayi* zu *ī*, *avi* zu *ū*, *ari* zu *īr*, *anī* zu *ā* reduziert wird. Gelegentlich erscheinen allerdings, worauf hier nicht eingegangen werden soll, auch abweichende Gestaltungen, nämlich langes *ī* neben dem kurzen, *ām* neben *ā*, doch wird dadurch das Hauptergebnis nicht beeinträchtigt. Nun darf man aber natürlich bei der altindischen Formulierung nicht stehen bleiben, sondern muß, wie die Heran-

ziehung der verwandten Sprachen lehren würde, die Erscheinung in die Urzeit versetzen. Es würden sich also für diese Zeit zweisilbige Wurzeln ergeben, deren zweite Silbe aus dem reduzierten Vokal besteht, den man durch ein umgekehrtes *e*, also durch *ə* zu bezeichnen pflegt, also z. B. *bhevo* an Stelle des altindischen *bhavi*. Aber auch hinter dieser Gestalt läßt sich eine noch ältere erschließen. Denn da sich gezeigt hat, daß der Reduktionsvokal *ə* stets auf einen langen Urvokal zurückgeht, so würde sich für unsern Fall als noch ältere Form *bheuā* ergeben. Es ist indessen hier nicht meine Aufgabe, in die Einzelheiten der weitverzweigten und naturgemäß zum Teil unsicheren Hypothesen einzugehen, und es ist auch nicht erforderlich, da ich auf eine kurze neuere Darstellung von Brugmann (KVG 138 ff.) verweisen kann.

Dagegen dürfte es nützlich sein, wenn ich auf diese Ausführungen allgemeinerer Art noch die Angabe einiger Werke folgen lasse, welche Einzelsprachen vom vergleichenden Standpunkt aus behandeln, wobei ich mich aber dem Zweck dieser Schrift gemäß auf Altindisch, Griechisch, Italisch, Germanisch beschränke, übrigens noch bemerken will, daß bei Trübner in Straßburg höchst wertvolle Grundrisse erschienen sind oder erscheinen, welche die Gesamtleistungen der einzelnen Philologien zusammenfassen und daher auch die grammatische Seite berühren, so der Grundriß der germanischen Philologie von Paul, der indoarischen von Bühler und nach dessen Tode von Kielhorn, der iranischen von W. Geiger und E. Kuhn. Für das Altindische besitzen wir eine vollständige Grammatik von der hier in Frage stehenden Art noch nicht, doch ist von Wackernagel mit dem ersten Bande seiner altindischen Grammatik, welcher die Lautlehre enthält (Göttingen 1896), ein vielversprechender Anfang gemacht worden. Innerhalb des Griechischen hat G. Meyer, dem wir auch die sprachwissenschaftliche Erschließung des Albanesischen verdanken (vgl. über ihn I F. Anz. 12, 141 ff.), im Jahre 1880 die erste linguistische Grammatik geliefert (Leipzig, bei Breitkopf & Härtel), welcher jetzt die viel stoffreichere, auch die Syntax umfassende von Brugmann gefolgt ist (K. Brugmann, Griechische Grammatik, dritte Aufl. München 1900, in dem Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft von J. v. Müller), dazu jetzt die kürzere und leichtere Darstellung von Hirt: Handbuch der griechischen Laut- und Formenlehre, Heidelberg 1902. Aus der reichen Literatur über griechische Dialekte erwähne ich Hoffmann, Die griechischen Dialekte in ihrem historischen Zusammenhange

mit den wichtigsten ihrer Quellen, Göttingen 1891—1898, und für den wichtigsten Kunstdialekt, den homerischen: W. Schulze *quaestiones epicae*, Gütersloh 1892, woran sich Solmsen mit seinen Untersuchungen zur griechischen Laut- und Verslehre, Straßburg 1901, weiterbauend anschließt. Das gesamte Gebiet des Griechischen berühren zahlreiche wichtige Aufsätze von Wackernagel, unter denen die Vermischten Beiträge zur griechischen Sprachkunde, Basel 1897, hervorgehoben seien. Auf dem italischen Gebiet liegt vor: Die lateinische Sprache, ihre Laute, Stämme und Flexionen in sprachgeschichtlicher Darstellung von W. M. Lindsay, übersetzt von H. Nohl, Leipzig 1897; ferner die lateinische Laut- und Formenlehre von F. Stolz mit der Syntax von Schmalz, zweite Aufl. München 1900 (in L. v. Müllers Handbuch); das faßliche, zur Einführung besonders geeignete Handbuch der lateinischen Laut- und Formenlehre von Sommer, Heidelberg 1902; endlich die kurzgefaßte Latin grammar von W. G. Hale und C. D. Buck, Boston 1903, in der sowohl die Laut- und Formenlehre als die Syntax nach sprachwissenschaftlichen Grundsätzen bearbeitet sind. Für die italischen Dialekte ist in hervorragender Weise gesorgt durch v. Planta, Grammatik der oskisch-umbrischen Dialekte, Straßburg 1892 und 1897, und das kurze Handbuch von C. D. Buck: A grammar of Oscan and Umbrian, Boston 1904. Die lateinischen Etymologien in dem im Erscheinen begriffenen Thesaurus sind von Thurneysen bearbeitet, der über sein Verfahren in einem lehrreichen Aufsatz in Wölfflins Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik (13, 1 ff.) Auskunft gibt. Das Germanische ist außer durch die Beiträge von Kluge, Behaghel, Noreen in Pauls Grundriß vertreten durch Streitberg *Urgermanische Grammatik*, Heidelberg 1896, und eine Anzahl von Darstellungen einzelner Dialekte, aus denen ich die *Altisländische Grammatik* von A. Noreen, dritte Aufl. Halle 1903, die in demselben Verlage (Max Niemeyer) erschienene *althochdeutsche* von W. Braune, zweite Aufl. 1891, und die ausführlichere, zur Einführung besonders geeignete, bis jetzt die Laut- und Wortbildungslehre umfassende *deutsche Grammatik* von W. Wilmanns, zweite Aufl. Straßburg 1897 ff., hervorhebe.

Zum Schluß ist noch zu berichten, daß eine zusammenfassende Erwägung der die Sprachvergleichung beschäftigenden theoretischen Fragen durch Wundt stattgefunden hat in dessen *Völkerpsychologie* erster Band, Leipzig 1900 (soeben in zweiter Auflage erschienen). Ich habe mich dazu geäußert in meinen

Grundfragen der Sprachforschung, Straßburg 1901, denen eine Auseinandersetzung von Wundt, Sprachgeschichte und Sprachpsychologie, Leipzig, in demselben Jahre gefolgt ist. Ich gehe hier auf diese Fragen nicht näher ein, da sie nur in einem weiteren Zusammenhang erörtert werden können, will aber nicht versäumen, auf Sütterlins Wesen der sprachlichen Gebilde (Heidelberg 1902) hinzuweisen, das ebenfalls durch Wundts Völkerpsychologie hervorgerufen ist.

Alle genannten neueren Arbeiten und Bestrebungen haben, soweit es der Plan des Werkes zuließ, Berücksichtigung gefunden in Brugmanns oft erwähneter kurzer vergleichender Grammatik, Straßburg 1904, welche auch die Syntax mit behandelt.

Als einen überall hervortretenden Zug der neuesten Sprachforschung darf man das sich immer steigende Bestreben betrachten, den Anforderungen der vergleichenden Sprachwissenschaft und der besonderen Philologien in gleicher Weise gerecht zu werden. Es ist klar, daß eine solche Durchdringung dem einzelnen Forscher immer nur bis zu einem gewissen Grade gelingen kann, aber ebenso, daß von der möglichsten Annäherung an dieses Ziel jeder gesunde Fortschritt in erster Linie abhängig ist.

Sechstes Kapitel.

Die Ursprache, die Entstehung der Flexion, die Völkertrennungen.

In den bisherigen Kapiteln ist dargestellt worden, wie sich die grammatischen Anschauungen der Gegenwart in langem und mühsamem Ringen mit den gegebenen Tatsachen allmählich entwickelt haben. Jetzt ist es an der Zeit, diese Ansichten in einem zusammenhängenden Gesamtbilde zu vereinigen und die einzelnen Behauptungen zu prüfen. Es handelt sich aber dabei, wie wiederholt bemerkt werden mag, nicht um alle Probleme der Sprachforschung, sondern nur um diejenigen, welche bei dem Betriebe der indogermanischen vergleichenden Sprachwissenschaft in der jetzt üblichen technischen Bedeutung dieses Ausdrucks eine hervorragende Rolle spielen.

1. Die Ursprache.

Ich gehe von demjenigen Ergebnis der vergleichenden Sprachforschung aus, dessen tatsächliche Richtigkeit nicht bezweifelt wird und nicht bezweifelt werden kann. Es ist durch Bopp und andere erwiesen worden, daß die sog. indogermanischen Sprachen verwandt sind. In diesem Satze soll das Wort 'verwandt' ähnlich verstanden werden, wie wir es in bezug auf menschliche Familien anwenden. Wie Menschen als verwandt bezeichnet werden, welche ihren Ursprung von einem und demselben Paare genommen haben, so heißen diejenigen Sprachen verwandt, welche auf eine Ursprache zurückgehen. Es wird also behauptet, daß (um nur diejenigen Hauptsprachen anzuführen, von denen nennenswerte Reste vorhanden sind) das Indische, Iranische, Armenische, Griechische, Albanesische, Italische, Keltische, Germanische, Baltische, Slavische einst eine einzige Sprache darstellten. Der Beweis ist geliefert worden

durch die Nebeneinanderstellung gleichbedeutender Wörter und Formen. Wenn man erwägt, daß in den genannten Sprachen das Gerüst der Flexionsformen des Verbuns, des Nomens und Pronomens im wesentlichen übereinstimmt, und ebenso außerordentlich viele flektierbare und nicht flektierbare Wörter in ihrem stammhaften Bestandteile, so muß die Annahme einer zufälligen Übereinstimmung absurd erscheinen. Die Ansicht, daß eine idg. Ursprache¹⁾ vorhanden gewesen sei, welche 'vielleicht' nicht mehr existiere, ist, wie wir oben S. 37 sahen, schon von Jones ausgesprochen worden. Sie ist seitdem, wenn auch gelegentlich verdunkelt, immer festgehalten, in besonderer Entschiedenheit und Klarheit aber von August Schleicher ausgesprochen worden, der als der erste den Versuch machte, die Ursprache zu rekonstruieren. Wie es dabei zugeht, mag unter Verweisung auf die allgemeine Ausführung S. 93 hier an einem Beispiel gezeigt werden. Im Sanskrit heißt das Feld *ágras*, im Griechischen *ἀγρός*, im Lateinischen *ager*, im Gotischen *akrs*. Nun weiß man, daß im Gotischen *k* aus *g* hervorgegangen und vor dem *s* ein *a* verloren worden ist, so ergibt sich aus dem Gotischen die Urform *agras*; ferner weiß man, daß das griechische *o* aus *a* herzuleiten ist, und kommt also ebenfalls auf *agras*, und so bei jeder Einzelsprache. Somit darf *agras* als Urform betrachtet werden. Ein gleiches Verfahren läßt den Akkusativ *agram*, den Genitiv *agrasya* usw. erschließen. Aus diesen Beispielen läßt sich der subjektive Beisatz in dem Verfahren deutlich erkennen. Schleicher nahm an (man kann richtiger sagen: glaubte zu wissen), daß in der Ursprache *e* und *o* noch nicht als besondere Vokale, sondern erst sozusagen im Schoße des *a* vorhanden gewesen seien. Er setzte also den Vokativausgang nicht auf *e*, sondern auf *a*, den Nominativausgang nicht auf *os*, sondern auf *as* an. Ferner nahm er nur eine einheitliche *k*-Reihe an und vereinigte also *j* und *γ* zu ursprachlichem *g*. Jetzt sind wir anderer Ansicht. Wir lassen den ursprachlichen Vokativ auf *e*, den Nominativ auf *os* ausgehen und betrachten das *j* und *γ* als Fortsetzer einer idg. Media der palatalen Reihe, so daß wir die Urform nicht mehr als *agras*, sondern als *aġros* ansetzen. Um die gegenwärtigen Ansichten noch deutlicher zu veranschaulichen, führe ich noch einige Formen an, die Brugmann in KVG. konstruiert. Das Wort für 'Mutter' lautet ai. *mātár*- (Nom. *mātá*), arm.

1) Vgl. Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechische Sprache S. 1 ff. H. Oertel 87 ff., Zupitza KZ. 37,387 ff.

mair, dor. μάτηρ, lat. *mater*, air. *mathir*, ahd. *muoter*, lit. *motė* ('Eheweib, Weib'), aksl. *mati*. Daraus folgt ein uridg. Nom. Sing. **mātēr* oder **mātē*. Zu diesem 'oder' bemerkt Brugmann, daß im Urindogermanischen, wie es scheint, unter gewissen Umständen hinter einem langen Vokal eine Nasalis oder Liquida abfiel. Es ist also **mātē* aus **mātēr* entstanden. Der Vokativ hieß **māter*, der Akkusativ **māterm*, der Dativ **mātraī*, der Lokalis **māteri* oder **mātri*, wobei angenommen wird, daß **māteri* die ältere Form war, **mātri* aber nach der Analogie von **mātraī* usw. gebildet wurde. Der Genitiv hatte im Indogermanischen je nach dem Endlaut des Nominalstammes zwei verschiedene Ausgänge. War der Endlaut ein Konsonant, so war die Kasusendung *os*, bzw. *es* (wobei sich die Abtönung der Vokale irgendwie nach dem Wortakzent richtete), war er ein Vokal, so war die Endung *s*. Bei unserm Worte, dessen Stamm auf einen Laut endigt, der sowohl konsonantisch wie sonantisch sein kann, war beides möglich. Auf *-os* deutet gr. *ματρός*, auf *es* lat. *matris*, auf *s* ai. *mātír*, das auf **mātíř* zurückgeht. Demnach stellt Brugmann als Urformen **mātrós*, **mātrés* und **mātí's* auf. Dabei versteht sich, daß der Wechsel zwischen *o* und *e* nicht auf Akzentwechsel bei demselben Wort, sondern auf die Einwirkung anderer Verwandtschaftsnamen zurückzuführen ist, und es ist wahrscheinlich, daß auch die doppelte Auffassung des *r* nicht von Anfang an da war, sondern der Einwirkung anderer Kasus verdankt wird. Der Indikativ des Präsens des Verbums ai. *bhārāmi*, arm. *berem*, gr. *φέρω*, lat. *fero*, air. *berim*, got. *baira*, aksl. *berq* heißt, lautete indogermanisch nach Brugmann **bhērō*, **bhéresi*, **bhéreti* [bei Schleicher **bharāmi*, **bharasi*, **bharati*], **bhéromos(i)* oder **bhéromos(i)* [bei Schleicher **bharāmasi*], **bhérete* (vielleicht **bhérethe*), *bhéronti*, und im Dual **bhéroues*, **bhéretes* (vielleicht **bhérethes*), **bhéretes*. Die Möglichkeit ist nicht zu bestreiten, daß die gleichen Formen nach Verlauf einiger Zeit wieder ein anderes Aussehen haben werden, und es ist also klar, daß die Urformen (wie ich es schon 1880 ausgedrückt habe) nichts anderes darstellen als 'einen formelhaften Ausdruck für die wechselnden Ansichten der Gelehrten über den Umfang und die Beschaffenheit des sprachlichen Materials, welches die Einzelsprachen aus der Gesamtsprache mitgebracht haben'. Die Urformen bringen also — wie sich von selbst versteht — unserer Erkenntnis keinen neuen Stoff zu, sie zeigen nur unsere Behandlung des in den Einzelsprachen Gegebenen.

Durch die vorstehenden Erörterungen ist zugleich der Stoff zur Beantwortung der Frage gegeben, ob die so konstruierten Urformen zusammen einen bestimmten historischen Durchschnit der Ursprache ergeben. Es ist anzunehmen, daß Schleicher diese Frage, die man sich im Anfang nicht in voller Schärfe und Deutlichkeit vorgelegt hat, mit ja beantwortet haben würde. Das folgt schon daraus, daß er sich gelegentlich den Scherz gestattete, eine Fabel in indogermanischer Ursprache unter der Überschrift *avis akvāsas ka* 'das Schaf und die Pferde' zu verfassen. Bald aber erkannte man, daß das nicht der Fall sei. Schon 1872 äußerte sich J. Schmidt, 'Verwandtschaftsverhältnisse' S. 30, wie folgt: 'Sobald wir eine größere oder geringere Zahl von Grundformen zusammenstellen und meinen, damit ein Stück der Ursprache, sei es so groß oder so klein es will, aus einer und derselben Zeit gewonnen zu haben, schwindet uns aller Boden unter den Füßen. Die Grundformen können in ganz verschiedener Zeit entstanden sein, und wir haben gar keine Bürgschaft dafür, daß die Grundform *A* noch unverändert war, als *B* entstand, daß die zugleich entstandenen *C* und *D* auch gleich lange unverändert geblieben sind, usf. Wenn wir also einen zusammenhängenden Satz in der Ursprache schreiben wollen, kann es leicht geschehen, daß er, wenn auch jedes Element desselben für sich richtig rekonstruiert ist, als Ganzes dennoch nicht besser dasteht als die Übersetzung eines Verses der Evangelien, deren einzelne Worte teils aus Ulfilas', teils aus des sog. Tatians, teils aus Luthers Übersetzungen entnommen wären.' Diese Kritik richtet sich gegen Schleicher, in dessen Konstruktionen noch ein anderes, oben S. 94 in der Kürze erwähntes Element enthalten ist, insofern ihm eine Urform nicht das reine Ergebnis der Vergleichung der vorhandenen Sprachen ist, sondern auch unter Umständen noch eine Hypothese über den Ursprung der grammatischen Formen enthält, so daß er z. B. die zweite Person Pluralis nicht als **bharata* (bzw. **bharatha*) aufstellte, wozu ihn die reine Vergleichung der Einzelsprachen geführt haben würde, sondern als **bharatasi*, wobei er in *tasi* das doppelt gesetzte Pronomen der zweiten Person erblickt. Aber auch gegenüber dem jetzigen Verfahren, bei dem die Urform das reine Produkt der Vergleichung ist, hat die eben angeführte Kritik noch eine Berechtigung. Wir haben gesehen, daß idg. **mātē* unter gewissen nicht näher bekannten Umständen aus **māter* entstanden ist, und ebenso, daß **mātri* neben **māteri* nach

Analogie anderer Kasus gebildet wurde: natürlich kann man nicht mit Bestimmtheit sagen, ob **mātrī* schon zu den Zeiten von **mātré* bestand oder nicht, und so in ähnlichen Fällen. Man kommt also bei der Rekonstruktion der Ursprache in eine ähnliche Schwierigkeit, wie bei der Rekonstruktion des homerischen Textes, wo man zweifelhaft sein kann, ob man *φγδύς* schreiben darf oder *φδύς* schreiben muß. Aber auch nach einer andern Richtung hin ist Vorsicht notwendig. Man hat schon früh bemerkt, daß gelegentlich bei offenbar identischen Wörtern zwei Formen vorhanden sind, deren Abweichung wohl auf Dialektverschiedenheit zurückgeführt werden muß, z. B. bei griech. γένος, got. *kinnus*, aber ai. *hárus*, von denen die beiden ersteren auf eine ursprüngliche media weisen, das letztere aber auf eine ursprüngliche media aspirata. Solcher dialektischer Verschiedenheiten können ziemlich viele vorhanden gewesen sein. Es ist unter diesen Umständen richtig, unter der Ursprache nichts anderes zu verstehen, als eine Summe von Urformen, welche vielleicht nicht alle unter den gleichen zeitlichen und räumlichen Bedingungen stehen. Schließlich ist noch eine Erwägung zu nennen, welche bei Erschließung von Urformen im allgemeinen zur Vorsicht mahnt. Ich meine die Tatsache, daß sich bei der durchgreifenden Wesensgleichheit der indogermanischen Sprachen oft nicht sagen läßt, ob eine Gleichheit aus proethnischer Zeit stammt oder auf der Übereinstimmung von ethnischen Bildungen beruht, welche sich aus der Gleichheit der Bildungsgesetze erklärt. Ein gutes Beispiel liefern die sog. produktiven Suffixe. Daß ai. *sárvas* und gr. *ἔλος* (aus *ἐλφος*) dasselbe Urwort darstellen, ist darum unzweifelhaft, weil in den Einzelsprachen *vo* kein produktives Suffix mehr ist, dagegen läßt sich nicht sagen, ob die beiden Glieder der Gleichung *sarvatāt-ἄλότης* nicht unabhängig voneinander in den Einzelsprachen entstanden sind. Ebenso verhält es sich z. B. mit *pitā-πατήρ-pater* einerseits und *pitryas-πάτριος-patrius* andererseits. Man wendet jetzt, um in der angegebenen Richtung scharf zu scheiden, die Kunstausdrücke 'urindogermanisch' einerseits und 'gemeindogermanisch' andererseits an, den letzteren, um auszudrücken, daß man die Verantwortung für die Behauptung des Vorhandenseins in der Urzeit nicht übernehmen will. Ebenso spricht man von 'urgermanisch', 'gemeingermanisch' usf.

Es liegt unter den angeführten Umständen nahe, zu fragen, ob man nicht besser tun würde, wenn man auf die Konstruktion von Urformen überhaupt verzichtete. Ich möchte das nicht

empfehlen. Denn diese Formen bieten in doppelter Hinsicht einen erheblichen Vorteil. Zunächst sind sie bequeme und anschauliche Formelausdrücke für Behauptungen, die sich in Worten nicht ohne Umständlichkeit ausdrücken ließen, und sodann wirkt, wie ich es 1880 ausgedrückt habe, der Zwang, Grundformen aufzustellen, als Antrieb für den Forscher, sich stets die Frage vorzulegen, ob die Form, um die es sich gerade handelt, als Urbildung oder Neubildung zu betrachten sei, und sich überhaupt nicht vor der völligen Bewältigung aller lautlichen und sonstigen Schwierigkeiten zu beruhigen.

2. Die Entstehung der Flexion.

Von der konstruierten Ursprache wenden wir unsern Blick rückwärts und vorwärts, rückwärts zu der Entstehung der Flexion, vorwärts zu der Zerteilung der Grundsprache in die Einzelsprachen. Indem ich mich zunächst dem ersteren Gebiet zuwende, habe ich zuerst und hauptsächlich von der Boppschen Hypothese zu sprechen. Die Boppsche Zusammensetzungs- oder, wie seine Gegner sagten, Agglutinationstheorie, über welche oben S. 61 ff. berichtet worden ist, fand bei den Zeitgenossen, die ja durchaus auf sie vorbereitet waren, viel Beifall, und zwar nicht bloß in bezug auf die Flexionsendungen des Nomens und Verbums, sondern auch in bezug auf die Tempus- und Modusbildungen. So äußerte sich z. B. W. v. Humboldt, der ungern eine unbedingte Meinung aussprach, in bezug auf Futurum, Aorist und Optativ folgendermaßen: 'Bopp hat zuerst mit großem Scharfsinn und unbestreitbarer Gewißheit das erste Futurum und eine der Formationen des vielförmigen Augmentpräteritums als zusammengesetzt aus einem Stammwort und dem Verbum *as* nachgewiesen. Haughton glaubt auf gleich sinnreiche Weise in dem *ya* der Passiva das Verbum gehen *i* oder *yā* zu entdecken' usw. (Einleitung S. 266). Auch die Hauptvertreter der zweiten Periode der Sprachvergleichung, Schleicher und Georg Curtius, stimmten im wesentlichen zu. Von dem letzteren ist namentlich zu erwähnen, daß er in einer Abhandlung 'Zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung'¹⁾ (Abh. der Königl. Sächs. Ges. der Wiss. V, 1867) den Versuch machte, in die Geschichte der indogermanischen Ursprache einzudringen, in deren Entwicklung er folgende Perioden unterschied: die Wurzelperiode, die Determinativperiode (in welche die Entstehung von Wurzeln verlegt wird, die durch

1) Gemeint ist 'Sprachentwicklung'.

gewisse Zusätze am Ende erweitert sind), die primäre Verbalperiode, die Periode der Themenbildung (der z. B. die Präsensthemata wie $\lambda\epsilon\gamma\omicron$ - und die Nominalthemata wie $\lambda\omicron\gamma\omicron$ -angehören), die Periode der zusammengesetzten Verbalformen, die der Kasusbildung und endlich der Adverbialbildung. Allmählich indes wurden die Zweifel laut, und zwar nicht etwa bloß auf seiten der noch übriggebliebenen Anhänger der Schlegelschen Theorie, sondern im eigenen Lager¹⁾. Sie gingen mit Notwendigkeit aus der Entwicklung der Wissenschaft hervor und lassen sich leicht verstehen, wenn man bedenkt, daß in dieser Zeit die Ideen des Lautgesetzes und der Analogie eine wichtige Rolle spielten. Das Bekenntnis zur Lautgesetzlichkeit verlangte, daß man jede Annahme eines Extralautwandels für einen einzelnen Fall ablehnte, selbst wenn dabei so ansprechende Erklärungen wie die Boppsche Auffassung des lateinischen Mediums zum Opfer fielen, und von diesem Standpunkt aus wurde das Zentrum der Boppschen Stellung, die Personalendungen des Verbums, gefährdet. Zwar daß *mi* mit dem Pronomen der ersten Person und *ti* mit dem Pronominalstamm *to* zusammenhänge, mußte wahrscheinlich erscheinen, aber der Zusammenhang von *si* mit dem Pronomen *tu* der zweiten Person ließ sich nicht herstellen, und bei der Analyse der Plural- und Medialformen konnten die gewaltsamen Konstruktionen von Schleicher unmöglich festgehalten werden. Ein anderes Bedenken erhob sich von seiten der Erfahrungen, die man mit dem Analogieprinzip gemacht hatte. Wenn man die ai. Formen des Mediums (*bhārē*, *bhārāse*, *bhārātē*, *bhārāvahē*, *bhārēthē*, *bhāretē*, *bhārāmahē*, *bhārādhvē*, *bhārāntē*), welche sämtlich auf *ē* endigen, mit den griechischen vergleicht, welche mehrfach einen andern Ausgang zeigen, so muß man zu dem Schlusse kommen, daß das *ē* sich im Altindischen analogisch ausgebreitet habe. Wie nun, wenn etwas Entsprechendes schon bei den indogermanischen Verbalformen geschehen wäre? Ist das nicht sehr möglich, und müssen wir dann nicht zugeben, daß manche dieser Formen sich in einem Zustande befinden, der sie einer Analyse unzugänglich macht? War man auf diese Weise in bezug auf die Verbalendungen schwankend geworden, so konnte von den Nominalformen jedenfalls keine Hilfe kommen. Denn

1) Vgl. K. Brugmann, Zur Geschichte der Personalendungen in Morph. Unters. 1, 133 ff., A. H. Sayce Introduction to the science of language, London 1880, und dazu A. Fick Götting. Gel. Anz. vom 6. April 1881.

daß die Zurückführung der Stamm- und Kasussuffixe auf Pro-nomina in bezug auf die Bedeutung recht unbefriedigend sei, war stets zugestanden worden. Dazu kommen noch Erwägungen allgemeinerer Art. Die Boppsche Hypothese ist nicht das reine Ergebnis der Forschung auf indogermanischem Gebiet, sondern sie ist zu einem nicht geringen Teile aus den grammatischen Überlieferungen des Hebräischen und den philosophischen der Scholastik hervorgegangen. Sie kann dessenungeachtet das Richtige treffen, aber es ist klar, daß eine solche Hypothese weniger Glauben verdient, als eine, die ganz auf dem eigenen Boden einer Wissenschaft erwachsen ist. Ferner ist zu bedenken, daß unser Vertrauen zu Urhypothesen überhaupt geringer geworden ist. Die Geschichte der Menschheit ist älter, als wir früher wohl dachten; hinter dem, was wir einst für uralt hielten, z. B. der homerischen Kultur, tauchen Kulturschichten von ungeahnter Mächtigkeit auf, und wir erhalten Kunde von ungeheuern Umwälzungen, durch welche frühere Zustände beseitigt worden sind. Was auf verschiedenen Gebieten der menschlichen Kultur, z. B. der Kunst, geschehen ist, kann sich auch bei der Sprache zugetragen haben. Wer weiß, wie verhältnismäßig jung der Zustand ist, den Bopp und seine Freunde für den uranfänglichen hielten?

Es lag und liegt unter diesen Umständen nahe, zu fragen, ob nicht eine andere Theorie mehr Wahrscheinlichkeit habe als die Boppsche. Mit diesem Anspruch sind in der Geschichte der Wissenschaften zwei hervorgetreten, nämlich die Schlegelsche Evolutionslehre und die Ludwigsche Adaptationstheorie. Die erstere ist in der Form, die sie durch A. Westphal erhalten hat, in den bisherigen Auflagen dieser Schrift dargestellt worden, in der letzten S. 75 ff., wo gezeigt worden ist, wie wenig Befriedigendes sie hat. Ich begnüge mich hier, auf diese Ausführungen zu verweisen. Die Adaptationstheorie läßt sich wie folgt zusammenfassen.

Ihr Urheber A. Ludwig, ein ausgezeichnete Kenner des Veda, ist der Meinung¹⁾, daß die bisherige Sprachwissenschaft ihre Vorstellungen über die Beschaffenheit der indogermanischen Sprache viel zu einseitig dem Griechischen nachgebildet habe.

1) A. Ludwig, Entstehung der A-Deklination, Sitzungsber. der Kais. Akad. Wien 1867; Der Infinitiv im Veda nebst einer Systematik des litauischen und slavischen Verbs 1871; Agglutination oder Adaptation, eine sprachwissenschaftliche Streitfrage, Prag 1873.

Der Veda müsse in viel umfassenderer Weise benutzt werden, aus der vedischen Sprache allein seien die Fingerzeige für die richtige Auffassung namentlich auch der Flexionsendungen zu entnehmen, und zwar der Suffixe sowohl des Verbums wie des Nomens. Was zunächst das Verbum betrifft, so ist es eine Tatsache, daß im Veda die dritte Person sing. med. bisweilen im Präsens denselben Ausgang wie im Perfektum zeigt, also $-ē$ (nicht $-tē$), mithin mit der ersten sing. übereinstimmt, so daß *gṛvāḥē* sowohl heißen kann 'er wird gehört', als 'ich werde gehört'. Etwas Entsprechendes glaubt Ludwig auch bei der zweiten Person med. zu finden, indem er annimmt, daß das Suffix $-sē$ sowohl im Sinne der ersten wie der zweiten Person gebraucht werde. Indem er nun von $-ē$ und $-sē$ auf $-tē$, und von da weiter auf $-mi$ $-si$ $-ti$ schließt (bei denen die gleiche Vieldeutigkeit wie bei $-ē$ und $-sē$ nicht mehr so unverkennbar hervortrete), gelangt er zu der Meinung, daß ursprünglich die sogenannten Personalsuffixe mit der Bezeichnung der Personen nichts zu tun haben. Es gab demnach keine ursprünglichen Personalsuffixe, vielmehr nur eine einzige Art von Suffixen, nämlich diejenige, welche wir Stammbildungssuffixe nennen. Die Formen des verbum finitum sind ihrem Ursprung nach nichts als Stämme. Das gleiche ergibt sich für die Nominalflexion. Auch für die Kasus sucht Ludwig an der Hand des Veda nachzuweisen, daß sie ursprünglich keine gesonderten Bedeutungssphären gehabt haben. Von der Grundbedeutung eines Kasus zu reden, ist ein Unding. Es gab auch auf demjenigen Gebiete, welches wir das nominale nennen, ursprünglich nur Stämme, deren Bedeutungen sich allmählich differenzierten und spezialisierten. Auf der andern Seite hält nun aber Ludwig doch die Tatsache fest, daß in den späteren Perioden der Sprachentwicklung, z. B. im klassischen Sanskrit, wirklich jede der verschiedenen Endungen eine besondere Gebrauchsweise hat. So erhebt sich denn die Frage: Wie sind die Suffixe zu dieser Bedeutung gekommen, die sie doch einst nicht hatten? Die Antwort lautet: man legte sie ihnen bei. Das erwachende geistige Bedürfnis forderte den Ausdruck gewisser Kategorien, und die Suffixe, welche ursprünglich lediglich demonstrativen Sinn hatten, adaptierten sich diesem Bedürfnis. Am spätesten entstanden die Formen des verbum finitum, deren letzte Vorstufe durch diejenigen Stämme gebildet wird, welche wir jetzt Infinitive nennen. Um die angedeuteten Verwandlungen zu besserem Verständnis zu bringen, lasse ich den Autor selbst

reden. Nachdem er ausgeführt hat, daß der Dativ und Lokalis, sobald wir den historischen Standpunkt festhalten, ihre Eigenschaft als flektierte Formen verlieren und 'auf das Gebiet der Wortbildung zurücktreten', fährt er fort: 'Diser process der wortbildung kam allmählig in ein gewisses stocken, und es kam neben demselben eine andere richtung auf, die entwerteten wortbildungsformen anzuwenden. unterliesz man anfangs die specielle bezeichnung von agens actio actum, und begnügte sich mit damals offenbar in groszem masze angewandter demonstration, so schritt die sprache allmählig, sobald sie disponibles lautmaterial hatte, dazu, dise die verständlichkeit der rede in auszerordentlichem masze fördernde unterscheidung anzubanen, wobei sie jedoch nichts weniger als consequent zu werke gieng. als es mit diser differenzierung bisz zu einem gewissen grade gekommen war, lag es gewiss wider nahe, numerus und casusbeziehung anzudeuten, aber auch dazu ward nur vorhandenes benützt, an ein schaffen einer grammatik ist nicht zu denken' (Inf. § 19). An einer andern Stelle heißt es: 'Was bedurfte es also, um das wenn auch dunkle gefül einer flexion aufkommen zu lassen? nichts weiter als des vergessens. solange man in den betreffenden bildungen des factischen zusammenhanges eingedenk blieb, gab es nur stämme, keine flectierten stämme. sobald das gedächtniss dises zusammenhanges geschwunden war, trat das bedürfniss ein, bei den verschiedenheiten, von deren eigentlicher natur und entstehung man nichts mer wuszte, ja bei denen man nicht einmal wuszte, dasz es etwas zu wissen gab, etwas zu denken, oder eigentlich sie zu verstehen. denn kein zweifel, dasz [man] mit den bedeutungen, die man den formen beilegte, meinte sie zu verstehen' (Inf. § 29). Und wenige Seiten weiter: 'Mit dem allmäligen werden der formen stellten sich naturgemäsz zwei erscheinungen ein, welche die angelpunkte der syntax wurden, von der man sagen musz, dasz sie früher garnicht bestand, anders als in phraseologie: es ist die bezeichnung der grammatischen abhängigkeit und der grammatischen übereinstimmung oder grammatische sub- und coordination. es war natürlich, dasz, wo zwischen ausdrücken eine beziehung bestand, man sich bestrebte, derselben ausdrück zu leihen, der die verschiedenheit oder identität des verhältnisses mererer ausdrücke einem andern gegenüber kennzeichnen konnte. diesz hatte weiter auch zur folge, dasz sich ein gewisses bedürfniss nach sog. grammatikalischen endungen herausbildete, die blosze stammendung allmählig entweder ganz perhorresciert ward, oder

von Verben wie *dvi*, an denen sich die Stammausgänge *mi* usw. zu einer Art von Personalsuffixen adaptiert hatten.

Um nun die Glaubwürdigkeit dieser Hypothesen abzuschätzen, muß man vor allen Dingen zu der Ludwigschen Auffassung der Sprache des Veda Stellung nehmen; denn es ist klar, daß die Adaptationstheorie eine mächtige Stütze erhalten würde, wenn die von L. behauptete Vieldeutigkeit der vedischen Formen sich nachweisen ließe. Ich habe schon früher die Meinung ausgesprochen, daß dieser Beweis nicht geführt worden ist und nicht geführt werden kann (Kuhns Ztschr. 20, 212 ff.), und beharre um so mehr auf dieser Ansicht, als gerade in den letzten Jahren die fortschreitende Interpretation des Veda (an der ja Ludwig selbst einen nicht zu unterschätzenden Anteil hat) immer deutlicher gezeigt hat, daß sie ohne die Ludwigschen Annahmen auskommt. Wenn nun diese Stütze der Adaptationstheorie entzogen wird, so bleibt nur ihre eigene innere Wahrscheinlichkeit als Beweis für sie übrig (denn die Ludwigschen Lautgesetze haben selbst kein anderes Fundament als die Wahrscheinlichkeit der Theorie). Wie steht es nun mit dieser inneren Wahrscheinlichkeit? Nach meiner Ansicht ist diese recht gering. Der Gedanke, daß Formen von ursprünglich gleichem Sinne sich in ihrer Bedeutung allmählich differenzieren, ist gewiß nicht abzuweisen. Wird doch ein solcher Vorgang oft genug beobachtet. Aber die Annahme ist unwahrscheinlich, daß in der Ursprache eine solche Fülle von gleichbedeutenden Stammformen auf verbalem und nominalen Gebiet vorhanden gewesen sei, wie Ludwig annimmt. Wie wäre eine solche, man darf sagen, überflüssige Fruchtbarkeit zu erklären? Es kommt hinzu, daß es schwer ist, sich von Ludwigs Standpunkt die tatsächlich bis zu einem gewissen Grade vorhandene Ähnlichkeit zwischen den Personalendungen und den Personalpronomina zu erklären. Ludwig selbst äußert sich darüber, wie schon oben bemerkt, so: 'als die zal diser elemente wuchs, brachte man sie nach beiläufigen, oft auch nach gar keinen analogieen in zusammenhang und beziehung mit den unterdessen im pron. pers. ausgebildeten categorieen der grammatischen personen'. Man wird in diesem Satz eine genügende Beantwortung der aufgeworfenen Frage schwerlich erblicken können, und so hat denn auch die Ludwigsche Hypothese im allgemeinen den Beifall der Sprachforscher nicht gefunden. Freilich hat es auch nicht ganz an Zustimmung gefehlt, so von Seiten des vielseitigen englischen Sprachforschers A. H. Sayce (vgl. dessen principles of comparative philology, 2. Aufl.

London 1875, Introduction to the science of language, 2 Bände, 2. Aufl. Lond. 1883). Sayce hielt früher in der Erklärung der Verbalformen noch einige Fühlung mit Bopp, insofern er noch 1883 (Introd. 1, 392) erklärte: 'it is highly probable that the personendings of the Aryan verb *as-mi*, *a(s)-si*, *as-ti*, or ἐσ-μι, ἐσ-σι, ἐσ-τι are but the personal pronouns closely compounded with the verbal stem'. In der Vorrede jedoch (S. VII) korrigiert er diese Ansicht, und erklärt das *m* der ersten Person für identisch mit dem *m* des Nominativs und Akkusativs im Neutrum. Das *i* ist von der dritten Person eingeführt, welche ihrerseits entweder ein Stamm ist, wie γενεσι-ς oder ein Lokativ (vgl. auch Sayce in der Academy Nr. 541 16. Sept. 1882, S. 207). Auf die Seite von Sayces aber ist A. Fick getreten, der dessen Introduction, unter Entwicklung einer eigenen Infigierungstheorie, in den Gött. Gel. Anz. vom 6. April 1881 beifällig besprochen hat. Mich haben auch diese Ausführungen in keiner Weise überzeugt, so daß ich mich doch wieder auf die Boppsche Anschauung zurückgewiesen sehe, für deren allgemeine Wahrscheinlichkeit sich, wie mir scheint, die folgenden Gesichtspunkte geltend machen lassen. Das verwickelte System der indogermanischen Flexion kann nicht mit einem Schlag entstanden sein. Daß der Schicht der Flexionen eine Schicht der Stämme vorhergegangen sei, dafür sprechen die Imperative wie φέρε, die Vokative wie πάτερ und andere flexionslose Formen des Nomens, endlich die Stammformen in den ersten Gliedern der Komposition, z. B. ἀρόπολις, lauter Gebilde, die füglich nur als Reste angesehen werden können. Wie die Flexionsformen entstanden sind, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen, für die Annahme aber, daß die Zusammensetzung dabei mindestens auch eine Rolle gespielt habe, spricht die Erfahrung an modernen idg. Sprachen, z. B. den romanischen, und doch wohl auch (was ich nicht recht zu beurteilen wage) an den ural-altäischen. Von den Boppschen Teilhypothesen macht die Zurückführung der ersten Person des Verbums auf das entsprechende Personalpronomen und der dritten auf den Stamm *to* einen besonders wahrscheinlichen Eindruck.

Hiernach vermag ich aus der Diskussion nur die allgemeine Wahrscheinlichkeit der Boppschen Flexionshypothese zu retten und kann es nicht unnatürlich finden, wenn viele Sprachforscher erklären, unter diesen Umständen lieber auf jeden Versuch einer Deutung der Flexionformen verzichten zu wollen. Nun sind aber mehrere unserer wichtigen Termini in dem Anschau-

ungskreis einer Zusammensetzungstheorie geprägt worden, und es fragt sich, welchen Sinn wir unter so veränderten Verhältnissen noch mit ihnen verbinden dürfen. Darauf wäre im einzelnen folgendes zu antworten.

Der Begriff der Wurzel ist, wie oben gezeigt worden ist, von der hebräischen Grammatik übernommen. Man verstand darunter innerhalb der Indogermanistik diejenige Silbe, welche als Trägerin der materiellen Bedeutung erscheint, und zwar zunächst bei einem Verbum und den dazu in etymologischer Beziehung stehenden Nominalbildungen. Erst allmählich gelangte die Vorstellung zu voller Deutlichkeit, daß auch diejenigen Bildungen welche keine solche Beziehung zu einem Verbum zeigen, auf Wurzeln zurückgeführt werden müssen. Ihrer Bedeutung nach teilte man die Wurzeln gewöhnlich in zwei Klassen ein, nämlich Verbalwurzeln, auch prädikative oder nennende, aus denen Verba, Nomina, einige Präpositionen und Adverbia abgeleitet werden, und Pronominalwurzeln, auch demonstrative oder deutende, woher die übrigen Wortklassen stammen sollen. Für die Form wurde festgehalten, daß sie einsilbig seien. Für diese Annahme sprach teils das Ergebnis der grammatischen Analyse, teils eine allgemeine Erwägung, welche Adelung so ausdrückte: 'Jedes Wurzelwort war ursprünglich einsilbig, weil der noch rohe Naturmensch seine ganze Vorstellung mit einer Öffnung des Mundes hervordrängte'. Etwas subtiler Wilhelm von Humboldt: 'Man geht aber auch, wenn man die Frage bloß aus Ideen betrachtet, wohl nicht zu weit, indem man allgemein annimmt, daß ursprünglich jeder Begriff nur durch eine Silbe bezeichnet wurde. Der Begriff in der Sprachforschung ist der Eindruck, welchen das Objekt, ein äußeres oder inneres, auf den Menschen macht; und der durch die Lebendigkeit dieses Eindrucks der Brust entlockte Laut ist das Wort. Auf diesem Wege können nicht leicht zwei Laute einem Eindruck entsprechen' (angeführt bei Pott, Et. Forsch. 1, 216). Es liegt auf der Hand, daß diese Vorstellungsweise, auch vom Standpunkt der Boppschen Hypothese aus, nichts Zwingendes hat. Es konnte also von diesem Standpunkt aus nichts verschlagen, wenn die grammatische Einzelforschung, wie oben S. 119 gezeigt worden ist, dazu führte, auch mehrsilbige Wurzeln anzusetzen. Die historische Stellung der Wurzeln ergab sich mit Sicherheit, wenn man die Boppsche Hypothese zu Ende dachte. Wenn die Wörter durch Zusammensetzung aus prädikativen und demonstrativen Wurzeln entstanden sind, so

waren die Wurzeln vor den Wörtern da. Sie waren die Wörter der Ursprache und gingen mit der Vollendung der Flexion in die Wörter der Flexionssprache auf. Nimmt man nun aber unter Verzicht auf jeden Versuch einer Analyse die Flexionsformen unserer Sprachen und also auch der Ursprache einfach als gegeben an, so verändert sich natürlich auch der Begriff der Wurzel. Die Wurzel kann dann nur definiert werden als dasjenige Wortstück, welches von den Sprechenden als Träger der Wortbedeutung bei einer zusammengehörigen Familie von Wörtern oder einem einzelnen Worte gefühlt wird. Wo dieses Wortstück anfängt und wo es aufhört, darüber unterrichtet uns für die Gegenwart unsere unmittelbare Sprachempfindung, für die Vergangenheit die Vergleichung der in der Überlieferung gegebenen Worttypen. Bei dieser notwendig unhistorischen Auffassung entfällt denn auch die Verpflichtung, die Wurzeln nur für die Urperiode aufzustellen, sie lassen sich für jeden beliebigen Sprachdurchschnitt konstruieren. Dabei macht man selbstverständlich keinen Anspruch darauf, in ihnen Stücke ehemaliger Wirklichkeit zu sehen. Sie sind grammatische Abstraktionen, deren wir uns bedienen, um die Darstellung anschaulich zu machen.

Von der Wurzel ist die Base wohl zu unterscheiden. Wir nennen Base ein Wortstück, welches in urindogermanischer Zeit der Veränderung durch 'Ablaut' unterworfen war. So konstruieren wir z. B. mit Beziehung auf das Verbum, welches im Altindischen *bhāvati* 'er wird', Inf. *bhāvītum*, Part. *bhūtās* lautet, eine Basis **bheyā*, welche in *bhāvītum bhavi*, in *bhūtās bhū* lautet. Ebenso auf dem Gebiete derjenigen Wortstücke, welche nach der bisherigen Terminologie Suffixe heißen. So wird z. B. eine Basis *mesē* (*meso*) konstruiert, aus der man die Endungen dor. *μεσ* in *φέρομεσ*, ahd. *mēs* in *beramēs* ableitet. Die Basis kann also mit der Wurzel zusammenfallen, braucht es aber nicht. Sie umfaßt ein weiteres Gebiet als diese, insofern sie auch die Suffixe mit umfaßt; sie ist aber ihrem Begriffe nach begrenzter, insofern sie eine Figur ist, welche zu nichts anderm bestimmt ist, als dazu, unsere Ansicht über die Ablautsverhältnisse zur Anschauung zu bringen¹⁾.

Entsprechend wie mit der Wurzel verhält es sich mit dem

1) Anm. Dieser Begriff von Base ist aufgestellt worden von Brugmann KVG. S. 139. Man wird gewiß gut tun, sich diesem Sprachgebrauch anzuschließen.

Suffix. Wie dieser Begriff in die Grammatik gekommen ist, ist oben S. 26 erzählt worden. Innerhalb der ursprünglichen oder der weiterentwickelten Boppschen Anschauung nahm man an, daß durch Zusammensetzung der Wurzel mit gewissen Suffixen zunächst Stämme entstanden seien, und zwar auf dem Gebiet des Verbuns sowohl wie des Nomens und Pronomens. Den Ursprung der Stammbildungssuffixe suchte man teils bei den nennenden, teils bei den deutenden Wurzeln. Als die auf die Stammbildung folgende Schicht betrachtete man die Bildung der Personen und Kasus, und fand dabei entweder Pronomina, oder (bei einigen Kasus) Präpositionen tätig. Jetzt hat sich die Anschauung bei vielen Sprachforschern in entsprechender Weise, wie bei dem Begriff der Wurzel geändert. Man unterscheidet zwar, wie die Anforderungen der grammatischen Darstellung und unser Sprachgefühl es mit sich bringen, ebenso wie früher zwischen Stammbildungs- und Flexionssuffixen, aber man sieht in ihnen nur noch grammatische Abstraktionen, und man verhält sich gegen die Frage des Ursprungs gleichgültig, läßt es also, als nicht zu ermitteln, völlig dahingestellt, wie etwa das *ie* des Optativs oder das *s* des Aorists zu erklären sei. Neben den am Ende erscheinenden Suffixen oder Affixen nimmt man auch Infixe an, z. B. das *idg. ne* im ai. *yunákti* 'er verbindet' (neben dem Perfektum *yuyója*), ohne sich über die Entstehung einer solchen Form im näheren Rechenschaft geben zu können. Brugmann wählt in seinem neuesten Werke, um die Nebenvorstellung der Zusammensetzung, welche dem Ausdruck Suffix anhaftet, fernzuhalten, dafür das Kunstwort 'Formans'. Mir scheint es zweifelhaft, ob eine solche Umtaufung nötig ist. Man erreicht dasselbe, wenn man den Leser darauf hinweist, daß unsere Terminologie wechselnden Bedeutungsinhalt hat, und daß wir augenblicklich in bezug auf alle Ursprungshypothesen einen resignierten Standpunkt einnehmen.

3. Die Völkertrennungen.

Meine Darstellung hat sich jetzt der Frage zuzuwenden, wie aus der einen Ursprache, die wir annehmen, die vielen verwandten Sprachen, welche die Überlieferung uns zeigt, entstanden sein mögen¹⁾. Dabei kommen verschiedene Gesichtspunkte in Betracht. Man muß sich über das Verhältnis der Sprache

1) Vgl. die Literaturangaben bei Brugmann KVG. S. 27.

zu dem Volke, das sie spricht, über den Begriff des Dialektes und endlich über das Gebiet Asiens oder Europas klar werden, in welches die Anfänge des Indogermanentums zu verlegen sind. Was zunächst den ersten Punkt betrifft, so übernimmt in ungestörten Verhältnissen jede Generation die Sprache von der vorangehenden, es ist also die Sprache verwachsen mit dem Volk, das sie geschaffen hat. Aber bekanntlich sind im Laufe der wechselvollen Geschichte des menschlichen Geschlechts unzählige Störungen eingetreten. Es hat sich oft ereignet, daß ein Volk eine fremde Sprache angenommen hat, und es ist also nicht gestattet, von einer vorliegenden Sprachverwandtschaft ohne weiteres auf Blutsverwandtschaft zu schließen. Inwieweit nun derartige Störungen sich bei den einzelnen indogermanischen Völkern älterer Stufe oder etwa auch schon bei dem Urvolk zugetragen haben, ist natürlich schwer zu sagen. Wir haben wohl den Eindruck, daß die Verschiedenheit der indogermanischen Sprachen zum Teil darauf beruhen möge, daß anders sprechende Völker sich mit Indogermanen mischten, aber ein Nachweis ist kaum zu erbringen. Jedenfalls kann die Frage, ob Völkermischungen oder -aufsaugungen stattgefunden haben, nicht einseitig oder auch nur in irgend erheblichen Maße von der Linguistik entschieden werden. Ich habe das ganze nicht in den Rahmen dieser Einleitung gehörige Gebiet an dieser Stelle nur streifen wollen, um darauf hinzuweisen, daß indogermanische Sprache und indogermanisches Blut nicht notwendig zusammengehören.

Der zweite Punkt, der hier zur Erörterung steht, ist die Frage nach dem Verhältnis des Dialekts zur Gesamtsprache. Unter einem Dialekt¹⁾ verstehen wir einen Teil einer größeren Masse von Gesprochenem, insofern dieser Teil so hervorstechende Eigentümlichkeiten hat, daß er von den Trägern der verwandten Sprachmasse, insbesondere von den Nachbarn und von den Trägern des Dialekts selbst, als etwas von dem übrigen Abgesondertes betrachtet wird. Das größere zusammenhängende Ganze, von dem der Dialekt ein Teil ist, nennen wir Sprache. Die Sprache kann selbst wieder zu einer größeren Masse im Verhältnis des Dialekts stehen. Die Scheidung zwischen Dialekt und Sprache kann, wie schon aus den von mir gewählten Ausdrücken hervorgeht, nicht mit Sicherheit durchgeführt werden und ist vom rein linguistischen Standpunkt gleichgültig. Wir

1) Vgl. Oertel S. 91 ff.

haben, wenn wir diese Termini gebrauchen, stets gewisse politische und literarische Nebenvorstellungen, welche für die Wahl des Ausdrucks den Ausschlag geben. Es ist nicht meine Aufgabe, die Geschichte dieses Sprachgebrauchs darzustellen, ich habe nur zu erzählen, wie man sich die Spaltung der einen Ursprache in ihre Teile vorstellt, mag man diese nun Dialekte oder Sprachen nennen. Dabei ist, da von den älteren Forschern nur gelegentliche Äußerungen vorliegen, zuerst A. Schleicher zu berücksichtigen. Dieser Gelehrte ging von der Vorstellung einer vollkommen einheitlichen Grundsprache aus, welche keine nennenswerten dialektischen Verschiedenheiten in sich barg. Das Volk, welches schon eine lange Sprachentwicklung hinter sich hatte, muß schon zahlreich gewesen sein. Als es für das Land, in dem es wohnte, zu zahlreich wurde, wanderte ein Teil mit Weibern, Kindern und Herden aus. In den nunmehr getrennten Wohnsitzen bildeten beide Teile ihre Sprache in mancherlei Richtung um. So entstand z. B. in dem europäischen Teile das *e* neben *a* an Stelle des alten einheitlichen *a*. Derselbe Vorgang wiederholte sich nun immer wieder. So schieden sich z. B. die Europäer in Nord- und Südeuropäer, die ersteren in Baltslawen und Germanen, die andern in Griechen, Italiker und Kelten usf. Die Scheidungen brachte Schleicher bildlich in derselben Weise zur Anschauung, wie man es bei den Zeugungen innerhalb einer Familie tut. Man nennt deshalb seine Theorie die Stammbaumtheorie. Gegen diese Anschauung, die eine Zeitlang in Geltung war, z. B. von Georg Curtius angenommen wurde, mußte sich, wie wir jetzt einsehen, notwendig von einer Seite Widerspruch erheben, welche für solche Fragen besonders kompetent war, nämlich von den Forschern auf dem Gebiet der lebenden Sprachen. Ihnen mußte die Vorstellung einer dialektlosen Grundsprache anstößig erscheinen, denn wir finden überall in dem weiten Gebiet der lebenden indogermanischen Sprachen eine unübersehbare Fülle von Dialekten, und werden also wohl nicht umhin können, eine Mannigfaltigkeit auch für eine Grundsprache von einigem Umfang vorauszusetzen. Ferner erfuhren gerade diese Gelehrten täglich, daß nichts schwerer ist, als Dialektgrenzen festzustellen. In der Welt der gegebenen Tatsachen finden wir nicht Grenzlinien, sondern Grenzgürtel und wir kommen nicht aus, ohne daß wir Dialekte annehmen, die einen Übergang, eine Vermittlung zwischen zwei andern darstellen. Diese Anschauungen wurden zuerst, soviel wir wissen, 1870 in einem Vortrag, der der Zeit weit voraneilte,

aber damals nicht gedruckt wurde, von H. Schuchardt ausgesprochen (Über die Klassifikation der romanischen Mundarten, Probevorlesung gehalten zu Leipzig am 30. April 1870, gedruckt in Graz 1900). Ans Licht trat die Opposition gegen Schleicher zuerst in einem Vortrage, den Johannes Schmidt im folgenden Jahre in der indogermanischen Sektion der Leipziger Philologenversammlung hielt (Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen, Weimar 1872). Schmidt knüpft mit seiner Darlegung an einen Punkt an, in welchem einst Schleicher Bopp widersprochen hatte. Bopp hatte, namentlich weil die Behandlung der K-Laute im Iranischen und Slavischen auffällig zusammenstimmt, gemeint, daß die Absonderung der lettisch-slavischen Sprachen von der asiatischen Schwestersprache später eingetreten sei als die der klassischen, germanischen, keltischen Sprachen. Schleicher dagegen, dem die Gutturalen gleichgültig waren, weil er annahm, daß ihre Verschiedenheit sich in jeder Einzelsprache besonders entwickelt hätte, hatte eine scharfe Scheidung zwischen Europa und Asien vorgenommen. Schmidt nun stellte sich auf Bopps Seite, erblickte also keine Scheidung, sondern Zusammenhang und Vermittlung zwischen den beiden Weltteilen. Denselben Zustand findet er auch in Europa. Er erkennt an, daß Griechisch, Italisch und Keltisch nahe zusammengehören, aber eine historisch abgesonderte Gruppe bilden sie nicht. Denn wie das Italische zwischen dem Griechischen und Keltischen vermittelt, so vermittelt auf der andern Seite wieder das Keltische zwischen Italisch und Deutsch, sodann ferner das Deutsche zwischen Keltisch und Slavisch usf. Wir können uns also die indogermanischen Sprachen als eine große Kette aus verschiedenen Ringen vorstellen, welche in sich geschlossen ist und mithin weder Anfang noch Ende hat. Machen wir willkürlich einen Anfang beim Indisch-Iranischen, so folgt als nächster Ring das Litu-Slavische, dann das Germanische, das Keltische, das Italische, bis sich endlich das Griechische wieder an das Indo-Iranische anschließt. Über das Armenische und Albanesische, die damals noch nicht hinreichend erforscht waren, hatte sich Schmidt nicht entschieden. Diese Übergangs- oder Wellentheorie, wie ihr Urheber sie nennt, zieht also, soweit die ältesten Zustände in Betracht kommen, nirgends feste Grenzen, sondern sieht überall nur Vermittlung innerhalb eines Kontinuums. Die Entstehung fester Grenzen, die uns die Überlieferung doch tatsächlich zeigt, insofern nirgends Dialekte vorhanden sind, von

denen wir zweifeln, ob wir sie z. B. als Griechisch oder Italisch, Germanisch oder Slavisch ansprechen sollen, erklärt Schmidt folgendermaßen: 'Ein Geschlecht oder ein Stamm, welcher z. B. die Varietät F sprach, gewann durch politische, religiöse, soziale oder sonstige Verhältnisse ein Übergewicht über seine nächste Umgebung. Dadurch wurden die zunächst liegenden Sprachvarietäten G H I K nach der einen, E D C nach der andern Seite hin von F unterdrückt und durch F ersetzt. Nachdem dies geschehen war, grenzt F auf der einen Seite unmittelbar an B, auf der andern Seite unmittelbar an L, die mit beiden vermittelnden Varietäten waren auf gleiches Niveau mit F auf der einen Seite gehoben, auf der andern herabgedrückt. Damit war zwischen F und B einerseits, zwischen F und L andererseits eine scharfe Sprachgrenze gezogen' (a. a. O. S. 28). Beispiele dafür seien das Attische, das Stadtrömische und ähnliche Sprachen, welche allmählich die Dialekte überwältigten.

Diese Auffassung ist gewiß natürlich und ansprechend, aber sie betont nicht genug die Elementarereignisse im Völkerleben, welche plötzliche Trennungen zwischen zusammenwohnenden Menschen herbeizuführen pflegen, z. B. Mißernte und Futtermangel, Verdrängung durch fremde Wanderschwärme, kriegerische Ereignisse, Glaubensspaltungen. Zieht man derartiges genügend in Rechnung, so kann man die beiden vorgetragenen Meinungen wohl vereinigen: in der Zeit des Zusammenwohnens allmähliche Ausbildung von Varietäten, dann Spaltungen nach der Art, wie Schleicher sie dachte, und dann wieder in jeder abgesonderten Masse derselbe Vorgang.

Man hat natürlich gefragt, in welcher Reihenfolge die Loslösung der jetzt bestehenden Einzelsprachen von der Grundsprache stattgefunden haben möge, hat aber eine befriedigende Antwort noch kaum gefunden. Eine solche ist auch sehr schwierig. Zunächst muß man bedenken, daß alle Sprachen nur lückenhaft auf uns gekommen sind, so daß das *argumentum e silentio* fast nie mit Zuversicht angewendet werden kann. Sodann ist, wie Schmidt richtig betont, immer im Auge zu behalten, daß sprachliche Eigentümlichkeiten, welche eine Gruppe mit der andern nachbarlich verknüpften, auf einer Seite oder auf beiden Seiten wieder verschwinden können, so daß keine Spur des ursprünglichen Verhältnisses mehr vorhanden ist. Endlich hat uns die Erfahrung, daß sich unter verändertem Gesichtswinkel immer wieder andere Erklärungen sprachlicher Erscheinungen finden (z. B. Annahme von *bhi* und *mi* im Instrumentalis der

Ursprache, und nicht Entstehung von *m* im Slavisch-Germanischen), vorsichtig gemacht im Ziehen geschichtlicher Schlußfolgerungen. Was wir jetzt als sicher annehmen, ist die enge Gemeinschaft des Indischen und Iranischen auf der einen und des Baltischen und Slavischen (worüber genauere Nachweise erwünscht wären) auf der andern Seite. Eine gräkoitalische Epoche, wie Mommsen sie annahm, läßt sich nicht nachweisen, doch hat das Italische nachbarliche Berührungen mit dem Griechischen, andererseits aber auch, und in noch mehr in die Augen fallender Weise, mit dem Keltischen. Als Berührungen mit dem Griechischen führt Brugmann KVG. S. 20, auf dessen Ausführungen ich im übrigen verweise, folgende an: 1) den Übergang der indogermanischen *mediae aspiratae* in stimmlose Laute, 2) die Bildung des Genitivs pluralis der nominalen *ā*-Stämme auf *āsōm* (θεάων, *mensarum*, osk. *egmaxum*), 3) die Behandlung von *o*-Stämmen als Feminina, wie ἡ φηγός, lat. *haec fagus*.

Endlich sei noch eines Problems Erwähnung getan, das nicht eigentlich der Grammatik, sondern der Urgeschichte angehört, der Frage nach dem Sitze des indogermanischen Urvolks. Nachdem man früher Asien in Anspruch genommen hatte, entscheidet man sich jetzt meist für Europa, und zwar hat Schraders Ansetzung in Südrußland viel Beifall gefunden (vgl. den Artikel Urheimat der Indogermanen in O. Schrader, Reallexikon der Indogermanischen Altertumskunde, Straßburg 1901). Ein sicheres Urteil ist meiner Ansicht nach nicht möglich.

Der Leser wird aus den vorstehenden Ausführungen, wie ich nicht zweifle, den Eindruck mitnehmen, daß an mehreren Punkten ein Rückzug angetreten worden ist. Die Sprachwissenschaft nahm im Anfang einen hohen Flug, man traute sich zu, das Geheimnis der Formen- und Wortbildung entschleiern zu können, man konstruierte mit Zuversicht eine Ursprache, wies dem Urvolk, das diese sprach, den Wohnsitz an und verfolgte seine Teilungen und die Wanderungen der Volksteile; jetzt aber stehen wir solchen glottogonischen und ethnologischen Problemen vorsichtig tastend, zweifelnd und nicht selten achselzuckend gegenüber. Ob in dieser Entwicklung ein wissenschaftlicher Fortschritt zu erkennen ist oder nicht, mag jeder nach seiner gesamten wissenschaftlichen Stimmung entscheiden. Das eine ist gewiß, daß wir die Grade in der Sicherheit des Erkennens besser unterscheiden gelernt haben, als früher der Fall war. Man kann in dieser Hinsicht sozusagen drei Schichten unter-

scheiden. Unsere erste Aufgabe ist die Erkundung des in den Einzelsprachen Gegebenen. Darin haben wir erstaunliche Fortschritte gemacht. Die Masse dessen, was gewußt wird, ist enorm, und die Anforderungen an den einzelnen Forscher sind hoch gespannt. Unsere zweite Aufgabe ist die Vergleichung in dem Sinne, daß das Gemeinsame ermittelt und damit in jedem Einzelfalle der Punkt bestimmt wird, wo die einzelsprachliche Entwicklung anfängt. Diese Punkte sind nun freilich oft nicht genau zu fixieren. Man muß es nicht selten dahingestellt sein lassen, ob eine urindogermanische oder nur eine gemeinindogermanische Erscheinung vorliegt. Es gibt kein allgemeingültiges methodisches Hilfsmittel, welches uns einen Ausweg aus derartigen Schwierigkeiten böte. Man muß eben im einzelnen Fall erwägen, welche Annahme die wahrscheinlichere ist. Die dritte Schicht umfaßt die Urprobleme, namentlich die Frage nach dem Ursprung der Flexionsformen. Die meisten von uns sind im Augenblick ermüdet und geneigt, eine Beantwortung abzulehnen. Es ist aber wahrscheinlich, daß die fortschreitende Erforschung der nichtindogermanischen Sprachen immer wieder Veranlassung geben wird, auf das jetzt beiseite Gelegte zurückzukommen. Dessen aber wird man wohl immer eingedenk bleiben, daß sich der Natur der Sache nach auf diesem Gebiet nur unsichere Resultate gewinnen lassen.

Siebentes Kapitel.

Der Lautwandel.¹⁾

1. Historisches.

Daß die lautliche Gestalt der Wörter sich im Laufe der Zeit verändert, ist natürlich auch den Alten nicht entgangen, sie haben aber, soviel ich weiß, über die Art und die Gründe solcher Veränderungen eine Theorie nicht aufgestellt. Man nahm, wie es scheint, unbedenklich Veränderungen aller Art an, sowie die etymologischen Kombinationen, denen man Wörter und Wortformen unterwarf, es verlangten. Später (ich weiß nicht genau, seit wann), suchte man den Grund von Veränderungen gern in der Rücksicht auf den Wohlklang (euphonische Veränderungen). Wie Humboldt, Bopp und seine Zeitgenossen sich verhielten, ist oben dargestellt worden und braucht nicht wiederholt zu werden. Hier wird es am zweckdienlichsten sein, wenn ich an die Äußerungen eines der Organisatoren der Sprachforschung, Georg Curtius, anknüpfe. Curtius' Streben war, wie oben S. 87 erzählt worden ist, hauptsächlich darauf gerichtet, in der Lautwelt eine strengere Ordnung nachzuweisen, als seinen Vorgängern gelungen war, und somit für die Etymologie eine festere Methode zu begründen. Träten — so sagt er Grundz. S. 80 — in der Lautgeschichte wirklich so erhebliche spora-

1) Siehe die Ausführungen und Literaturangaben von E. Wechsler *Gibt es Lautgesetze?* Halle 1900, aus den Forschungen zur romanischen Philologie, Festgabe für Hermann Suchier; B. Delbrück, *Grundfragen der Sprachforschung* 1902 S. 94 ff; derselbe, *Das Wesen der Lautgesetze* in den *Annalen der Naturphilosophie* (Leipzig bei Veit 1902); Oertel 189 ff.

dische Verirrungen und völlig krankhafte, unberechenbare Lautentstellungen ein, wie sie von manchen Gelehrten mit Zuversicht angenommen werden, so müßten wir in der Tat auf alles Etymologisieren verzichten. Denn nur das Gesetzmäßige und innerlich Zusammenhängende läßt sich wissenschaftlich erforschen, das Willkürliche höchstens erraten, nie erschließen. 'So schlimm aber steht es, denke ich, nicht', vielmehr 'lassen sich gerade in dem Leben der Laute am sichersten feste Gesetze erkennen, die sich beinahe mit der Konsequenz von Naturkräften geltend machen' (81). Curtius will deshalb, wenn er auch von der regelmäßigen Lautvertretung eine unregelmäßige oder sporadische unterscheidet, damit keineswegs sagen, daß ein Teil der Lautverwandlung allen Gesetzen enthoben und somit dem Zufall und der Willkür preisgegeben sei. 'Es versteht sich', wie er anderswo (90) bemerkt, 'von selbst, daß wir weder die eine noch die andere Lautbewegung für zufällig halten, sondern von der Ansicht ausgehen, daß Gesetze, wie die ganze Sprache, so auch diese lautliche Seite durchdringen.' Die Gesetzmäßigkeit zeigt sich vor allem darin, daß der Lautwandel eine gewisse Tendenz oder Richtung verfolgt, und zwar ist die Grundrichtung der Lautveränderung die abwärts steigende, abnehmende oder, wie Curtius es am liebsten ausdrückt, die der Verwitterung. 'Denn in der Tat liegt die Vergleichung mit den durch atmosphärische Einflüsse allmählich abnehmenden und hinschwindenden, trotzdem aber so beharrlich ihren Kern bewahrenden Gesteinen sehr nahe.' Natürlich liegt bei den Lauten der Grund der Abnahme nicht in der Einwirkung äußerer Mächte, sondern beruht auf der menschlichen Bequemlichkeit, die sich die Aussprache immer leichter und leichter zu gestalten sucht. 'Bequemlichkeit ist und bleibt der Hauptanlaß des Lautwandels unter allen Umständen' (23). Die Bequemlichkeit äußert sich aber hauptsächlich in zwei Richtungen. Einmal vertauscht man die unbequemere Artikulationsstelle gern mit der bequemeren, und demnach läßt sich, da die weiter nach hinten gelegene Stelle die unbequemere ist, als allgemeine Richtung der Lautbewegung die Richtung von hinten nach vorn feststellen. So entsteht wohl *p* aus *k*, aber nicht *k* aus *p*. Sodann ersetzt man den seiner Art nach schwerer sprechbaren Laut durch den leichter sprechbaren, es gehen mithin z. B. die sog. Explosivlaute in die sog. Frikativlaute über, während der entgegengesetzte Gang nicht vorliegt. So wird wohl *t* zu *s*, aber nicht *s* zu *t*. Diesen Hauptnormen, deren Gültigkeit Curtius im

speziellen nachzuweisen sucht, ist aller Lautwandel unterworfen, auch der sporadische. Auch für die sporadische Lautvertretung muß uns der Grundsatz als Richtschnur dienen, daß nur ein Übergang des stärkeren Lautes in den schwächeren, nicht umgekehrt zu erwarten ist (437).

Wenn nun so der Lautwandel an eine bestimmte Richtung gebunden ist, so hat er doch innerhalb dieser Richtung eine gewisse Freiheit der Bewegung. Dahin gehört es z. B., wenn in den europäischen Sprachen das alte *a* bald durch *ā*, bald durch *e*, bald durch *o* vertreten ist, wenn das alte *k* im Griechischen als *κ τ π* erscheint. Derartige Unregelmäßigkeiten haben wieder ihre Regelmäßigkeit in kleineren Kreisen, aber es gibt auch vereinzelte Ausnahmen, Unregelmäßigkeiten, Trübungen, Abnormitäten. Eine solche ist z. B., wenn in *σδς* neben *δς* das *σ* einmal erhalten bleibt, obgleich sonst ein anlautendes indogermanisches *s* vor Vokalen im Griechischen wegfällt. Diese Ausnahmen sind nun wenigstens teilweise zu erklären, wenn man sich zweier Triebe erinnert, die im Sprachleben herrschen, das sind das Streben, die bedeutungsvollen Laute oder Silben zu konservieren, und die Analogie. Über den ersteren Punkt hat Curtius sich vor allem in seinen Bemerkungen über die Tragweite der Lautgesetze, insbesondere im Griechischen und Lateinischen (Ber. der phil.-hist. Klasse der Königl. Sächs. Ges. der Wissenschaften 1870), ausgesprochen. Er führt in dieser Abhandlung aus, daß Laute und Silben, die als bedeutungstragend empfunden werden, der Verwitterung länger Widerstand leisten als andere, und daß also bei der Beurteilung des Lautwandels die Wichtigkeit des Lautes nicht vernachlässigt werden darf. Als Beispiel diene, was über das *ι* des Optativs bemerkt wird: 'Im allgemeinen hatten die Griechen eine starke Neigung, den Diphthongen auf *ι* den letzteren Laut vor Vokalen zu entziehen, daher *αιω*, *ειω* *οιω* für älteres *ajāmi*, *ποιέω* häufig für *ποιέω* usw. Derselben Neigung folgten sie im Gen. sing., wo schon vor alters *οιο* zu *οο* und weiter zu *ου*, dor. äol. *ω* herabsank. Dagegen blieb das *οι* in Optativformen wie *δοίην*, *λέγοιεν*, *γενοίατο*, *ποιοίην* unangefochten. Nur als äolisch ist *λαχόην* = *λάχοιμι* überliefert (Ahr. 133). Offenbar bedurfte das Moduszeichen größerer Schonung als das *ι* des Genitivs. Der letztere Kasus blieb auch ohne *ι*, ja selbst nach erfolgter Kontraktion klar erkennbar, die Optativbildungen würden ohne jenes Jota fast unkenntlich, jedenfalls aber den übrigen Formen desselben Modus sehr unähnlich werden' usw. Man ist jetzt von dieser Auffassung

zurückgekommen. Wenn in *δοίην* das *ι* nicht verschwindet, so schreiben wir das vielmehr dem Umstande zu, daß *δοίην* mit Formen wie *δοίμεν* usw. assoziiert war, in denen das *οι* notwendig erhalten bleiben mußte. Dagegen stimmen wir Curtius zu in bezug auf die Wirksamkeit der Analogie. Ihm ist (wenn er auch in der Praxis von dem Prinzip der Analogie sparsamere Anwendung machte, als wir für richtig halten) die Wichtigkeit desselben keineswegs entgangen. In dieser Beziehung ist namentlich ein Satz der oben angeführten Abhandlung (vom Jahre 1870) S. 2 von Interesse, der so lautet: 'Für die Sprachforschung sind zwei Fundamentalbegriffe von der höchsten Wichtigkeit, der der Analogie und der des Lautgesetzes. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß auf der Ausdehnung, welche man jedem dieser beiden Begriffe im Leben der Sprachen glaubt geben zu müssen, ein großer Teil der Meinungsverschiedenheit beruht, welche über Einzelfragen stattfindet.' Man sieht, wie die Diskussion über Lautgesetz und Analogie, welche das letzte Vierteljahrhundert der Sprachforschung erfüllt hat und jetzt zu einem gewissen Abschluß gelangt ist, schon damals in der Luft lag. Ferner merkt man, wie die Behauptung, die Lautgesetze seien ausnahmslos, sich vorbereitet. Wer diese Meinung zuerst ausgesprochen habe, darüber wird gestritten. Man hat gemeint, Schleicher sei der Urheber. Mir scheint das nach dem, was ich oben S. 92 ausgeführt habe, nicht sicher, da die Äußerung Schleichers, auf die es ankommt, auch anders verstanden werden kann. Unzweideutig dagegen ist folgende Ausführung von W. Scherer aus dem Jahre 1875 (Preußische Jahrbücher, 35, 107, angeführt bei J. Schmidt KZ. 28, 308: 'Die Veränderung der Laute, die wir in beglaubigter Sprachgeschichte beobachten können, vollzieht sich nach festen Gesetzen, welche keine andere als wiederum gesetzmäßige Störung erfahren.' Etwas später fällt eine gedruckte Erklärung von Leskien, der in seinen Vorlesungen am wirksamsten für diesen Gedanken Propaganda gemacht hat (Die Deklination im Slavisch-Litauischen und Germanischen, Preisschriften der Jablonowskischen Gesellschaft Leipzig 1876, S. XXVIII und 1). Er sagt: 'Bei der Untersuchung bin ich von dem Grundsatz ausgegangen, daß die uns überlieferte Gestalt eines Kasus niemals auf einer Ausnahme von den sonst befolgten Lautgesetzen beruhe. Um nicht mißverstanden zu werden, möchte ich noch hinzufügen: versteht man unter Ausnahmen solche Fälle, in denen der zu erwartende Lautwandel aus bestimmten erkennbaren Ursachen

nicht eingetreten ist, z. B. das Unterbleiben der Verschiebung im Deutschen in Lautgruppen wie *st* usw., wo also gewissermaßen eine Regel die andere durchkreuzt, so ist gegen den Satz, die Lautgesetze seien nicht ausnahmslos, natürlich nichts einzuwenden. Das Gesetz wird eben dadurch nicht aufgehoben, und wirkt, wo diese oder andere Störungen, die Wirkungen anderer Gesetze, nicht vorhanden sind, in der zu erwartenden Weise. Läßt man aber beliebige, zufällige, untereinander in keinen Zusammenhang zu bringende Abweichungen zu, so erklärt man im Grunde damit, daß das Objekt der Untersuchung, die Sprache, der wissenschaftlichen Erkenntnis nicht zugänglich ist.' Daran schließt sich, was Osthoff und Brugmann Morph. Unters. 1, XIII aussprechen: 'Aller Lautwandel, soweit er mechanisch vor sich geht, vollzieht sich nach ausnahmslosen Gesetzen, d. h. die Richtung der Lautbewegung ist bei allen Angehörigen einer Sprachgenossenschaft, außer dem Fall, daß Dialektspaltung eintritt, stets dieselbe, und alle Wörter, in denen der der Lautbewegung unterworfenen Laut unter gleichen Verhältnissen erscheint, werden ohne Ausnahme von der Änderung ergriffen.' Daneben erscheint auch oft die unbedingte Fassung: Alle Lautgesetze wirken blind, mit blinder Naturnotwendigkeit, oder ähnlich.

Die Lautgesetze, von denen hier die Rede ist, wurden damals wohl mit Naturgesetzen verglichen, wie die Physik sie kennt. Gegen diese irrthümliche Auffassung wendeten sich im Jahre 1880 unabhängig voneinander Paul und ich. Und zwar äußerte sich Paul in den Prinzipien S. 55, wie folgt: 'In dem Sinne, wie wir in der Physik oder Chemie von Gesetzen reden, ist der Begriff »Lautgesetz« nicht zu verstehen. Das Lautgesetz sagt nicht aus, was unter gewissen allgemeinen Bedingungen immer wieder eintreten muß, sondern es konstatiert nur die Gleichmäßigkeit innerhalb einer Gruppe bestimmter historischer Erscheinungen.' Entsprechend sagte ich in der ersten Auflage dieser Schrift S. 128: 'Nicht billigen kann ich die Bezeichnung der Lautgesetze als Naturgesetze. Mit chemischen oder physikalischen Gesetzen haben offenbar diese geschichtlichen Gleichmäßigkeiten keine Ähnlichkeit. Die Sprache setzt sich aus menschlichen Handlungen zusammen, und folglich gehören die Lautgesetze nicht in die Lehre von der Gesetzmäßigkeit der Naturvorgänge, sondern in die Lehre von der Gesetzmäßigkeit der scheinbar willkürlichen menschlichen Handlungen.' Betrachte ich jetzt diese Formulierung von 1880 genauer, so finde ich,

daß in ihr eins fehlt, nämlich der Hinweis auf den gesellschaftlichen Charakter der Sprache, welche sich aus unzähligen aufeinander einwirkenden Handlungen einzelner Individuen zusammensetzt. Es konnte, wenn man sich bei der gegebenen Fassung beruhigte, immer noch etwas von dem Irrtum bestehen bleiben, als sei die Sprache ein Etwas, das sich nach gewissen ihm innewohnenden Gesetzen entwickelt. Gegen einen derartigen Irrtum, von dem ich nicht genau zu sagen weiß, inwieweit er damals etwa noch bei mir und andern nachwirkte, wandte sich die höchst förderliche kritische Arbeit von H. Schuchardt, *Über die Lautgesetze*, Berlin 1885, der eindringlich vor aprioristischen theoretischen Aufstellungen warnte. In derselben Richtung wirkte die Auffassung der Phonetiker, unter denen Sievers und Bremer besonders genannt sein mögen, welche die nüchterne, durch tatsächliche Beobachtungen gestützte Auffassung zum Ausdruck brachten, daß jede Veränderung von einer kleinen Gruppe ausgeht, sich allmählich ausbreitet und endlich zur Herrschaft gelangt. Allen diesen Anregungen folgend, stellen wir uns jetzt, wie mit besonderer Deutlichkeit aus der übersichtlichen Darstellung von Oertel hervorgeht, die Sache so vor, daß nur eine kleine Anzahl von Menschen bei den Änderungen der Aussprache spontan tätig ist, die große Mehrzahl aber sich nachahmend verhält, und daß die Gleichmäßigkeit in der Aussprache darum und insoweit vorhanden ist, weil und inwieweit die Ausgleichung innerhalb einer Verkehrsgemeinschaft eingetreten ist.

2. Arten des Lautwandels.

Im Laufe der Zeit haben sich einige Einteilungen der mannigfachen Vorgänge des Lautwandels ergeben, von denen zunächst die in springenden (sprunghaften) und allmählichen erwähnt werden mag. Ein Beispiel springenden Lautwandels würde sein der Übergang der gutturalen, unter Lippenrundung hervorgebrachten Explosivlaute in labiale Laute, z. B. osk. *petur* neben lat. *quatuor*, welches den älteren Laut bewahrt hat, oder, wenn man nicht die Veränderung eines Einzellautes, sondern einer Silbe ins Auge faßt, der Übergang von altnd. *brestan* in mittelnd. *bersten* und ähnliche Metathesen. Einen Beleg für allmählichen Übergang bieten die Schicksale von *k t p* im Althochdeutschen, wenn diese Laute zwischen Vokalen stehen. In diesem Falle ist auf dem ganzen hochdeutschen Sprachgebiet

aus dem einfachen Verschlußlaut eine Doppelspirans (*xx, ff, hh*) geworden, z. B. altsächsisch *etan* ahd. *ëxxan* essen, alts. *opan* ahd. *offan* offen, alts. *makon* ahd. *mahhōn* machen. Dabei hat man anzunehmen, daß aus der Tenuis zuerst die Tenuis aspirata wurde, also *ëthan ophan mahhōn*. Diese Veränderung ist, wie Sievers Phonetik⁴ S. 262 bemerkt, übrigens auch auf der Hand liegt, durch eine Steigerung des Exspirationsdruckes, also eine Verstärkung des Expirationsstromes bewirkt worden. Dann folgt die Affrikation, es entstehen *tx pf kx*. Die Affrikation ist, wie Sievers sich ausdrückt, 'die Folge des verlangsamten Überganges zur Stellung des folgenden Öffnungslautes'. Die Doppelspirans endlich entstand, indem der explosive Laut sich dem folgenden Reibelaut assimilierte.

Ein zweiter, neben dem ebengenannten hergehender Unterschied ist der zwischen unbedingtem und bedingtem Lautwandel. Den ersteren beschreibt Brugmann KVG. S. 38 so: 'Unbedingten Lautwandel nennt man den Wandel, den eine Einzelartikulation erfährt, ohne daß dabei die besondere Art der begleitenden Artikulationen oder die Betonung oder das Sprachtempo einen bestimmenden Einfluß üben'. Als ein Beispiel mag dienen aus dem Griechischen der ionisch-attische Übergang von *ā* in *ē* und aus dem Deutschen, was ich in dem angeführten Aufsatz über die Lautgesetze von den Schicksalen des aus der Urzeit überlieferten Diphthongen *ai* im Althochdeutschen berichtet habe.¹⁾ Das *ai* ist daselbst zu *ei* geworden, z. B. *dails teil Teil, hailt heil heil, taikns zeihhan Zeichen, hlaifs hleib* oder *leip Leib* (*Laib* geschrieben zum Unterschied von *Leib* ahd. *lip*), *haims heim Heim, braiths breit breit, skaidan sceidan scheiden, aiths eid Eid, maists meist meist, gails geiz Geiß, wait weiz (ich) weiß, hwaiteis weixxi Weixen, haitan heixan heißen, gamains gimeini gemein, stains stein Stein, hrains (h)reini rein, ains ein ein*. Der Übergang von *ai* zu *ei* hat sich im 8. Jahrhundert vollzogen. Im einzelnen gibt Braune Ahd. Gr. S. 31 an, daß in Urkunden aus St. Gallen bis 762 nur *ai* herrscht, von 763 bis 793 ein Schwanken zwischen *ai* und *ei* stattfindet, später aber sich nur *ei* findet. Das *ei* ist dann jahrhundertlang geblieben, im mittelhochdeutschen Alemannisch und Bayrisch aber ist *ei* wieder zu *ai* geworden, z. B.

1) Der Diphthong *ai* ist hier als Ganzes betrachtet. Teilt man ihn in seine Bestandteile, so ist der Lautwandel jedes einzelnen ein bedingter. — Bei den Beispielen ist zuerst das gotische, dann das althochdeutsche, dann das neuhochdeutsche Wort genannt.

stain, und ebenso in der jetzigen hochdeutschen Umgangssprache. Das Verhalten der Sprachorgane, als in althochdeutscher Zeit *ai* in *ei* übergang, kann man etwa so beschreiben: der Unterschied der Stellung bei der Aussprache des *a* und des *i* wurde verringert, die erstere Stellung hat sich der zweiten genähert (vgl. Sievers Phonetik⁴, S. 251).

Einen Beleg für bedingten Lautwandel liefert das Schicksal desselben *ai* in der Nähe gewisser Konsonanten. In dem Falle nämlich, daß auf das *ai* ein aus älterer Zeit ererbtes *h*, ein *r* oder *w* folgte, und in gewissen hier nicht zu erörternden Fällen auch im Auslaut, wurde *ai* zu *ē*. Beispiele sind: *thlaihan flehan flehen*, *mais mēr mehr*, *airis ēr cher*, *laisjan lēren lehren*, *aiws 'Ewigkeit' ēwa 'Ewigkeit' ewig ewig*, *saiwala sēla* (aus *sewla*) *Seele*, *saiws sēo* (Genitiv *sēwes*) *See*, *snaiws snēo* (*snēwes*) *Schnee*, *wai wē weh*. Dieser Übergang ist etwas älter als der vorhin behandelte. Er war in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts bereits vollendet. Die Zwischenstufe zwischen *ai* und *ē* bildet *ae*. Es hat also zunächst durch die Einwirkung des *h w r*, deren Artikulation dem *e* näher gelegen haben muß als dem *i*, eine Verwandlung des *i* in *e* stattgefunden, so daß der Diphthong *ae* entstand. In diesem näherte sich die Aussprache des *a* der des zweiten Bestandteils (wie bei *ai*, das zu *ei* wurde), und schließlich wurde der Unterschied zwischen der Zungenstellung des ersten und des zweiten Bestandteils gleich Null, d. h. es entstand ein Monophthong. Einen Beleg für die Einwirkung der Betonung bietet die Verwandlung des alten *ō* in *uo* in derselben Sprachperiode. Ich habe darüber a. a. O. folgendes ausgeführt: 'Das alte *ō* wird im Althochdeutschen zu *uo*, woraus jetzt langes *u* geworden ist, z. B. *sōkjan suohhan suchen*, *fōtus fuox Fuß*, *brōthar bruodar Bruder*, *mōds muot Mut*, *flōdus fluot Flut*, *hrōpjan ruofan rufen*, *blōma bluoma Blume*, *stōls stuol Stuhl*, *fōr fuor (er) fuhr*, *skōhs scuoh Schuh*. Als Zwischenstufen zwischen *ō* und *uo* finden sich *oa ua*. Die zeitliche Entwicklung ist nicht in allen hochdeutschen Mundarten dieselbe. Ich führe an, was Braune über das Alemannische sagt: »Im Alemannischen beginnt die Diphthongierung des *ō* nach 760, ihre älteste Form ist *oa*, welche nur im 8. Jahrhundert neben *ō* vorkommt, während nur selten sich die Formen *ua uo* finden. Gegen Ende des 8. Jahrhunderts nimmt *ua* an Häufigkeit zu und verdrängt um 800 die Formen *ō oa* gänzlich; *ua* ist im 9. Jahrhundert die herrschende Form und charakterisiert den alemannischen Dialekt gegenüber dem bayrischen und fränkischen. Neben *ua*

zeigt sich *uo*, welches allmählich häufiger wird und schließlich das *uu* verdrängt, so daß nach 900 *uo* im Alemannischen feststeht.« Es wird nicht wohl möglich sein, sich über die einzelnen Etappen der Entwicklung genauer Rechenschaft zu geben; das aber ist vollkommen klar, daß die Diphthongierung des *ō* auf einer zu einer gewissen Zeit eingetretenen Verschiebung in der Betonung beruht. Während früher das *o* gestoßenen Ton trug, erhielt es im Althochdeutschen geschleifte Betonung, d. h. es entwickelte sich ein Unterschied, wie er bei norddeutscher Aussprache zwischen *er bräut* und *die Braüt* zur Erscheinung kommt.⁷ Es ist anzunehmen, daß bei fortschreitender Erkenntnis sich für uns das Gebiet des bedingten Lautwandels immer mehr erweitern wird.

Innerhalb des großen Gebietes des bedingten Wandels hat man an der Hand der Erfahrung allmählich allerhand Unterabteilungen zu machen gelernt. Brugmann unterscheidet: Kontaktwirkung in Sonantengruppen (darunter Kontraktion), Wirkung von Konsonanten auf Sonanten in Kontaktstellung, Sonantierung von Konsonanten und Vokalanaptyxis, Konsonantengeminierung, Palatalisierung (Moullierung) und Labialisierung (Rundung) von Konsonanten und Epenthese, Assimilation von Konsonanten an Konsonanten in Kontaktstellung, Einschlebung von Konsonanten, Vereinfachung geminierter Konsonanten, Assimilation von Vokalen an Vokale in Fernstellung, Assimilation von Konsonanten an Konsonanten in Fernstellung, dissimilatorische Änderung und Bewahrung von Konsonanten durch Konsonanten in Fernstellung, dissimilatorische Verdrängung von Konsonanten durch Konsonanten in Fernstellung, haplogische Silbenellipse, Lautversetzung (Metathese), Wirkungen des Akzentsitzes, Satzphonetik. Über alle diese Dinge soll hier nicht gehandelt werden, weil ich dem von Brugmann KVG. S. 200 ff. Ausgeführten etwas Wesentliches nicht hinzuzufügen habe.

Allgemeines.

Von dem Lautstand wird behauptet, daß er in gewissen örtlichen und zeitlichen Grenzen gleichmäßig sei, d. h. daß die Lautungen, welche unter den gleichen Bedingungen stehen, von den Sprechenden stets in der gleichen Weise hervorgebracht werden, abgesehen natürlich von gewissen persönlichen Eigenheiten, welche für den Gesamteindruck als unwesentlich gelten können, so daß also z. B. ein *a* in allen Wörtern

gleich gesprochen wird, nicht etwa in dem einen Worte nach *o* hin, in dem andern nach *e* hin. Durch die Klausel von den gleichen Bedingungen soll z. B. darauf hingewiesen werden, daß, was wir gleich schreiben, oft tatsächlich etwas Verschiedenes ist, z. B. das *k* vor *i* etwas anderes als das *k* vor *u*, so daß man also nicht sagen darf, das *k* wird in diesem Dialekt so und so gesprochen, sondern das *k* vor *i* usw. Ferner darauf, daß es Wörter gibt, welche gewohnheitsmäßig nachlässig gesprochen werden, also unter andern Bedingungen stehen als die übrigen, z. B. gewisse Grußformeln (vgl. Thurneysen, Die Etymologie, Freiburger Prorektoratsrede von 1904, S. 23). Gleichmäßige Lautbehandlung findet nur statt bei Wörtern, auf deren Aussprache eine durchschnittlich gleiche Sorgfalt verwendet wird. Die örtlichen Grenzen, innerhalb deren sich eine bestimmte Aussprache findet, lassen sich bei lebenden Sprachen, wenn unsere Kenntnis eindringend genug ist, genau angeben, indem wir sagen, daß in den und den Städten und Dörfern ein Elementarbestandteil der Sprache so und so ausgesprochen wird, dagegen ist die Angabe des Dialekts als Heimat einer bestimmten Aussprache nicht immer genau, weil, wie wir oben S. 139 sahen, Dialektgrenzen sich nicht immer exakt angeben lassen, indem es vorkommt, daß irgendeine Lauterscheinung nicht so weit oder weiter reicht als andere, deren Auftreten zusammengenommen das Charakteristische eines Dialekts ausmacht. Die Gleichheit der Aussprache braucht nicht in dem ganzen in Betracht kommenden Gebiet eine absolute zu sein, es wird nur verlangt, daß die etwa vorhandenen Unterschiede als unerheblich nach dem Urteil der Sprechenden nicht ins Gewicht fallen. Der Zeitpunkt, an dem eine Änderung der Aussprache beginnt, läßt sich nach Tag und Stunde nicht festsetzen. Denn wenn in der Tat, wie wir annehmen, die Änderung an einem Punkte beginnt und sich von da aus ausbreitet, so werden Übergangszustände anzunehmen sein, in denen ein Teil der Sprachgenossen noch so, ein anderer schon so spricht. Blicken wir aber zurück auf die uns bekannte Geschichte einer Sprache, so zeigt sich deutlich, daß die Herrschaft eines Gesetzes nur eine Zeitlang dauert, dann aber aufhört. So ließen z. B. die Jonier alle langen \bar{a} in einer gewissen, nicht näher zu bestimmenden Zeit in τ_1 übergehen. Später entstanden in demselben Dialekt neue lange *a*, z. B. in $\pi\bar{\alpha}\sigma\alpha$ (aus $\pi\alpha\nu\sigma\alpha$), diese waren dem Übergang nicht mehr unterworfen. Um nun innerhalb einer örtlich und zeitlich abgegrenzten Masse von Gesprochenem die Gleichmäßigkeiten der Lautentwick-

lung beobachten zu können, muß man gewisse, in der bisherigen Darstellung noch nicht erwähnte Vorsichtsmaßregeln anwenden. Man muß zunächst die vorhandenen Fremdwörter außer Betracht lassen. Es liegt ja auf der Hand, daß man die Aussprache eines deutschen Dialektes nicht oder wenigstens nur selten an den französischen Lehnwörtern beobachten kann, die in ihn aufgenommen worden sind. Einen Teil derselben will man französisch, einen andern deutsch aussprechen, beides aber gelingt nur unvollkommen. Ferner ist klar, daß man hochdeutsche Lautgesetze nicht aus niederdeutschen Wörtern schließen darf, die in das Hochdeutsche eingedrungen sind, z. B. nicht aus dem niederdeutschen Lehnwort *echt* schließen darf, daß im Hochdeutschen *ft* zu *cht* wird. Natürlich sind die Schriftsprachen am vollsten von Lehnwörtern, indessen enthalten auch die Mundarten mehr, als man denken sollte, wie z. B. die treffliche Untersuchung von Brandstetter über das Lehnwort in der Luzerner Mundart zeigt (R. Brandstetter, Drei Abhandlungen über das Lehnwort, Luzern 1900). Das reinste Bild dürften Mundarten in entlegenen Gebirgstälern bieten, wie die von Kerenz im Kanton Glarus ist, welche Winteler im Jahre 1876 beschrieben hat (vgl. oben S. 104). Eine zweite Vorsichtsmaßregel wäre die, daß man, da es sich ja nur um die Veränderungen der Aussprache handelt, von den Wirkungen der Analogie absieht. Denn es ist klar, daß, wenn z. B. aus dem älteren *sie starben* das jetzige *sie starben* geworden ist, das *a* nicht aus einer Änderung der Aussprache des *u* zu erklären ist, sondern aus einer Einwirkung, welche die Form *starb* auf die Form *starben* geübt hat. Von diesen Analogiewirkungen wird im folgenden Kapitel die Rede sein.

Nach diesen Vorbereitungen kann meine Darstellung sich dem wichtigsten Problem zuwenden, der Frage nämlich, warum sich die Aussprache verändert. Dabei wäre zunächst zu fragen, ob die Menschen bei der Veränderung einen Zweck im Auge haben. Darauf ist mit nein zu antworten. Die Veränderungen werden im allgemeinen vollzogen, ohne daß der einzelne Sprechende ein Bewußtsein davon hat. Zwar kann gelegentlich von der älteren Generation das Alte im Gegensatz gegen eine von der jüngeren Generation begonnene Neuerung mit Bewußtsein festgehalten werden, es kann wohl auch einmal ein einzelner eine besondere Aussprache eines Lautes mit Bewußtsein anfangen und durchsetzen, weil er an ihr Gefallen findet (vgl. Grundfragen S. 100); es ist auch richtig, daß wir in der Schule angehalten werden, gewisse Arten der Aussprache

mit Bewußtsein zu gebrauchen und andere zu meiden, aber im allgemeinen zeigt unsere tägliche Beobachtung, daß die Menschen nicht wissen, wie sie aussprechen. Haben sie aber kein Bewußtsein von den Veränderungen, so kann ihnen auch ein Zweck nicht vorschweben. Man hat also nicht nach diesem, sondern nach den Gründen der Veränderung zu forschen. Tut man das, so ist es wohl natürlich, daß man zunächst daran denkt, die menschlichen Sprachorgane verantwortlich zu machen. Das könnte in doppelter Hinsicht geschehen, nämlich einmal im Hinblick auf ihren Bau, und sodann mit Rücksicht auf die eingeübte Haltung. Daß die Verschiedenheit des Baues, z. B. Breite, Länge, Dicke der Zunge, vorgeschobene Lage des Unterkiefers die Lautgebung beeinflussen kann, liegt auf der Hand. Daß aber Lautveränderungen von der Art, wie sie oben aufgeführt sind, mit Veränderungen des Baues der Organe zusammenhängen sollten, scheint mir sehr unwahrscheinlich. Viel wichtiger ist jedenfalls die gleichbleibende Haltung und Anwendung (Zungen-, Kiefer-, Lippenhaltung, Muskeldruck usw.), die sich bei jeder Sprachgemeinschaft besonders gestaltet. Diese Haltung läßt sich überwinden, denn es gibt ja genug Menschen, welche eine neue Sprache vollkommen lernen; aber die Erfahrung lehrt, daß Volksstämme, welche durch politische Ereignisse in die Lage gekommen sind, mit andern zusammenzuwohnen, deren Sprache sie lernen müssen, diese neue Sprache stets mit der Organstellung der alten aussprechen, so z. B. die Ungarn, Böhmen, Esten. Angenommen nun, die Esten wären, als das noch möglich war, völlig germanisiert worden, so wäre jetzt ein besonderer deutscher Dialekt vorhanden, dessen Lautstand zu einem erheblichen Teile darauf beruhen würde, daß einstmals die Esten infolge ihrer eingewohnten Organhaltung das Deutsche sämtlich in der gleichen Richtung schlecht nachahmten. Was hier hypothetisch ausgeführt ist, hat sich in der Welt sehr oft ereignet, z. B. in den romanischen Ländern, und man kann denselben Vorgang auch da vermuten, wo er geschichtlich nicht mehr nachweisbar ist. Aber es gibt selbstverständlich doch auch zahlreiche Fälle, in denen sich die Aussprache verändert, ohne daß man ein Recht hätte, eine Sprachmischung in größerem Umfang anzunehmen. Welcher Art sind nun unter diesen Verhältnissen die treibenden Kräfte? Man hat an die für den einzelnen oft unmerklichen, im ganzen aber unleugbaren Einflüsse gedacht, welche Klima und Boden, Speise und Trank auf den menschlichen Organismus und also auch auf die Sprach-

tätigkeit ausüben. In dieser Richtung ist ein Nachweis in einem speziellen Falle versucht worden, indem H. Meyer in einem Aufsatz über den Ursprung der germanischen Lautverschiebung (Zeitschrift für deutsches Altertum 45, 101 ff.) die bei der Verschiebung der in Frage kommenden Konsonanten hervortretende Verstärkung des Expirationsstromes auf den Einfluß zurückführt, den die Verlegung des Wohnsitzes in ein Gebirgsland auf die Tätigkeit der Lungen ausgeübt habe. Es ist richtig, daß bei einigen Vorgängen in dem weiten Gebiete der sogenannten Lautverschiebung eine Verstärkung des Expirationsstromes hervortritt, auch ist ein Zusammenhang mit dem Wechsel des Wohnortes an sich nicht undenkbar, aber es fehlt viel zu einem Nachweis. Zunächst wäre genauer, als bisher, soviel ich weiß, geschehen ist, zu zeigen, ob und inwieweit bei Gebirgsvölkern die Lungentätigkeit nicht bloß beim Steigen (wobei ja wenig gesprochen wird), sondern auch bei dem Gehen in der Ebene und in der Ruhelage besonders stark ist, und es müßte ferner untersucht werden, ob sich dann auch bei der Hervorbringung anderer Laute eine solche Steigerung der Lungentätigkeit beobachten läßt. Mit der Verschiedenheit in der Stärke des Expirationsstromes läßt sich die energischere oder schlaffere Artikulation von Konsonanten in Parallele setzen. Ich habe darüber in dem angeführten Aufsatz über das Wesen der Lautgesetze mit Beziehung auf das Althochdeutsche bemerkt: 'Das *i* von *ai* ist durch die Einwirkung eines nachfolgenden *h w r* zu *e* geworden, das *u* von *au* durch die Einwirkung eines Gaumen- oder Lippenlautes als *u* erhalten worden. Ein solcher Einfluß findet sich nicht überall im gleichzeitigen Deutsch. Im Altsächsischen z. B. ist jedes *ai* zu *ē* geworden, wenn nicht *j* folgte, und ebenso jedes *au* zu *ō*, wenn nicht *w* folgte. Man darf daraus wohl schließen, daß die Aussprache dieser Konsonanten in der in Rede stehenden Zeit im Althochdeutschen besonders energisch gewesen ist.' Man kann natürlich auch die Gründe dieser Aussprache in irgendwelchen klimatischen oder geographischen Verhältnissen suchen, man könnte darin aber auch die Folge eines sogenannten geistigen oder sittlichen Aufschwungs sehen, wie man ihn in manchen Perioden der Geschichte zu bemerken glaubt, indessen ist das eine so unfaßbar wie das andere. Zu den Veränderungen, für welche in erster Linie psychische und gesellschaftliche Motive geltend gemacht werden, gehört die von Wundt angenommene Beschleunigung des Redeflusses, aus der sich die germanische

Lautverschiebung erklären soll. Ob eine solche Beschleunigung in Deutschland wirklich eingetreten ist, muß dahingestellt bleiben, im einzelnen stößt diese Auffassung jedenfalls auf Schwierigkeiten. Bei der hochdeutschen Verschiebung (und ähnlich in der urgermanischen) der Tenuis wird aus *t p k* jedesmal eine Doppelspirans, z. B. alts. *etan*, ahd. *ëzzan*, alts. *opan*, ahd. *offan*, alts. *makon*, ahd. *mähon* (vgl. oben S. 149); diese Doppelspirans aber dürfte doch wohl mehr Zeit erfordert haben als die einfache Tenuis. Es mußte also in den zahlreichen Wörtern, die hier in Betracht kommen, die Aussprache infolge der eingetretenen Lautverschiebung nicht schneller, sondern langsamer vorstatten gehen als früher.

In den Zusammenhang der letzterwähnten Gedankengänge kann man auch die Vorstellung einreihen, daß Bequemlichkeit der letzte Grund aller Lautveränderungen ist. Daß die Menschen so sprechen, wie es ihnen am bequemsten ist, ist ein so naheliegender Gedanke, daß jeder Laie darauf verfällt. Bei genauerem Durchdenken aber kommt man in Verlegenheit. Wenn man in der absteigenden Linie der Generationen einen Fortschritt zu immer größerer Bequemlichkeit findet (und das ist doch die Annahme), so würde man rückschreitend auf immer unbequemere Zustände stoßen und zu der Annahme gedrängt werden, daß unsere ältesten Vorfahren sich das Sprechen erstaunlich unbequem gemacht haben. Man kann dieser Konsequenz freilich entgehen, indem man sagt, der Begriff der Bequemlichkeit gelte immer nur für eine Generation, so daß es z. B. der einen Generation bequem gewesen sei, *ei* und *ou* in *i* und *ü* zu verwandeln, einer andern, das *i* und *ü* wieder in *ei* und *ou* übergehen zu lassen (wie es tatsächlich im Deutschen geschehen ist); dann aber verliert der Begriff der Bequemlichkeit seinen positiven Inhalt und ist nur eine Formel für die Tatsache, daß bald so, bald anders gesprochen wird. Will man dem Worte Bequemlichkeit einen positiven Inhalt geben, so kann man es nur im Sinne der Ersparung der Arbeit auffassen, wie es von Georg Curtius geschehen ist, der namentlich auch in der Verlegung der Aussprache von hinten nach vorn eine Erleichterung sah (vgl. oben S. 145). Auf diese Verrückung der Stelle im Munde hat dann Baudouin de Courtenay in dem Sinne besonderen Wert gelegt, daß er darin eine Vermenschlichung der Sprache erblickt (B. d. C. Vermenschlichung der Sprache 1893, in der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge von Virchow und Holtzendorff N. F. Serie 8, Heft

173, vgl. auch JF. 12 Anz. 156). Indessen, so ansprechend der Grundgedanke scheinen mag, so ist doch festzustellen, daß der Erleichterung auch eine Erhöhung der Arbeit gegenübersteht, z. B. wenn aus einer *Lenis* eine *Fortis* wird oder aus einem Verschlublaut eine Doppelspirans (s. oben S. 149), und daß auch eine Bewegung von vorn nach hinten vorkommt, z. B. wenn σ zu *Spiritus asper* wird, oder \bar{i} zu *ei* und *ai*.

Hat sich nun in der bisherigen Darlegung, die sich hauptsächlich mit dem Sprachorgan und dem Sprechen beschäftigte, kein recht durchgreifender Gesichtspunkt für die Erklärung des Lautwandels ergeben (außer etwa bei der Sprachmischung S. 155), so fragt sich, ob man nicht weiter kommt, wenn man auch das Hören gebührend berücksichtigt. Offenbar spielt das Ohr beim Sprechen eine sehr wichtige Rolle. Es ist ja klar, daß jedes neu eintretende Mitglied mit dem Ohre die Laute der übrigen auffängt und sie nachzubilden sucht, wobei sein Ohr die Kontrolle darüber liefert, ob die Nachbildung genau war. Es ist ferner klar, daß die Nachbildung nicht immer vollkommen gelingt. Man wird annehmen dürfen, daß jedes Mitglied einer jüngeren Generation in einigen Punkten etwas anders ausspricht, als die Mitglieder der älteren Generation, die seine Vorbilder sind. Auf dieser Beobachtung beruht die nunmehr zu erwähnende Ansicht über die Gründe des Lautwandels, die man die Generationen- oder besser Nachahmungstheorie nennen könnte. Sievers gibt ihr die allgemeine, noch über den Kreis der jüngeren Generation hinausgehende Fassung: 'Aller Lautwechsel beruht auf mangelhafter Reproduktion der traditionellen Aussprache' (Phonetik⁴, 243). Dabei entsteht natürlich sofort die Frage, woher denn die Gleichheit der Abweichungen kommt. Eine natürliche Richtung des Lautwandels und damit eine Gleichheit der Fehler und Abweichungen bei allen Personen einer Sprachgemeinschaft läßt sich, wie bisher gezeigt worden ist, nicht annehmen; so bleibt denn nichts übrig, als vorauszusetzen, daß die Abweichungen, welche zunächst bei einzelnen Personen erscheinen, von andern nachgeahmt werden und sich auf diese Weise über ein ganzes Gebiet ausbreiten. Sievers fährt denn auch a. a. O. fort: 'Die Bildung neuer Aussprachformen geht daher von einzelnen Individuen oder auch von einer Reihe von Individuen aus, und erst durch Nachahmung werden solche individuelle Neuerungen allmählich auf größere Teile einer Sprachgenossenschaft oder auch auf deren Gesamtheit übertragen. Dabei ist es für die Weiterentwicklung

der Sprache ziemlich gleichgültig, wo die Neuerung einsetzt, ob etwa innerhalb einer und derselben Generation von Sprechern oder bei der Übertragung der Sprache von einer Generation auf die andere. Wahrscheinlich spielen beide Arten der Neuerung bei der Sprachveränderung eine typische Rolle.⁷ Andere Gelehrte weisen der jüngeren Generation eine wichtigere Rolle zu, so Brugmann, welcher KVG. S. 37 meint, in der Regel seien es die Jüngeren, bei denen die Bewegung beginne. Man kann nicht sagen, daß das, was in diesen Sätzen behauptet wird, induktiv bewiesen sei. Es ist nur wenig der Art beigebracht worden (vgl. Bremers Deutsche Phonetik), was sich daraus erklärt, daß es sehr schwer ist, während eines Menschenlebens Übergänge sicher festzustellen. Genaueres wird sich erst ermitteln lassen, wenn der Phonograph in weitem Umfang in den Dienst der Sprachforschung gestellt wird. Einstweilen müssen wir uns mit Eindrücken und Wahrscheinlichkeiten begnügen. Innerhalb dieses Gebietes aber muß Wert auf eine allseitig anerkannte Tatsache gelegt werden, die Tatsache nämlich, daß die Nachahmung überall in der menschlichen Gesellschaft eine unendlich wichtige Rolle spielt. Wie sollte es in der Sprache anders sein?

Danach würde ich meine Ansicht wie folgt zusammenfassen können (vgl. Das Wesen der Lautgesetze S. 303): Wir verstehen unter Lautgesetzen, wenn wir den Ausdruck Gesetz subjektiv fassen, die Feststellung von Gleichmäßigkeiten in der Aussprache von Lauten, wenn wir ihn objektiv fassen, das Bestehen solcher Gleichmäßigkeiten, welche sich innerhalb gewisser örtlicher und zeitlicher Grenzen vorfinden. Wir werden auf solche Gleichmäßigkeiten aufmerksam, indem wir zwei Sprachdurchschnitte miteinander vergleichen, und zwar, wo es möglich ist, einen früheren und einen späteren derselben Sprache, fassen also in diesem Falle das Gesetz so, daß wir sagen: was früher so und so war, ist später ebenso oder hat sich so und so verändert. Die Veränderungen sind praktisch wichtiger und kommen also vorzugsweise in Betracht. Wir teilen die Vorgänge bei den Veränderungen in primäre und imitative. Die primären Vorgänge können, wie man annimmt, an allen Mitgliedern einer Sprachgenossenschaft derart zur Erscheinung kommen, daß sie den Ausspracheveränderungen derselben die gleiche Richtung anweisen: das kann geschehen, wenn eine gründliche, die ganze Gemeinschaft umfassende Sprachmischung stattfindet, oder wenn andere, freilich schwer zu fassende, die Gesamtheit ergreifende

Einflüsse physischer oder sozialer Natur eintreten, wohin etwa die Verstärkung des Expirationsstromes oder die Beschleunigung des Redeflusses gehören könnte. Wenn derartige Vorgänge sich geltend machen, ist zur Herbeiführung der Gleichmäßigkeit in der Aussprache der verschiedenen Individuen jedenfalls immer noch eine auf gegenseitiger Nachahmung beruhende Ausgleichung nötig. Die primären Vorgänge können sich aber auch nur an einem Teil oder an einzelnen Individuen der Sprachgemeinschaft vollziehen, und es können dann zu den obengenannten Gründen auch Motive individueller Art hinzutreten. Die übrigen Individuen der Sprachgemeinschaft werden von diesen Vorgängen nur darum berührt, weil sie sie nachahmen. Da bei der Nachahmung auch wieder erheblichere Abweichungen sich einstellen können, bedarf es zur Herstellung der Gleichförmigkeit auch in diesem Falle der Ausgleichung. Die Gleichmäßigkeit kann nie eine vollkommene sein. Soweit sie aber vorhanden ist, beruht sie, wie man sieht, zu einem sehr erheblichen Teil auf Ausgleichung, also Nachahmung. Die Nachahmung spielt nicht bloß bei den immer wieder neu hinzukommenden Jüngeren eine Rolle, welche die Sprache zu lernen haben, sondern auch bei den Erwachsenen, welche fortwährend aufeinander einen gegenseitigen Einfluß ausüben.

Für die Zukunft ergibt sich als eine der Hauptaufgaben, durch Beobachtung näher festzustellen, wie die Ausgleichung, von der hier geredet wird, vor sich geht. Einen Anfang dazu hat Wheeler gemacht (*Transactions of the Americ. philol. Assoc.* 1901), der sich die Sache so vorstellt: Ein Sprechender, der einen neuen Laut aufnimmt, lernt ihn zunächst an einigen Wörtern. Eine Zeitlang hat er das alte und das neue Lautbild zugleich im Gedächtnis. Spricht er nun bei andern Wörtern den alten Laut, mit dem er sie früher gelernt hat, so fällt ihm sofort das siegreiche neue Lautbild ein, und setzt sich auf diese Weise bei allen Wörtern fest. Thurneysen hat in der oben angeführten Prorektoratsrede diesen Gedanken aufgenommen und weitergeführt. Inwieweit sich die vorgetragene Anschauung bewährt, wird weitere Beobachtung lehren.

Achtes Kapitel.

Die Analogiebildungen.

Die Ausdrücke *ἀναλογία* und *ἀνωμαλία* sind zuerst, soviel wir wissen, von den Stoikern auf die Sprache angewandt worden. Und zwar wurden sie von diesen auf das Verhältnis der Begriffe zur Lautform bezogen, so daß sie *ἀνωμαλία* fanden, wenn diese nicht zusammenzustimmen schienen, z. B. wenn ein Wort maskulinische Lautform hatte, ohne seinem Begriffe nach etwas Männliches zu bedeuten. Die Philologen und Grammatiker aber, zu welchen die Termini von den Philosophen kamen, dachten nicht an das Verhältnis von Begriff und Lautform, sondern an das Verhältnis zwischen Sprachformen, welche der gleichen Anwendungskategorie angehören. Die einen von ihnen (die Analogisten) behaupteten, daß diese eigentlich auch gleiche grammatische Formung zeigen müßten, und bemühten sich, eine solche möglichst nachzuweisen, während die andern (die Anomalisten) sich durch die unendliche Fülle der Verschiedenheiten an der Aufstellung umfassender Gleichheitsgruppen verhindert sahen. Der langwierige Kampf zwischen den beiden genannten Richtungen führte schließlich zu dem Ergebnis, daß man eine große Mannigfaltigkeit der Form bei gleicher Verwendung zugeb, z. B. für den Nominativ Singularis behauptete, er habe im Maskulinum die Ausgänge $\nu \xi \rho \sigma \psi$, im Femininum $\alpha \eta \omega$ $\nu \xi \rho \sigma \psi$, für das Neutrum $\alpha \iota \nu \rho \sigma \upsilon$ (bei einigen auch \omicron , z. B. ἄλλο). Innerhalb der so entstandenen kleineren Gruppen legte man aber Wert auf die Feststellung der Gleichmäßigkeit und verlangte von den Schülern das Ermitteln der Analogie (*ἀναλογίας ἐκλογισμός*). Mit den vielen vereinzelt Formen fand man sich entweder so ab, daß man doch irgendeine Analogie aufstellte, oder daß man sie einfach als vorhandene

Unregelmäßigkeiten hinnahm. So ist es durch das Mittelalter bis in die Neuzeit geblieben. Dabei hat sich der Ausdruck *ἀνωμαλία* gehalten (*verba anomala* usw.), während man statt 'analogisch' lieber 'regelmäßig' gebraucht. Dagegen entwickelte sich bei dem Versuch, anomale Erscheinungen zu erklären, ein neuer, dem Altertum nicht bekannter Terminus, nämlich der Ausdruck 'falsche Analogie'. Wer ihn zuerst angewendet hat, weiß ich nicht. Ich finde ihn bereits gebraucht bei den Begründern der vergleichenden Sprachwissenschaft, z. B. bei Pott, der in seinen Etymologischen Forschungen u. a. sagt, *legalis* und *letalis* (welche eigentlich auf *avis* ausgehen müßten, weil das Stammwort bereits ein *l* enthält) seien Mißbildungen: sie wurden nach der 'irrigen Analogie' von *rogalis mortalis* gebildet, 'indem man gegen das Wohllautgesetz ungehorsam wurde' (2,98), oder bei *πάρριον* 'eine Figur in der Gestalt von *π*', das *τ* sei darin nach 'falscher Analogie' aufgenommen worden wie in *ρωτακισμός* (2,498). In der gleichen Weise wie von Pott ist die falsche Analogie von allen Sprachforschern gelegentlich verwendet worden, bis sie gegen Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts praktisch und theoretisch größere Beachtung fand. Das geschah zunächst von seiten der Germanisten und Slavisten. Unter den ersteren ist vor allen Scherer zu nennen, der in seinem 1868 erschienenen Buche Zur Geschichte der deutschen Sprache von dem Prinzip der Formübertragung (auch Uniformierung, falsche Analogie, Umdeutung, Mißverständnis, falsche Folgerung genannt) reichlichen Gebrauch machte und S. 177 bemerkte: 'Es wäre sehr verdienstlich, wenn jemand solches Aufdrängen, solche Formübertragung oder »Wirkung der falschen Analogie« einmal im allgemeinsten Zusammenhang erörterte und namentlich die Einschränkungen festzustellen suchte, innerhalb deren dieser Vorgang sich halten muß'. Ein lehrreiches Beispiel entnehme ich der 1876 erschienenen Schrift von Leskien Die Deklination im Slavisch-Litauischen und Germanischen. Es handelt sich um einen Genitiv Sing. Fem. des arkadischen Dialekts auf *av*, z. B. *ζαρίαv* 'der Strafe', woneben der Artikel *τᾶς* die gewöhnliche Form hat. Diese Form auf *av* hatte ein Schüler von Georg Curtius Gelbke im Sinne seines Lehrers nach der damals üblichen, später so genannten Additionsmethode erklärt, indem er auf eine Urform *ajos* zurückgeht, aus der einerseits *aos as* geworden sei, andererseits *aos av* und mit Abfall des *s av*, wogegen Leskien einwendete, es müsse völlig unglaublich erscheinen, daß in einem und demselben

Dialekt der Ausgang *ajos* bald sein *s* behalten, bald es verloren habe, bald sein *ao* zu *a* kontrahiert, bald es erhalten habe. Weiter machte er darauf aufmerksam, daß *ajos* nur aufgestellt sei, um diese beiden Formen unter einen Hut zu bringen. Die europäischen Sprachen wiesen vielmehr auf den Ausgang *ās*. Man müsse deshalb das femininische *ao* im Arkadischen als einen jungen Eindringling ansehen. Diese Endung verdanke ihre Existenz lediglich einer Übertragung aus dem Maskulinum. Daß Leskien recht hatte, zeigte später das Kyprische, welches den von ihm vorausgesetzten Zustand wirklich zeigt, nämlich *ao* für das Maskulinum, *ac* für das Femininum der ersten Deklination auch bei den Substantiven, z. B. *ἀνάσας*. An diesem typischen Beispiel läßt sich der Unterschied der beiden Verfahrenswesen gut beobachten. Die ältere liebte es, in einer auffälligen Erscheinung etwas Altertümliches zu sehen, und war geneigt, zur Erklärung eine Urform aufzustellen, aus der sie die verschiedenen Gestalten ableitete, wobei gelegentlich Lautvorgänge angenommen wurden, für die es kein Analogon gab; die jüngere aber hielt auf strenge Befolgung der bis jetzt erkannten Lautgesetze und streng historische Auffassung des Gegebenen, und wurde so von den Urformen abgelenkt und zur Annahme von Analogiebildungen getrieben. Es ist unter diesen Umständen begreiflich, daß die Analogiebildungen in der sogenannten junggrammatischen Bewegung eine wichtige Rolle spielten, und daß sie in der Auseinandersetzung zwischen Georg Curtius und Anhängern der neueren Richtung, welche sich an Curtius' Schrift *Zur Kritik der neusten Sprachforschung* 1885 anschloß, auf beiden Seiten erörtert wurden (vgl. namentlich K. Brugmann, *Zum heutigen Stand der Sprachwissenschaft*, S. 75 ff.), wobei Curtius die Erscheinung wesentlich auf die modernen Sprachen beschränken und die Erklärung durch Analogie nur als Notbehelf gelten lassen wollte, während seine Gegner ausführten, daß man derartige Bildungen, die ja auf den überall bei Menschen wirksamen Gesetzen der Assoziation beruhten, auch überall zu finden erwarten dürfe, und betonten, daß eine Rangverschiedenheit zwischen den beiden Erklärungsmethoden (der lautgesetzlichen und der analogischen) nicht zugestanden werden könne, daß vielmehr in jedem einzelnen Fall unbefangenen erwogen werden müsse, ob zu dem einen oder dem andern Mittel zu greifen sei. Diese Ansicht hat sich in der Wissenschaft durchgesetzt, und es wird jetzt nur noch über die Einteilung, die psychologische Erklärung

und ähnliches verhandelt. Ich werde am Schluß des Kapitels ein Wort über diese Probleme sagen. Hier gebe ich zunächst einen Überblick über die in der Sprache vorhandenen Verbände, innerhalb deren sich Analogiebildungen zu finden pflegen. Dabei sind immer nur einige Beispiele angeführt, wie sie mir gerade zur Hand sind. Systematisch angelegte Sammlungen aus einzelnen Sprachperioden, welche es uns ermöglichen würden, die Erscheinung in einiger Vollständigkeit zu überblicken, sind mir nicht bekannt. Es kommen in Betracht:

1. Die etymologischen Verbände. Die Form eines Wortes wird verändert, weil es von den Sprechenden zu einem etymologisch verwandten in Beziehung gesetzt wird. So ist aus mhd. *schönheit kuonheit* mit Anklang an *schön* und *kühn* *Schönheit* und *Kühnheit* geworden, während, wie Paul in seinem Wörterbuch bemerkt, *Bosheit* geblieben ist, weil es sich in seinem Bedeutungsumfang nicht so vollständig mit *böse* deckt, wie *Schönheit* und *Kühnheit* mit *schön* und *kühn*; *golden* ist aus dem älteren *gülden* durch den Einfluß von *Gold* umgebildet worden; *liegen* ist zu *lügen* geworden durch den Einfluß von *Lüge*, *antwürte* zu *Antwort* durch den Einfluß von *Wort*. Hierher gehört die unüberselbare Menge der sog. Volksetymologien, wobei ein Wort mit einem andern irrtümlicherweise in etymologischen Zusammenhang gebracht wird, z. B. *Beispiel* mit *Spiel*, während *spel* in mhd. *bispiel* 'Erzählung' bedeutet.

2) Die Redeteilverbände, und zwar

a) Der Verbalverband. Eine Analogiebewegung von weitreichender Bedeutung vollzog sich, indem die Infinitive dem Verbum finitum angegliedert wurden. Als Beispiel mögen die griechischen auf-μεναι dienen. Den ältesten Typus zeigen Formen wie δόμεναι gleich ai. *dāmānē*, welche Dative von Nomina actionis mit verbaler Konstruktion sind ('zur Gabe, Gebung'), und ursprünglich hauptsächlich durch diese Konstruktion in innerlicher Verbindung mit dem Verbum standen. Von den im Griechischen vorhandenen Exemplaren entsprechen nur wenige, wie ἔδμεναι und ἴδμεναι, noch dem ursprünglichen Typus. Von ihnen trat ἔδμεναι zu Präsensformen, ἴδμεναι zu Perfektformen in innerliche Beziehung, und nun wurden nach Analogie von ἔδμεναι weitere Präsensinfinitive gebildet, z. B. κίχήμεναι ζευγνόμεναι ἀγινόμεναι usw., und nach Analogie von ἴδμεναι Perfektinfinitive, z. B. τεθνάμεναι. Andere Bildungen ursprünglichen Gepräges, wie z. B. βήμεναι und θέμεναι gesellten sich zum zweiten Aorist und erhielten Genossen in ζυμβλήμεναι ἀλώμεναι οὐτάμεναι, weiter

εἰπέμεναι μιγήμεναι ἀειχοθήμεναι. Endlich bildete man auch mit Anlehnung an das Futurum δώσόμεναι u. ä. Alle derartigen, äußerst zahlreichen Bildungen haben nun die Eigentümlichkeit, daß sie in einer Einzelsprache durch Verbindung zweier ursprünglich getrennter Systeme (des nominalen und des verbalen) entstanden sind, und also nicht auf eine indogermanische Urform zurückgeführt werden können. Sodann zeigt sich häufig innerhalb des Verbum finitum eine Einwirkung des einen Tempusgebietes auf andere, z. B. wenn im Lateinischen das ursprüngliche *jungo* **juxi* **jectum* zu *jungo junxi junctum* geworden ist, oder im Deutschen das präsentische *n* von *standan* 'stehen' weiter gedungen ist (vgl. got. *standa stop stopum* **stafans* — dieses aus dem Altnordischen erschlossen —, dagegen ahd. schon *stantu stuont stuontum gistantan*, nur vereinzelt noch das Präteritum *irstuat* ohne *n*), oder wenn in umgekehrter Richtung *n* aus den übrigen Formen ins Präsens dringt, z. B. wenn dem mhd. *fāhen* (*fān*) *fienc fiengen gefangen* jetzt *fangen fieng* entspricht. Ebendahin gehören die Ausgleichungen, durch welche die Verschiedenheiten beseitigt worden sind, die infolge der Wirksamkeit des sog. Vernerschen Gesetzes (s. oben S. 106) entstanden waren. So ist z. B. aus dem ahd. *lisu las tārum gilēran* jetzt *lese las lasen gelesen*, aus *friusa frōs frurum gifroran* jetzt *friere fror froren gefroren* geworden; entsprechend *dihu deh digum gidigan* jetzt *gedeihe gedieh gediehen*, während die Analogiewirkung bis zu dem innerlich abgetrennten, adjektivisch gewordenen *gediegen* nicht reichte. In denselben Zusammenhang gehören die zahlreichen Einwirkungen, welche im Deutschen das passive Partizipium auf Präteritalformen geübt hat, wie z. B. durch die Einwirkung von *geflochten* das ursprüngliche *flaht* in *flocht* verwandelt worden ist. Zu den Analogiewirkungen von einem Tempussystem zum andern gesellen sich die Ausgleichungen inmitten eines einzelnen Systems, eines einzelnen Modus, z. B. die Ausgleichungen zwischen sog. starken und schwachen Formen, im Indikativ Präs. von εἶπέ, wo das *e* ursprünglich nur den starken Formen angehört (vgl. ai. *ásmi ási ásti smás sthá sánti*), von diesen aber auch in die schwachen Formen des Indikativs und in den ganzen Optativ gedungen ist, so daß in diesem Modus nun griech. εἶργν (*ἐστργν) dem ai. *syām* und lat. *siem* gegenübersteht, welche den ursprünglichen Zustand bewahrt haben. Innerhalb des Indikativs Präs. ist im jetzigen Deutsch das noch bei Luther vorhandene lautgesetzliche *ich geuße, du geußest, er geußt, wir gießen* in *ich gieße* usw.

übergegangen. Ferner sei an die Ausgleichungen der Konsonanten im germanischen Perfektum erinnert, welche sich im Gotischen zeigen gegenüber den andern altgermanischen Dialekten (s. oben S. 106 und an die ebenda auftretenden Ausgleichungen der Vokale, z. B. *ich beiß, wir bissen* noch bei Luther, später *ich biß, wir bissen, ich sang, wir sungen* noch erhalten in *wie die alten sungen* usw., jetzt *sangen*. Ein Beleg dafür, daß Endungen übertragen werden, liegt vor in dem ai. *bhārāmi* usw., das sein *mi* von *āsmi* usw. erhalten hat, ferner z. B. in dem deutschen *du kannst sollst darfst* usw., deren *st* von *weißt* und *mußt* übertragen ist, unter Mitwirkung der Tatsache, daß sich im Präsens ein Ausgang *st* (durch Anfügung von *du*) herausgebildet hatte. Eine Einwirkung von einer Person auf die andere dürfte in dem durchgängigen *ē* der altindischen Medialendungen vorliegen (vgl. *-mahē -dhvē* gegen *-μέθη* und *-θηε*).

b) Das Nomen (Substantivum und Adjektivum). Häufig wird das stambbildende Suffix verändert, weil man an ein sinnverwandtes Wort denkt, z. B. wenn man jetzt vulgär die *Morgende* sagt nach die *Abende*, oder wenn lat. *meridionalis* in Anlehnung an *septentrionalis* entstand. Derselbe Wortteil ist von einer weitgreifenden Bewegung ergriffen worden, als die Unterschiede der Stammabstufung beseitigt wurden. So entstand *κόνα* aus **κόννα* nach *κόνος κονί*, so *φέρων φέροντος* usw. einerseits und *ferens ferentis* andererseits aus einem Urparadigma, welches in den starken Kasus *ont*, in den schwachen Nasalis sonans hatte. Ein ähnlicher Vorgang ist es, wenn im Deutschen die lautgesetzliche Gestalt des Nominativs sich auf die übrigen Kasus desselben Paradigmas überträgt, so daß es z. B. mhd. *kraft krefte krefte kraft* heißt, jetzt aber *die Kraft, der Kraft* usw. Ebenso hat der Nom. ahd. *snō snē Schnee* veranlaßt, daß der Genitiv *snēwis* zu *Schnees* wurde, ebenso in *Klee See Bau Tau Blei Stroh Knie Mehl* (Gen. urspr. *melwes*, daher bair. *Melberei*) u. a. Vielleicht noch stärker umgestaltend wirkten die Formen einer Deklinationsart auf die entsprechenden der andern. So ist im Deutschen der Umlaut von dem Plural der *i*-Deklination in die *a*-Deklination, z. B. bei *Hals Baum*, und die *u*-Deklination (*Hand*) übertragen, der *er*-Plural hat sich von einigen Neutris weiter ausgebreitet, das *s* des Genitivs ist bei der konsonantischen Deklination, z. B. *Vater*, wo es lautgesetzlich verloren gegangen war, von der sonstigen Deklination aus, z. B. *Tages*, eingeführt worden, usw. In diesem Fall ist die Formveränderung eingetreten, weil den Sprechenden die Kasusunterscheidung, die sie überall

zu finden gewohnt waren, auch bei *Vater* usw. ein Bedürfnis war. In andern Fällen führte die Ähnlichkeit der Sachbedeutung eine Angleichung der sprachlichen Form herbei. So erhielt z. B. *Balke* und viele andere Wörter, welche Dinge bedeuten, nach *Wagen* u. a. im Nominativ ein *n*, während *Knabe* u. a., welche Personen bedeuten, von dieser Analogiewirkung nicht erreicht wurden. So erhielt ai. *pátis* 'der Herr' (Genitiv *pátēs*), in der Bedeutung 'Eheherr' den Genitiv *pátyur*, weil es durch *pitúr* 'des Vaters', *bhrátur* 'des Bruders' und andere Verwandtschaftswörter angezogen wurde.

c) Die Pronomina. Die Personalpronomen haben in einigen Sprachen, so im Altindischen und Griechischen, eine starke Einwirkung der Nominalflexion erfahren. Bei ihnen wurde z. B. ursprünglich der Akkusativ des Pluralis mit demselben Suffix gebildet wie der des Singularis (daher noch äol. ἄμμε 'uns' verglichen mit ἐμέ), dann aber ist ai. *asmán* nach Analogie der nominalen *a*-Deklination, ἰμέας nach Analogie der *i*-Deklination eingetreten. Eine Wirkung von einem Personalpronomen zum andern zeigt sich z. B. in unserem *dir* und *dich*, während das Gotische in *þus* und *þuk* noch das ursprüngliche *u* der zweiten Person hat. Eine Ausgleichung innerhalb desselben Paradigmas finden wir in den Formen ἐμοῦ ἐμοί usw., deren *ε* wir auf Einwirkung des Nominativs ἐγὼ zurückführen. Die Pronomina dritter Person haben ihrerseits auch auf die Nomina gewirkt. Denn es ist wahrscheinlich, daß von ihnen der Ablativ Singularis stammt, der zuerst in der nominalen *o*-Deklination auftritt, und sich von diesem Punkte aus im Avestischen und Italischen auch auf andere Deklinationen ausgebreitet hat. Im Deutschen findet sich eine Einwirkung des Akkusativs *inan* 'ihn' auf flexionslose substantivische Akkusative von Eigennamen oder Verwandtschaftsnamen: ahd. *Hartmuotan fateran* (von hier aus im Nhd. sogar auf Feminina wie *Annan Muttern* übertragen, die akkusativisch und dativisch gebraucht werden). Der umfassendste Vorgang ist die Bildung der sog. starken Adjektivflexion, welche nicht, wie man früher annahm, auf Zusammensetzung mit dem Pronomen, sondern auf Einwirkung beruht (got. *blindata* nach *þata*).

d) Die Zahlwörter. Die in notwendiger Folge ablaufende Reihe der Zahlwörter bietet natürlich viel Gelegenheit zu Ausgleichungen, am wenigsten die ursprünglichsten Kardinalia von 1—10, welche, da sie besonders fest im Gedächtnis haften, der Veränderung am besten widerstehen. Ich erwähne aus dem

Griechischen die Verdrängung des lautgesetzlichen *a* in *ἑξάκι* 'zwanzig' durch die Einwirkung der Formen mit *-κοντα*, wo *ο* lautgesetzlich war, ferner dieselbe Verdrängung aus demselben Grunde in ark. *ἑξοτόν*, att. *τριακόσιοι* usw. (dor. *τριακάτιοι*). Das *α* in *διακόσιοι* (lat. *ducenti*) erklärt sich aus *τριακόσιοι*. Im Deutschen gehört hierher die Ausgleichung zwischen den ursprünglich verschieden gebildeten Wörtern für die Zahlen von 20—60 und 70—90. 'Zwanzig' heißt got. *twai tigjus*, ahd. *zweinzug*, aber 'siebzig' got. *sibuntehund*, dem das ahd. *sibunzo* entspricht (wenn auch das Lautverhältnis nicht ganz aufgeklärt ist). Dieses und die entsprechenden Wörter für achtzig und neunzig haben sich nun nicht gehalten, sondern sind durch Neubildungen nach Analogie von *zweinzug* ersetzt worden: *sibunzug* usw. Aus dem Neuhochdeutschen sei noch erwähnt *andert-halb* für *anderhalb* nach *drittehalb* usw.

e) Die Adverbia. Als Beispiel seien die deutschen Adverbia auf *o*, mhd. *e* erwähnt, bei denen eine Verschiedenheit gegen die zugehörigen Adjektiva dadurch entsteht, daß die Adverbia den Umlaut verlieren, welchen die Adjektiva zeigen. So stehen neben den Adjektiven *süexe scöne späte vrüeje* die Adverbia *suoxe scöne späte vruo*. Im Nhd. ist die Verschiedenheit ausgeglichen zugunsten der Adjektiva, so daß die Adverbia nun auch *süß schön spät früh* lauten. Nur wo die Verbindung durch Bedeutungswandel unterbrochen worden ist, ist die alte Form der Adverbia geblieben, nämlich in *schon* und *fast*. Über analogische Ausbreitung von Adverbialformen, z. B. des ursprünglich genitivischen *s*, welches selbst Verbindungen wie *vor alters* ergriffen hat, handelt Wilmanns Deutsche Grammatik 2, 621.

f) Die Präpositionen und Partikeln. Ein Beispiel für Präpositionen bietet griech. *εἰς* neben *ἐν*, das sein *s* nach Brugmanns Ansicht von *ἐξ* bezogen hat, welches mit ihm durch den Gegensatz der Bedeutungen assoziiert war (Griech. Gr.³, 438), oder *κατό*, dessen *ο* nach demselben Gelehrten von *ἀπό* stammt (ebenda S. 443). Als Beispiel von Partikeln ist allbekannt *μηδέτι*, dessen *ι* ohne das Vorbild *οὐδέτι* nicht denkbar wäre.

Aus dieser Übersicht, die absichtlich nicht alle Möglichkeiten umfaßt, sondern sich auf die in der Sprache gegebenen Formensysteme beschränkt, aber auch innerhalb dieser Grenzen nur eine schwache Vorstellung von der Fülle assoziativer Bildungen vermittelt, folgt, daß eine assoziative Formveränderung entsteht, wenn dem Sprechenden die innere Beziehung eines Wortes zu einem andern lautlich in merkbarem Grade abweichenden zu be-

sonders deutlichem Bewußtsein kommt. Es gehört also zu einer Analogiebildung im modernen Sinn eine äußere Veränderung eines als Einzelexemplar überlieferten oder doch nach einem überlieferten Typus so und nicht anders zu bilden den Wortes. An sich könnte man auch jede neue Bildung nach einem gewissen Typus, z. B. jedes neu gebildete Wort auf *-ung*, eine Analogiebildung nennen, aber die wissenschaftliche Entwicklung hat, wie oben gezeigt worden ist, die beschränkte Anwendung des Terminus herbeigeführt. Es handelt sich bei einer Analogiebildung in diesem Sinne stets um eine Strebung, welche über eine vorhandene das Übergewicht gewinnt. Vorhanden ist das Bestreben, ein Wort weiter so hervorzubringen, wie es bisher geschehen war, die Umformung aber geschieht, wenn das Bewußtsein der inneren Verbundenheit mit andern Wörtern in besonders lebhafter Weise auftritt. Welche von den beiden Strebungen den Sieg davontragen wird, läßt sich in einem bestimmten Falle nicht vorhersagen. Manchmal erweist sich die im Gedächtnis vorhandene überlieferte Form des einzelnen Wortes, manchmal die Wirkung der Assoziation als stärker. So haben z. B. die meisten griechischen Dialekte die überlieferten Formen $\acute{\epsilon}\pi\tau\acute{\alpha}$ und $\delta\acute{\alpha}\tau\acute{\omega}$ als getrennte Individualformen beibehalten, im Herakleischen aber hat sich bei der Achtzahl der Spiritus der Siebenzahl ebenfalls eingestellt, so daß $\delta\acute{\alpha}\tau\acute{\omega}$ entstand, im Elischen ist die Konsonantengruppe umgeformt worden, so daß das Wort dort $\delta\acute{\alpha}\tau\acute{\omega}$ lautet. Weiter als bis zu acht ist auch in diesen Dialekten die Wirkung von sieben nicht gedrungen, weil $\acute{\epsilon}\nu\nu\acute{\epsilon}\alpha$ wegen seiner allzu abweichenden Gestalt einer Einwirkung Widerstand leistete. Im allgemeinen wird man wohl behaupten dürfen, daß Formen der Umänderung um so weniger ausgesetzt sind, je fester sie durch häufigen Gebrauch im Gedächtnis des einzelnen Sprechenden haften. So erklärt es sich z. B., daß das Verbum *sein* im Lateinischen und Deutschen nicht wie die übrigen in seiner ersten Person zur *o*-Konjugation übergeführt worden ist. Einen absoluten Schutz gegen Umgestaltung bietet aber der häufige Gebrauch auch nicht. Ist doch gerade das germanische *im* 'ich bin', wie es noch in Gotischen vorliegt, durch die Einwirkung eines bedeutungsgleich gewordenen Verbuns zu *bin* umgestaltet worden. Auch ist Häufigkeit des Gebrauches keineswegs der einzige Schutz gegen assoziative Wirkung. Oft kann man beobachten, daß eine Wirkung der Art durch das Vorhandensein oder Fehlen eines andern assoziativen Verbandes gehindert wurde.

So ist es z. B. auffallend, daß in der ganzen Klasse, zu der *werden* gehört, die Ablautverschiedenheit im Präteritum zugunsten des Singularvokals ausgeglichen ist, z. B. *ich starb, wir starben* zu *ich starb, wir starben* geworden ist, dagegen in *wurde* eine Einwirkung von *wurden* zutage tritt. In diesem Falle zeigt die Zweisilbigkeit, daß die Ursache in der Verbindung von *wurde* mit den Hilfswörtern *durfte mußte konnte sollte wollte* zu suchen ist, welche alle kein *a* haben. Anders steht es bei der Frage, warum für die Präteritopräsentia *darf kann mag muß weiß* der Vokal des Plurals nicht derselbe ist, wie der des Singulars, während dies bei *starb spann goß biß* der Fall ist. Vielleicht ist der Grund der, daß neben Präteritis wie *ich beiße, wir bissen* im Bewußtsein ein Präsens wie *ich beiße, wir beißen* stand, weshalb der Sprechende die Gleichheit des Vokals als etwas Natürliches empfand. Warum es sich bei *soll* anders verhält, wäre noch zu ermitteln. Überhaupt ist gerade für die Erwägung der Gründe, warum eine Analogiewirkung in einem gegebenen Fall auf eine gewisse Zahl von Formen beschränkt bleibt, noch viel zu tun.

Eine Veranlassung zu Analogiewirkungen ist oft dadurch gegeben, daß Formen, welche ursprünglich ähnlich waren, im Laufe der Zeit durch Veränderungen der Aussprache unähnlich werden. So heißt es z. B. im Gotischen *dagis* und *fadrs* beide mit dem genitivischen *s*, im Althochdeutschen aber fällt das *s* von *faters* weg, so daß zwischen *tages* und *fater* eine Ungleichmäßigkeit entsteht, welche später durch Angleichung von *fater* an *tages* beseitigt wird. In einem solchen Falle hat also die Analogiewirkung den Nutzen, eine gestörte Harmonie wiederherzustellen. Oft aber tritt auch zu einer gewissen Zeit eine Umänderung bei Formen ein, die schon lange so bestanden haben, (vgl. das oben über *ὄκτω* und *ἑπτὰ* Gesagte).

Über Einteilungen von Analogiebildungen habe ich Grundfragen S. 108 gesprochen. Ich kann nicht finden, daß die jetzt gewöhnlich verwendeten von erheblichem Nutzen sind; daß z. B. *starben* aus *sturban* als eine stoffliche Analogiebildung bezeichnet wird, *faters* aus *fater* aber eine formale, weil in dem einen Falle der stoffliche, in dem andern der formale Bestandteil des Wortes betroffen ist, ist verhältnismäßig gleichgültig, da doch beide Änderungen von paradigmatischer Zusammengehörigkeit herrühren. Wichtiger ist, sich den Unterschied zwischen gleichgültigen und förderlichen Bildungen klarzumachen. Eine gleichgültige Analogiebildung ist z. B. *ὄκτω* statt *ὄκτω*, dagegen

förderlich ist *δωσέμεναι*, wodurch der Vorrat an Ausdrucksmitteln vermehrt wird. Sie kommt in diesem Falle zustande, indem eine Lücke gefühlt wird, z. B. wenn ein indikativischer Futursatz in den Acc. cum infinitivo verwandelt werden soll. Es schwebt dann dem Sprechenden gleichzeitig der Infinitiv Präsens in einer ähnlichen Konstruktion und der Indikativ des Futurums vor, und aus der Vereinigung der beiden Bilder entsteht die neue Form. Man könnte die erstere Bildung als unproduktiv, die letztere als produktiv bezeichnen.

Rückblick.

Die Darstellung, auf welche zurückzublicken ich hiermit den Leser auffordere, beschäftigt sich zu einem erheblichen Teile mit der Geschichte der Grammatik. Dabei hat sich gezeigt, was sich im gleichen Falle stets zeigt, daß die Geschichte einer besonderen Wissenschaft von der übrigen, der Philosophie, der Literatur, und überhaupt des gesamten geistigen Lebens der Völker nicht zu trennen ist, und daß der einzelne Forscher oft in seiner wissenschaftlichen Haltung durch Einflüsse bestimmt wird, die von außen kommen und die ihn beherrschen, ohne daß er es merkt. Die Grundlage der heutigen Grammatik ist durch die griechischen Philosophen, besonders die Stoiker, gelegt worden, von denen wir aber im einzelnen oft zu wenig wissen. Aus ihren Händen kam sie in die der Philologen, welche die Grundzüge einer Schulgrammatik aufstellten, die im wesentlichen noch heute in allen unter griechisch-römischem Einfluß stehenden Ländern herrscht. Im Mittelalter geriet die Grammatik unter die Herrschaft der aristotelischen Logik, was für die Satzlehre von Wichtigkeit wurde, indem man sich allmählich gewöhnte, den sprachlichen Satz als ein Abbild des logischen Urteils zu betrachten. Aber auch für die Erklärung der Formen wurde die logische Betrachtung wichtig. Das Mittelalter fügte dem Subjekt und Prädikat einen dritten Bestandteil des Urteils, die Kopula, hinzu, welche sie sprachlich in dem Verbum 'sein' ausgedrückt sah. Nach der Anschauung der Logiker auch des achtzehnten Jahrhunderts inhäriert dieses Verbum jedem Verbum einer gegebenen Sprache, und diese Anschauung war es, durch welche Bopp zu einer seiner vornehmsten Hypothesen geführt wurde, der Vermutung nämlich, daß in dem *s* des indogermanischen Aorists und Futurums das Verbum 'sein' stecke. Das sechzehnte Jahrhundert brachte eine

wichtige Anregung von seiten der hebräischen Grammatik. Die Griechen hatten sich mit der Frage der Entstehung der grammatischen Formen nur insoweit abgegeben, als sie dieselben aus gewissen führenden Formen, beim Nomen dem Nominativ Singularis, beim Verbum der ersten Person Sing. des Präsens, ableiteten. Die führenden Formen selbst suchten sie nicht weiter zu analysieren. Die hebräischen Grammatiker dagegen wurden durch ihre Sprache auf den Begriff der Wurzel und zugleich auf die Ansicht geführt, daß die Personalendungen des Verbums angehängte Pronomina seien. Indem diese Anschauungen auf die klassischen Sprachen und das Deutsche übertragen wurden, ergaben sich als Produkt der grammatischen Analyse im Laufe der Zeit die Begriffe Wurzel, Stamm, Suffix und die Herleitung einiger Suffixe aus Pronominibus. Es war in den Zeiten der sogenannten Aufklärung die allgemeine, freilich im einzelnen wenig ausgeführte Ansicht, daß die Flexionsformen unserer Sprachen durch Zusammensetzung entstanden seien. Als nun aber die Aufklärung der romantischen Bewegung zu weichen begann, trat auch an die Stelle der für flach erklärten mechanischen Ansicht eine tiefere organische, die Ansicht F. Schlegels, daß die Flexion eine innere Entfaltung der Wurzel darstelle. So war die Lage, als Bopp auftrat. Er stand zunächst unter dem Banne der Schlegelschen Stimmung, kehrte dann aber, unterstützt durch den kantisch und also antiromantisch gestimmten Wilhelm von Humboldt, zu der älteren Theorie zurück, die er ins einzelne ausbildete. Sie hat bis in die Zeiten von Schleicher und Curtius geherrscht, kam dann aber von mehreren Seiten her ins Wanken. Zunächst arbeitete sich gegen die Ansicht von der Zusammensetzung fertiger Stücke die Entwicklungstheorie wieder in die Höhe, nicht zwar in der alten Fassung der Evolution, wohl aber in der neueren der Anpassung. Die Darwinsche Anpassungslehre hat ihr sprachwissenschaftliches Gegenbild in Ludwigs Adaptationstheorie. Diese war freilich nicht geeignet, zur Herrschaft zu gelangen, weil sie der unglaubhaften Hypothese von dem Vorhandensein zahlreicher gleichbedeutender Parallelförmigkeiten bedarf, aber sie unterstützte doch den Zweifel an der Richtigkeit der Boppschen Betrachtungsweise. Diese Zweifel kamen theils von innen heraus, indem sich die Einzelerklärungen vor den schärferen Forderungen der Lautlehre nicht halten konnten, theils von außen her aus der gesamten Zeitstimmung, die alles geschichtlich Gegebene mit einer durch wissenschaftliche und

politische Erfahrung gesteigerten Ehrfurcht betrachtete und auch auf andern Gebieten der Sprachkunde, z. B. dem der Konjekturealkritik, einen völligen Umschwung herbeiführte. Alle diese Einflüsse machen es erklärlich, daß man der Agglutinationstheorie höchstens eine gewisse allgemeine Wahrscheinlichkeit zugesteht, sich von glottogonischen Fragen möglichst fern hält und die Termini Wurzel, Stamm, Suffix nur noch als grammatische Hilfsausdrücke verwenden will, von denen es zweifelhaft ist, ob ihnen ein historischer Sinn zukommt. Man hätte also nicht ganz unrecht, wenn man behaupten wollte, daß wir wieder zu dem griechischen Standpunkte zurückgekehrt seien. Der Unterschied ist freilich der, daß jene naiv waren, wir aber resigniert sind. Wie lange diese Stimmung dauern wird, bleibt abzuwarten. Das aber steht fest, daß die fröhliche Sicherheit Bopps und seiner Zeitgenossen auf diesem Gebiete nicht wieder erreicht werden wird.

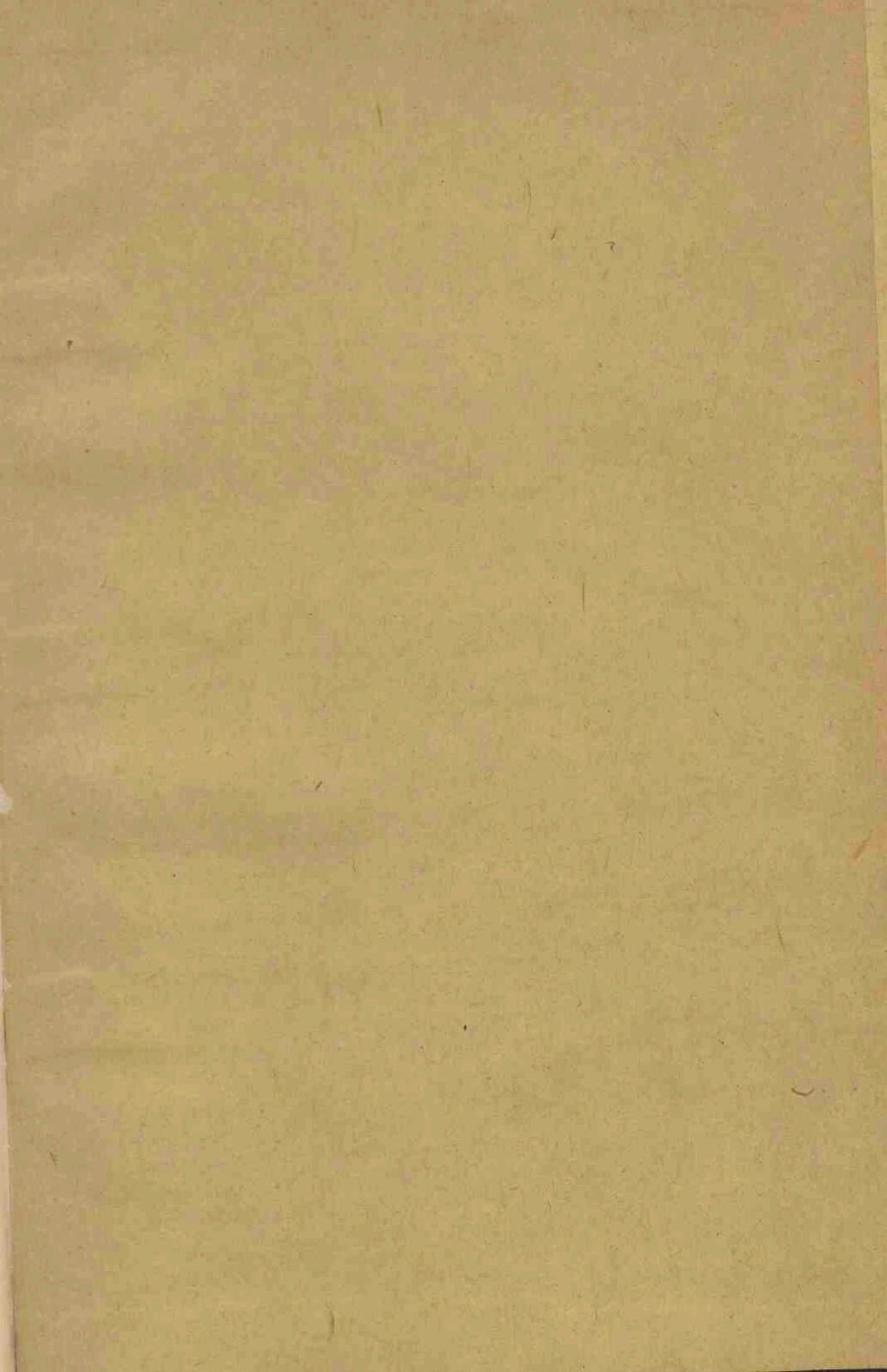
Bopp hielt die Erklärung der Formen für seine wichtigste Leistung. Die Nachwelt dagegen erkennt sie in dem Nachweis der indogermanischen Sprachverwandtschaft. Diese wurde ermöglicht durch die Zuführung völlig neuen Materials, die wissenschaftliche Entdeckung des Sanskrit, welche in letzter Linie der Ausbreitung des englischen Handels verdankt wird. Nachdem zuerst hauptsächlich das Griechische, Lateinische und Germanische berücksichtigt worden waren, ist allmählich eine beinahe unübersehbare Fülle von Sprachen und Dialekten erforscht und verglichen worden. Was auf diesem Gebiet an Erkenntnis des Tatsächlichen erobert worden ist, ist unverlierbar. Bei der Bewältigung haben zwei außenstehende Wissenschaften wertvolle Dienste geleistet, die Physiologie und die Psychologie. Nachdem in früherer Zeit nur gelegentlich den menschlichen Sprachorganen einige Aufmerksamkeit gewidmet worden war, erwarb sich E. Brücke das Verdienst, die Sprachforscher nachdrücklich auf die Notwendigkeit einer naturwissenschaftlichen Fundamentierung der Lautlehre hinzuweisen. Die Lautlehre, welche allmählich innerhalb der Sprachwissenschaft erwachsen ist, ist im vollsten Sinne eine Errungenschaft der Neuzeit. Altertum und Mittelalter hatten von der Möglichkeit einer solchen Wissenschaft noch keine Vorstellung. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Methode der Beobachtung sich immer noch verfeinern und uns allmählich die Gründe für die an sich unnötig erscheinende Veränderung der Aussprache, welche wir überall beobachten, sich immer mehr enthüllen werden.

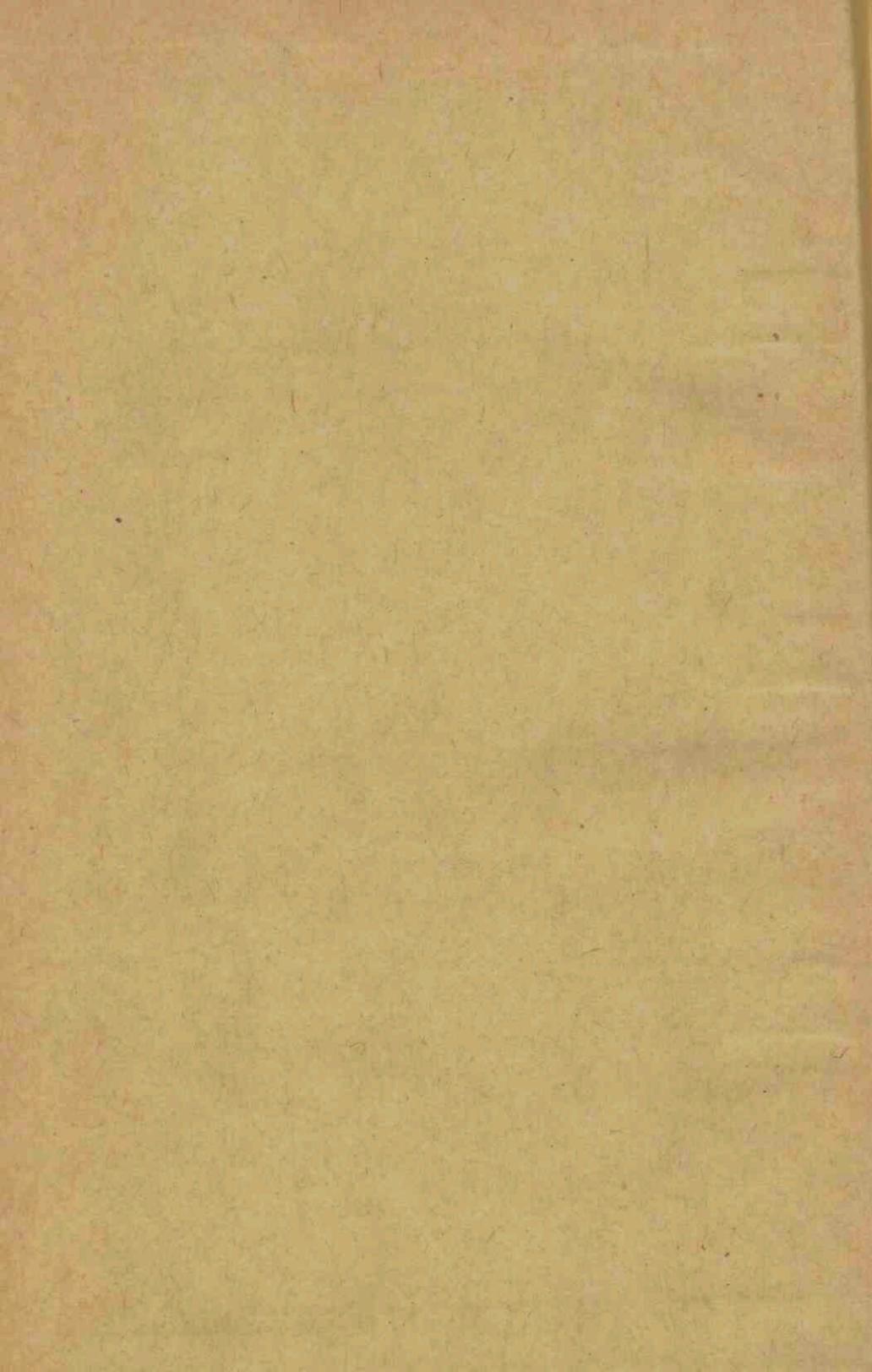
Von den modernen Systemen der Psychologie hat sich zuerst das Herbart'sche der Sprachwissenschaft nützlich erwiesen, wie man aus den Werken von Steinthal und Paul sieht, neuerdings besonders das Wundtsche¹⁾. Im praktischen Betriebe merkte man die Notwendigkeit einer psychologischen Betrachtung besonders bei den Analogiebildungen, bei deren Behandlung man von selbst auf gewisse Gruppierungen geführt wird, die sich im Innern des Sprechenden vollziehen. Jetzt wird, nachdem die Aufmerksamkeit in höherem Grade auf die Syntax gelenkt worden ist, vermutlich die Analyse der Satz-schemata eine Rolle spielen. Überhaupt aber wird es die Aufgabe sein, immer genauer durch Beobachtung festzustellen, was bei den einzelnen Individuen im Sprechen vor sich geht und welcher physisch-psychische Zustand bei ihnen vorhanden sein muß, damit sie sich innerhalb einer geschichtlich gegebenen Gemeinschaft untereinander verständigen können.

So werden in der nächsten Zukunft die Ursprungshypothesen wahrscheinlich im Hintergrunde bleiben, die historisch-psychologische Erforschung des Gegebenen aber wird, wie wir hoffen, weiter und weiter fortschreiten.

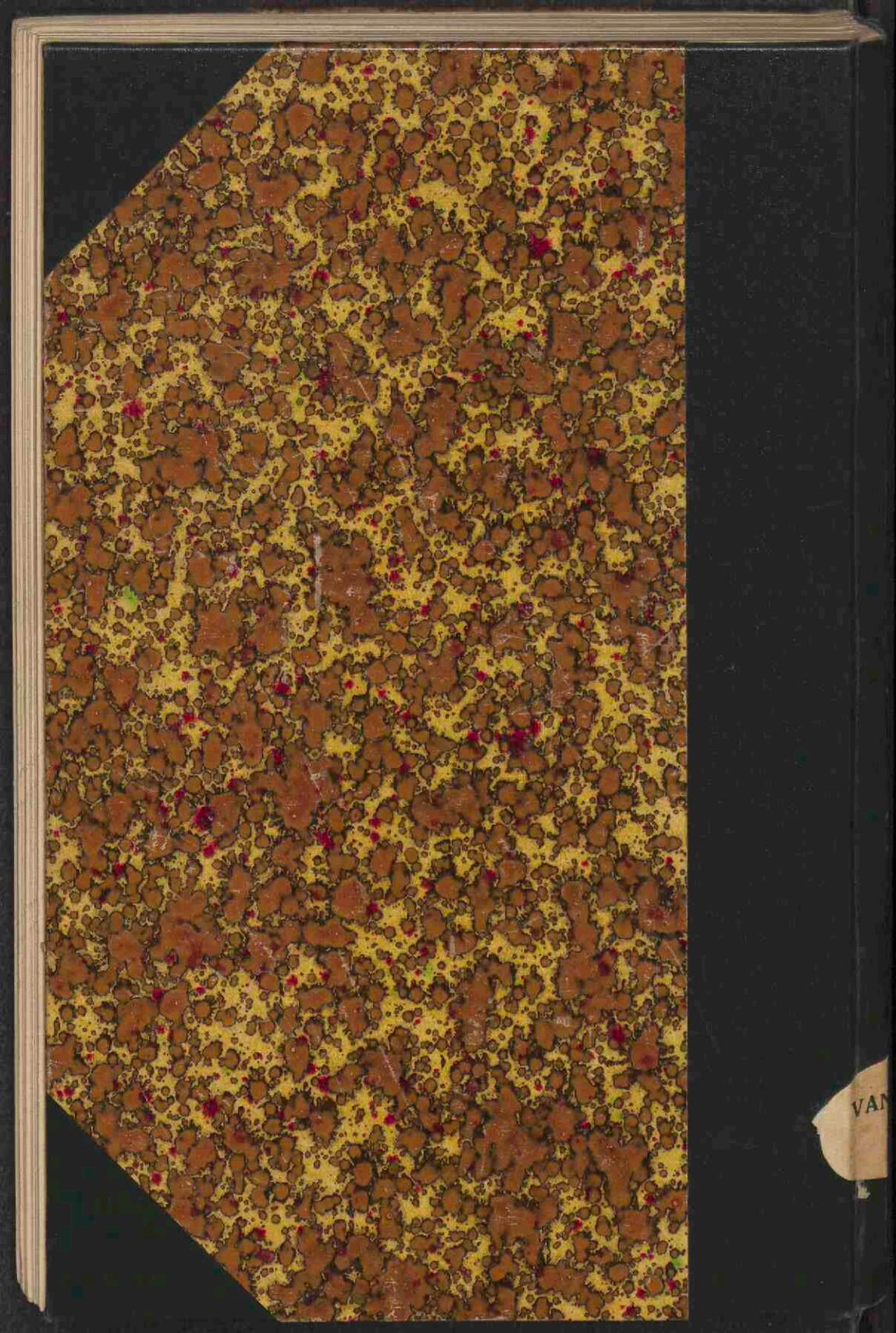
1) Eine gemeinverständliche Vergleichung der beiden Systeme findet man in meinen Grundfragen der Sprachforschung.

...
Kandamer
welche et
ist, ist
Attentat
solchen
Sicherheit
immer noch
an sich
welche wir





SGU



VAN